G II. 274.

Constrelln 3. Spriel

3. f. 15. Xr.

H. l.
a 594
2.

Raisonnement

über die

protestantischen

Universitäten

in

Deutschland.

Zweiter Theil.

Frankfurt und Leipzig

1770.

Joh. Theoph. Hoffel.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Der vierte Abschnitt,

von

den Professoren.

§. 49.

Die Einrichtung, die unsere Universitäten jetzt in Absicht auf die Professoren zu haben pflegen, ist überhaupt davon zu reden glücklicher, als in andern Ländern, und giebt wenigstens den besten Deutschen Universitäten einen Vorzug vor den auswärtigen. Er bestehet freilich nicht darin, daß Deutsche Professores immer gelehrtere Männer wären, als die in andern Ländern, wer wollte so partheyisch für sein Vaterland denken, das nur zu

hoffen? aber sie sind brauchbarer, und erfüllen ihren Zweck mehr, die Jugend in den nöthigen Wissenschaften zu unterrichten. Anstatt daß ausser Deutschland oft der sehr reich besoldete Professor wenig oder gar nicht lieset, und in England den eigentlichen Unterricht der Jugend Privatdocenten und Tutors überläßt; findet man auf den besten Deutschen Universitäten einen Fleiß im Lesen, von dem Ausländer sich kaum einen Begriff machen können, und der gemeiniglich so freywillig ist, daß es nicht nur keines Zwanges der Gesetze oder Erinnerungen von höherem Orte bedarf, sondern die Geschäftigkeit wol gar bisweilen in das Uebertriebene fällt, und zum Fehler wird. Denn einige überhäufen sich so mit Lehrstunden, daß ihnen die Zeit mangelt, vor sich zu studiren und zuzulernen, ein Wort, das keinem noch so alten und berühmten Professor zu klein vorkommen muß. Aber selbst dis Uebertriebene setzt eine Art von Tugend zum voraus, und manche auswärtige Universität würde sich glücklich schätzen können, wenn sie nur Lehrer hätte, die sich eben des Tadels schuldig machten. Männer von ausserordentlicher Gelehrsamkeit auf Universitäten ausser Deutschland, die zur Aufnahme der Wissenschaften und Ehre ihres Vaterlandes eine gewisse einzelne Arbeit übernehmen, erbitten es sich wol als eine

Gnade,

Gnade, daß sie von Lesung der Collegien dispensirt werden: auf einer fleißigen Universität in Deutschland wird kein Professor, der Applausum hat oder hoffet, eine solche Gnade verlangen. Ich bin einmahl dabey gewesen, da ein Ausländer von grossen Verdiensten und Gelehrsamkeit, und ein Professor auf einer Deutschen Universität von einer gelehrten Arbeit redeten, die der Professor übernahm, und die in den Augen des Ausländers sehr wichtig war, und ihm mühsamer vorkam, als sie wirklich seyn mochte. Der Ausländer machte das aufrichtig gemeinte Compliment, es wäre billig, daß die Obern den Professor wenigstens auf ein Jahr von allen academischen Arbeiten dispensirten. Es fand nicht sehr viel Beyfall: ich weiß nicht genau, was geantwortet ward, es lief aber doch darauf hinaus, daß dis in Deutschland ohngefähr eben so eine Gnade seyn würde, als die Dispensation vom Abendessen. Die kleine Geschichte ist doch wirklich charakterisirend.

Mich dünkt, ich habe auf einigen der fleißigsten Universitäten bey Professoren, die schon lange im Amte stunden, wahrgenommen, daß ihnen etwas zu fehlen schien, wenn sie eine Zeitlang nicht lasen. Sie hatten gern in den Ferien wenigstens eine Stunde: sie kamen in andern Arbeiten, z. E. in Büchern, die sie schrieben, alsdenn nicht besser fort,

wenn sie gar keine Collegia lasen: selbst ihrer Gesundheit schien etwas dabey abzugehen, und mir fiel Plinius bey ihnen ein, bey dem Declamatio eine Motion war, die ihnen noch besser bekommen mochte, weil sie mit Affect, und nicht in einem leeren Zimmer geschahe: Kranke, die sich erhohlten, fanden sich mehr erleichtert, und sahen es wie Zeitvertreib an, wenn sie wieder eine oder zwey Stunden lesen konnten: und Achtzigjährige, die man ihres Alters wegen gern dispensirt haben würde, fanden noch an ihrer langegewohnten Arbeit so viel Vergnügen und Unterhaltung, daß sie den für ihren Feind gehalten haben würden, der ihnen die Fortsetzung davon abgerathen hätte. So mechanisch ist der Fleiß auf manchen Deutschen Universitäten geworden. Doch das ist gegen das folgende nur eine Kleinigkeit.

Auf unsern besten Universitäten, (von diesen allein rede ich jetzt, wenn ich auch das Beywort nicht immer wiederhohle) suchen die meisten Professoren ihren Unterricht noch immer zu verbessern, und recht nützlich zu machen. Sie studiren fort, und zwar nicht blos als Stubengelehrte oder aus Liebe zu den Wissenschaften, sondern wirklich für ihre Lehrlinge, um ihren Vortrag mit den neuesten Entdeckungen zu bereichern: sie lesen nicht ohne besondere Vorbereitung auf jede Stunde, um nicht gleich andern

sich

sich Geniesnennenden armseelig blos die Anmerkungen zehnmahl zu wiederhohlen, die man in ihren Büchern vollständiger und ordentlicher antreffen kann: sie befleißigen sich, so gut es in eines jeden Vermögen stehet, eines fliessenden und unterhaltenden Vortrages, und wenigstens von dem Ablesen der Collegien findet man nur sehr seltene Beyspiele: kurz, sie haben eine Eifersucht es einer dem andern zuvor zu thun, die ihren Zuhörern überaus nützlich wird. Diese Nacheiferung findet sich nicht blos unter solchen, die einerley Wissenschaft lehren, sondern auch Professoren aus verschiedenen Facultäten, die dabey die besten Freunde sind, suchen es einander an Reichthum, Gründlichkeit und Annehmlichkeit des Unterrichts zuvor zu thun. Es sey hierbey etwas Eitelkeit, oder es geschehe aus Eigennutz, das geht mich nicht an, denn es ist meine Meinung nicht, eine reine Moral für Professoren zu predigen: es ist genug, daß einer den andern anfeuret, zum gemeinen Besten und dem Unterricht der Studirenden so nützlich zu werden, als es ihm möglich ist. Man sehe sich nun auf Universitäten ausser Deutschland um, ob man es eben so findet? die meisten würden unsere zum Muster annehmen können: und den Klagen über Unfleiß der Professoren, und Mangel der nöthigen Collegien, würde abgeholfen seyn, wenn sie so wären,

wie Deutsche Universitäten wirklich sind. Beynahe möchte ich sagen, sie könnten sich eine Colonie von Deutschen Professoren wünschen, um eben die Nacheiferung und Fleiß einzuführen.

Entstünde dieser Fleiß blos aus Liebe zu den Wissenschaften, und gleichsam aus einem Enthusiasmus für sie, so würde er den Lernenden nicht so nützlich seyn, als er jetzt ist: denn der Professor würde die Lust nicht haben, die ersten Anfangsgründe deutlich und lebhaft genug, und mit der Vorbereitung auf bekannte Kleinigkeiten, ohne die der Vortrag nie gut bleibt, zu lehren: er würde sich bey schwereren Materien, wo er selbst zu lernen und zu untersuchen findet, zum Nachtheil der andern über die Maasse aufhalten, die Collegia nicht zu rechter Zeit endigen, und vielleicht solchen, die in den Wissenschaften schon weiter sind, und ohne Anführung auch zurechte kommen können, nicht aber den Anfängern nützlich seyn. Allein auf unsern Universitäten richten sich die Professoren fast nach allen Wünschen der Lernenden. In der gesetzten Zeit werden die Collegia geschlossen, und man hat auf den neuen Universitäten ganz aufgehört, sie so zu dähnen, daß ein einziges Collegium zwey oder drey Jahre währet: dis ist vielmehr die Zeit geworden, die jetzt die meisten zu ihrem ganzen Aufenthalt auf

Univer-

Universitäten ausſetzen; freilich wünſchte ich, daß ſie nicht ſo ſehr abgekürzt würde, aber die Gelegenheit, in drey Jahren das nöthige zu lernen, iſt doch ein groſſer Vorzug vor auswärtigen Universitäten, auf denen man ſich wol ſieben Jahre aufhalten muß, und doch am Ende nicht ſo viel gehört hat, als bey uns in dreyen. Diejenigen Profeſſores, die über die gewöhnliche Gelehrſamkeit hinaus gehen, bringen zwar zu ihrem und ihrer Zuhörer Vergnügen auch das in Collegiis an, was man ſonſt vergeblich ſucht; ſie theilen die neueſten Entdeckungen mit, oder ſtellen ſelbſt Unterſuchungen an: allein das wiſſen ſie ihres eigenen Vortheils wegen, und um die Zuhörer nicht zu verlieren, in eine ſolche Kürze zuſammen zu ziehen, daß es dem übrigen bekanntern Theil der Disciplin, und ſelbſt den Anfangsgründen, die nöthige Zeit nicht raubet. Bey den eben genannten allererſten Anfangsgründen muß man ſich oft verwundern, wie mancher wirklich ſehr gelehrte Mann beſcheiden genug iſt, ſich auf jeden Vortrag wenigſtens ſo viel zu präpariren, daß er Ordnung, Deutlichkeit und Leichtigkeit erhält; und von ihnen ſo munter und lebhaft redet, daß man mit Luſt zuhören kann, und beynahe denken ſollte, die Sache ſey ihm ſelbſt noch wegen ihrer Neuigkeit intereſſant. Man vergleiche den Vortrag auf Schulen, ſo wird man oft finden,

daß sich die Schullehrer nicht so zu den Anfangsgründen herablassen, als die berühmtesten Männer auf Universitäten: wenigstens ist die Erfahrung unleugbar, daß auf den besten Universitäten dem Lernenden die Anfangsgründe leichter und angenehmer werden, als auf Schulen.

Was ich für einen Panegyricum auf unsere Professores schreibe! Sollte ich es nun nicht halb wieder gut gemacht haben, was einige dem ersten Theil vorwurfen, daß einer, der selbst nie Professor gewesen sey, nicht von Universitäten schreiben könne, und sich manches als thunlich vorstelle, das der wirkliche Docente in der Erfahrung unthunlich finde? Wenigstens wird man sehen, daß mich der Unterscheid der Lebensart nicht partheyisch, oder gegen die wahren Verdienste der Professoren unerkenntlich macht. Indessen scheint es, daß diese Vorzüge unserer vor den auswärtigen Universitäten nicht blos ein Werk der Weisheit, oder vorhergesehene Folge eines gerade mit diesem Endzweck gemachten Plans, sondern zum Theil ein Werk des Zufalls, ja wol gar eine glückliche Folge gewisser Mängel sind. Es ist wahr, wir würden sie nicht haben, wenn nicht die Universitäten reichlich genug mit Professoren besetzt wären: denn wenn in einer Hauptwissenschaft nur ein einziger ist, den man hören kann, so ist nichts,

das

das ihn zur Nacheiferung zwinget. Allein Freyheit, und dürftige oder doch nicht überreichliche Ausstattung einiger Universitäten, haben das meiste dazu beygetragen, ihre Lehrer so nützlich zu machen.

Unsere Professoren sind ordentlich nicht mehr so eingeschränkt, daß sie nur etwas gewisses, nur die Disciplin, von der sie die Nominalprofession haben, lesen dürfen: wäre dieses, so würde wenig Nacheiferung statt finden, denn zwey Professoren in jeder Nominalprofession könnte man doch nicht füglich halten, wenn man das Geld nicht übrig hätte; und selbst für dis Geld würde man oft weiter nichts als Feindschaften und Unanständigkeiten kaufen. Allein nach der jetzigen Einrichtung kann gemeiniglich jeder Professor der Theologie alle theologischen und zur Erklärung der Bibel gehörigen philologischen, jeder Juriste alle juristischen Collegia lesen, und so gehet es auch in den übrigen Facultäten, selbst in der an Wissenschaften so mannigfaltigen philosophischen. Nun entsteht aus der Freyheit Nacheiferung, da mehrere einerley Collegium, z. E. wol etliche die Pandecten lesen: und wenn ja eine Nominalprofession schlecht besetzt ist, (denn das kann auch bey der grössesten Sorgfalt nicht immer vermieden werden) so thut es den Schaden nicht, den es thun würde, wenn jeder auf seine Profession eingeschränkt wäre.

Ein anderer Professor, der die Disciplin verstehet, zu der er sonst nicht berufen ist, bemerkt die ihm vortheilhafte Lücke, und ersetzt den Mangel, ohne sich darum bitten zu lassen.

Die Freyheit der Studirenden selbst, ihre Collegia nach eigenem Belieben, ohne einige Vorschrift, zu wählen, ist, wenn sie auch einzelnen unter ihnen bisweilen schädlich würde, von noch grösserem und vortheilhafteren Einfluß in das Ganze. Durch sie ist der Professor, der Applausum haben will, gezwungen, so gut zu lesen, als es in seinem Vermögen stehet: sein eigener Vortheil muß ihn bewegen, nicht blos gelehrten und gründlichen Unterricht zu geben, sondern sich auch eines ordentlichen und angenehmen Vortrages zu befleißigen, die nöthigen Anfangsgründe nicht zu geschwind zu übergehen, sein Collegium nicht unnützer Weise zu dähnen, und sich, wie ich vorhin sagte, nach allen vernünftigen Wünschen der Lernenden zu richten. Ihm ist einmahl kein anderes Mittel als dieses gelassen, Zuhörer zu erlangen oder zu behalten: und von diesen hängt nicht allein seine jetzige Einnahme, sondern auch grossentheils seine Ehre auf der Universität, und die Hoffnung künftiger Verbesserung seines stehenden Gehalts ab. Es sey nun dis billig, oder in manchen Fällen unbillig, (denn wer wird behaupten wollen,

daß

daß der Applausus der sichere Maasstab der Verdienste sey?) so ist es doch einmahl so, und der Eigennutz, diese allgemeinste Triebfeder der menschlichen Handlungen, räth einem jeden an, daß er nicht nur andere, sondern, wo möglich, sich selbst zu übertreffen, und in Reichthum, Gründlichkeit, Deutlichkeit, und Leichtigkeit des Vortrages noch immer zuzunehmen suchen soll. Thun das nicht alle, so thun es doch gewiß auf den besten Universitäten viele, oder gar die meisten.

Diese Freyheit sehe ich für ein wahres Glück der Universitäten, für die den Nahmen verdienende academische Freyheit an: und unsere Universitäten werden nicht lange bleiben, was sie sind, wenn sie gekränket wird. Die anfängliche Armuth, oder doch nur nothdürftige Ausstattung einiger Universitäten, will ich freilich kein Glück nennen, und auch nicht als eine kluge Erfindung des Stifters anpreisen: aber sie hat doch wirklich auch ein grosses beygetragen, die Professores so fleißig und brauchbar zu machen, als sie jetzt sind. Auf einigen Universitäten sind die Besoldungen so geringe, und man hatte gleich Anfangs so sehr auf die Bezahlung der Collegien gerechnet, daß die Professores schlechterdings zum Fleiß gezwungen waren. Das dürftig dotirte Jene gab früh ein Beyspiel des Fleisses, weil es wirklich den Professoren

fessoren unmöglich war, von ihren Besoldungen allein auf eine mittelmäßige Weise zu leben, und dabey die Bezahlung der Collegien zimlich ordentlich geschahe. Halle, wo die Besoldungen zwar etwas besser, aber doch auch sehr mäßig waren, folgete dem Fleiß nach, und breitete das Exempel noch weiter aus. Nachdem dis einmahl gegeben war, so konnte es auch zu andern etwas stärker dotirten Universitäten übergehen. Zu Göttingen sind die Besoldungen schon wieder stärker, als zu Halle: weil aber auch der Luxus grösser ist, und die Professoren mehr gebrauchen, so sind die Umstände nicht sehr geändert, und bey denen, die eben so gut leben wollen, als sie es an anderen sehen, bleibt derselbe Zwang fleißig zu seyn. Gesetzt auch, ein Professor auf einer einmahl fleißigen Universität erhielte wegen vorzüglicher Verdienste ein ausserordentlich starkes Salarium, so hört dadurch nunmehr derselbe Antrieb zum Fleiß noch nicht auf: denn er will doch von seiner stärkern Besoldung einen gewissen Vortheil vor andern zum voraus haben, es sey nun, daß er besser und mit mehrerer Bequemlichkeit lebe, oder daß er bey gleichem Aufwand etwas erübrige: dis würde er aber nicht haben können, sondern durch die stärkere Besoldung nur etwan mit seinen Collegen, die Applausum haben, in der Einnahme egalisirt seyn, wenn er den Verdienst von

Colle-

Collegiis versäumte. Ehe das Exempel des Fleisses gegeben war, und als die Gelehrten noch gewohnt waren, dürftig zu leben, möchten vermuthlich ansehnlichere Besoldungen das Entstehen des Fleisses gehindert haben: nachdem sie aber einmahl stuffenweise gelernt haben, mehr zu gebrauchen, und eben so bequem leben wollen, wie andere von gleichem Stande, und auf zahlreichen Universitäten die Einkünfte von den Collegiis immer eine sehr beträchtliche Verhältniß gegen die Besoldungen behalten, so wird auch der reichlich besoldete so gut, als die übrigen, vom Eigennutz zum Fleiß angetrieben.

Dis scheint wenigstens gewiß, daß wenn die Stifter Deutscher Universitäten nach eben den schädlich genereusen Grundsätzen hätten handeln wollen, nach welchen in auswärtigen Ländern Professionen so reichlich dotirt sind, daß der Professor umsonst lesen, und gar nichts für die Collegia nehmen soll: so würden unsere Universitäten auch die Fehler haben, über die man bey den auswärtigen klaget. Allein so, wie die Oxfordischen Professionen, sind meines Wissens keine in Deutschland dotirt: und so haben eingeschränkte Mittel, oder Sparsamkeit der Stifter, uns einen Vorzug zuwege gebracht, an den man vielleicht zum voraus nicht dachte.

Wären, das muß ich auch hinzusetzen, die Salaria so geringe geblieben, als sie ehedem auf einigen Universitäten waren, so würde die Folge nicht vortheilhaft gewesen seyn. Die Professoren würden zwar zum Fleiß genöthiget seyn, aber vielleicht nur zu dem Tagelöhnerfleiß, der sich mit Lehrstunden überhäuft, ohne ihnen durch eigenes Studiren und Vorbereitung die nöthige Vollkommenheit zu geben; oder sie möchten gar andere Aemter neben ihrer Profession gesucht haben, unter denen die academische Arbeit nothwendig leiden muß. Doch davon werde ich mehr zu sagen haben, wenn ich auf die Besoldungen der Professoren komme.

§. 50.

Nichts ist wichtiger, als die Vorzüge, die unsere Universitäten einmahl vor den auswärtigen haben, zu erhalten, und auch, wo möglich, eben den Fleiß noch auf den übrigen Deutschen Universitäten einzuführen. Einige Mittel dazu sind in der That nichts als Folgesätze aus dem vorhergehenden.

Vor allen Dingen muß die Freyheit, welche die Quelle eines so grossen Gutes ist, auf keine Weise gekränkt, und auf einigen Universitäten, wo sie bisher noch gewissen Einschränkungen unterworfen gewesen ist, erweitert werden.

Ich will nicht eben sagen, daß jedem Professor erlaubt seyn soll, alles zu lesen, was er verstehet, oder zu verstehen meint: es wäre möglich, daß dis Unordnung zuwege brächte, indem ein jeder sich selbst seine Beschäftigung wählen, und darüber die Wissenschaft, zu der er bestellt ist, versäumt werden könnte, welches denn eine Disciplin nach der andern, je nachdem sie etwan nicht viel Zuhörer herbeylockte, treffen möchte. Bey der Theologie fällt es ohnehin in die Augen, daß man, ohne eine Universität zu ihrem Endzweck unnütz zu machen, und selbst die grössesten Verwirrungen im Staat zu veranlassen, nicht einem jeden Professor erlauben kann, sie zu lehren. Nach den Statuten von - - - - darf jeder Professor der drey obern Facultäten alles lesen, was zur philosophischen gehört. Dis hat zwar schon weniger Bedenklichkeiten, ich will es aber doch nicht mit unter die Freyheit rechnen, von der ich rede, denn mir gefällt die Ungleichheit der Rechte nicht, so lange wir noch Facultätsrechte haben, und ich sollte denken, sie müßte doch der einen Facultät unangenehm seyn. Es scheint auch dabey nicht bedacht zu seyn, daß es doch wirklich in der Philosophie so gefährliche Lehren geben kann, daß man einem Professor, der in einer andern Facultät sehr brauchbar ist, nicht immer gestatten kann, seine philosophischen Lehren früh

der unprüfenden Jugend einzuflössen. Wiewol dis möchte unter die seltenern Fälle gehören, denen erst, wenn sie wirklich entstehen, vorgebeuget werden muß.

Allein das zum vorausgesetzt, daß jeder Professor, der eine Nominalprofession hat, schuldig seyn soll, ihr eine Genüge zu thun, und nicht blos von ihr den Nahmen zu führen: so muß ihm erlaubt bleiben, alle die Wissenschaften zu lesen, die zu seiner Facultät gehören; und keine einzige Disciplin muß dem Professor, der von ihr den Nahmen führt, so zugeeignet seyn, daß er das Recht hätte, andere vom Lehren derselben auszuschliessen. Bisweilen sind doch hier noch auf Universitäten, wo sonst Freyheit herrschet, in Absicht auf einzelne Collegia Einschränkungen geblieben; sie haben aber auch Schaden gethan. Ich weiß eine, auf der sich noch vor 30 oder 40 Jahren ein Professor Theologiä die Dogmatik allein zueignete, und seine Collegen so gefällig fand, ihm darin nachzugeben. Die Dogmatik war aber auch darnach: auf ein Collegium, mit dem die Zuhörer vorlieb nehmen mußten, es mochte so schlecht seyn als es wollte, ward so wenig Fleiß gewandt, daß endlich die Consistoria nöthig fanden, sich laut über die Unwissenheit der Candidaten zu beschweren.

Will man höhern Orts einer solchen schädlichen Einschränkung der Freyheit vorbeugen, so muß man seine Aufmerksamkeit auf die kleinen und unvermerkten Künste richten, durch die neben den bekannten Gesetzen noch ein geheimes eingeführet wird. Z. E. die Facultäten bereden sich, was jedes Glied der Facultät lesen will, und das ist sehr gut, damit nicht eine Disciplin gar mangele, wenn andere unnöthiger Weise von allzuvielen gelesen werden: aber dis Bereden kann mannichmahl so freundschaftlich werden, oder Einer, der sich Respect zu geben weiß, kann es so zu seinem Vortheil lenken, daß sich die Professores gleichsam durch einen Vertrag in die Wissenschaften theilen, und einander nie in das Feld kommen, das jedem bey der Theilung zugeeignet ist, oder doch wenigstens der Mann, der sich ein Ansehen zu geben weiß, von einer das Monopolium bekommt. Verträge von dieser Art, dadurch ein Professor einer in seine Facultät gehörigen Wissenschaft ganz entsaget, um dafür eine andere allein zu haben, müssen nicht veranlasset, und wenn man sie höhern Orts erfährt, gestöret werden. Es ist recht gut, daß Collegen einmüthig sind; allein sie sollen nicht aus Einmüthigkeit Verträge zu ihrer eigenen Bequemlichkeit und zum Nachtheil des Ganzen machen, bey denen die Nacheiferung aufhört, und jeder

sein Collegium nach zehn Jahren eben so lesen kann, wie er es vor zehn Jahren las, weil er doch versichert ist, daß man es bey keinem andern als bey ihm hören kann.

Selbst die Freyheit, welche die Privatdocenten haben, ihre Collegia nach eigenem Belieben zu wählen, trägt das Ihrige dazu bey, die Professores, die berühmtesten und gelehrtesten nicht ausgenommen, durch Nacheiferung gegen sich selbst, zu veredlen, und über das, was sie sonst waren, zu erheben. Nicht selten sind diese Privatdocenten Schüler eines applaudirten Professors, in dessen Fache sie lesen wollen, weil sie sich einbilden, der in ihren Augen so glänzende Applausus sey an das Fach der Wissenschaften gebunden, und sie haben wol die Absicht, eben das Collegium, das sie bey ihrem Lehrer gehört haben, sich zuzueignen, und nachdem sie es durch einige Veränderungen unkenntlich gemacht haben, wieder zu lesen. Sie gehen bisweilen noch weiter, und breiten es selbst, um Zuhörer zu bekommen, aus, daß sie die ganzen Dictata des und des berühmten Lehrers besässen, oder alles wichtige aus seinem Discours nachgeschrieben hätten, daher man es so gut bey ihnen hören könne, als bey ihm selbst. Dis Vorgeben, mit etwas glücklichem Winde begleitet, locket immer einige an, sonderlich unter den

neuen

neuen Ankömmlingen, die noch nicht wissen, wie schlecht die besten Nachschriften in Collegiis zu seyn pflegen, und wie schwer es fällt, das, was man mit der grössesten Aufmerksamkeit gehört hat, andern nur halb so gut, und ohne Einmischung vieler Fehler, wieder vorzutragen. Wenn nun der Professor seine Collegia auf einem unveränderlichen Heft hat, und sie das eine Jahr, wie das andere liefet, so läuft er wirklich grosse Gefahr, von seinen Schülern gleichsam mit seinen eigenen Waffen geschlagen zu werden. Ist sein Vortrag schlecht, so ist die Gefahr noch gröſſer: und dictirt er gar, so ist kaum zu begreifen, was den Studenten abhalten soll, sich nicht eben das von seinem Schüler wohlfeiler oder umsonst dictiren zu lassen. Ein Professor, der mehr Applausum hatte, als irgend einer zu seiner Zeit, oder nach seinem Tode, auf einer Deutschen Universität gehabt hat, - - - - - (den Nahmen darf ich wol auslassen) erlebte wirklich den Fall, daß alte Studenten seine aus lauter Dictatis bestehenden Collegia vor Geld dictirten, und er kam darüber in eine solche Verlegenheit, daß er sich seiner schwachen Seite bewußt zu seyn schien. Denn in seinen Collegiis war nichts, das nicht nachgeschrieben und wieder dictirt werden konnte: sein ganzer Ton und Aussprache war auch dictirend, und nur mit untergemischten kurzen

Synonymen oder Wiederholungen zum Nachschreiben eingerichtet. Die Collegia blieben fast ganz, wie er sie einmahl concipirt hatte, und kamen ja das eine mahl Zusätze hinzu, so konnte ein treuer Nachschreiber, der die Varianten sammlete, aus etlichen Collegiis ein besseres zusammen setzen, als der Professor selbst las. Nach seinem Tode hat der Herausgeber dis wirklich gethan. Kurz, dieser applaudirte Lehrer kam in Verlegenheit, merkte die Gefahr, und würde wirklich gezwungen gewesen seyn, sich auf jedes Collegium von neuem zu präpariren, die ganze Art des Vortrages zu ändern, und statt des Dictirens einen freyen Discours zu führen, (und das heißt in wenigen Worten, ein guter Docente zu werden, dazu ihn auch die Natur bestimmt zu haben schien) wann er nicht Mittel gefunden hätte, diesen, freilich niederträchtigen, Dictirern durch Drohungen und Zwang des Gerichts das Handwerk zu legen. Ich will gar nicht leugnen, daß es ungerecht und schändlich war, sich das gelehrte Eigenthum seines Lehrers auf diese Weise anzumassen: ich wollte auch nicht einmahl der blosen Klugheit nach anrathen, wenn dergleichen auf eine so offenbare und erweisliche Art geschiehet, es zu gestatten, und dadurch berühmte Männer misvergnügt zu machen. Indes entstehet doch daraus,

daß

daß angehende Docenten ihren gewesenen Lehrer auf eine subtilere Art, wie man es nennen will, plündern oder copiiren, der Nutzen für das Ganze, daß auch der berühmte Professor seinen Fleiß verneuren, und sich selbst zu übertreffen suchen muß, um nicht in der Meinung der Zuhörern zu denen herunter zu sincken, die noch vor kurtzem seine Schüler waren. Denn mit diesen würde er zu sehr egalisirt werden, wenn er in seinen Collegiis weiter nichts sagte, als was sie schon vor einigen Jahren von ihm gehört haben, und einigermassen nachsagen können: und vielleicht hätten sie im Vortrage etwas vor ihm zum voraus, sollte es auch nur darin bestehen, daß man das lebhafter und ordentlicher sagt, was man eben genau hat durchdenken müssen, als was man aus seinem ehemahligen Concept beynahe nur abliest. Kein besseres Mittel gegen diese Gleichheit ist, als ein stets neuer Fleiß bey jedem, auch zum zehnten oder zwanzigsten mahl gelesenen, Collegio: wendet der Lehrer den an, und hat er die nöthige Geschicklichkeit und Naturgaben, so würde der einen häßlichen Misgriff thun, der sein Collegium, wie es vor 3 oder 4 Jahren war, wieder ablesen wollte; denn seit der Zeit hat der Professor viel daran geändert, Fehler gebessert, zugesetzt, und es mit den neuesten Entdeckungen, so wol eigenen als fremden,

bereichert. Merken dis die Zuhörer, und wird noch dazu sein Vortrag durch den stets neuen Fleiß, mit dem er die Sachen wieder durchdenket, belebet, so werden vielleicht wenige unter ihnen so einfältig seyn, die Copey des vor etlichen Jahren gehaltenen Collegii dem sich stets verbessernden Original gleich zu schätzen. Wie nützlich diese Nacheiferung eines berühmten Lehrers mit sich selbst, der Universität, und denen, die ihn hören, sey, brauche ich nicht zu sagen. Doch nur eins zu nennen, ohne sie veralteret der wirklich gelehrte Mann gleichsam, und ist nach 20 oder 30 Jahren ein bloser Lehrer aus dem vorigen Menschenalter, etwan in der Medicin nichts als ein Schüler von Boerhave, der sich das nicht zu Nutze macht, was andere Schüler von Boerhave seit dem erfunden haben: er liest 1769 so, wie man im Jahr 1740 lesen mußte, ohne die neuesten Entdeckungen und Bereicherungen seiner Disciplin bekannt zu machen, in deren Mittheilung doch eigentlich der grosse Vorzug eines lebenden Lehrers vor den todten bestehen sollte. Die Beyspiele von solchen Lehrern aus der vorigen Welt sind häufig auf Universitäten zu finden, denn einige Professores lesen ihre Collegia geruhig allein, und andere setzen lieber ihren Beyfall in Gefahr, oder verlieren ihn, als daß sie so viel Mühe übernehmen,

und

und noch im Alter, gleich Anfängern, zulernen sollten. Die Freyheit und Aemulation kann manches ausrichten, aber wer wird so unbillig seyn, von ihr zu fodern, daß sie nichts ungethan, und niemanden ungebessert, lasse?

Es muß also die Freyheit der Privatdocenten nicht eingeschränkt werden, da sie nicht allein zur Anziehung neuer, sondern auch zur Verbesserung der bereits grossen und berühmten Lehrer, so viel beytragen kann: ob es gleich weder billig noch nützlich seyn möchte, sie mit Verdruß dessen, von dem sie das Ihrige gelernt haben, zu encouragiren, eben dieselben Collegia zu lesen, und ihrer Waare dadurch Abnehmer zu verschaffen, daß sie sie umsonst geben. Es ist am besten, man läßt die Sachen gehen, wie sie von selbst gehen; und das heißt eben, Freyheit.

Auf vielen Universitäten ist es eingeführt, daß die Privatdocenten ihre Lectionszettel von dem Professor unterschreiben lassen müssen, in dessen Nominalprofeßion sie gehören. Ist dis eine blose Unterschrift, die er nicht verweigern kann, so wird sie freilich keinen Schaden thun: ich sehe aber doch auch den Vortheil nicht, der aus diesem, für Privatdocenten demüthigenden, Ueberbleibsel eines ehemahligen Zwangrechts entstehet. Hat er aber das

Recht, ihnen Collegia auszustreichen, erlaubt ihm Gesetz oder ein selbst eingeführtes Herkommen, dis bey den Collegiis zu thun, die er in eben dem halben Jahr lieset, so wird die Freyheit der Privatdocenten schon auf eine schädliche Weise eingeschränkt, und dem Professor eine Aussicht gelassen, ohne Anwendung neuen Fleisses und mit Gemächlichkeit seinen Applausum zu behalten. Unbillig ist es doch auch nicht, wenn man einem Nominalprofessor dis Recht versaget: denn alle Nominalprofessores können sich desselben nicht bedienen, und der eine hat nicht mehr Rechte, als der andere. Z. E. der Nominalprofessor der Logik soll billig diese jedem Anfänger nöthige Wissenschaft alle halbe Jahr lesen; könnte er sie nun alsdenn auf den Lectionszetteln der Privatdocenten ausstreichen, so würde folgen, daß ein Privatdocente nie die Logik lesen könnte, und unter diesen Zwang wird man sie doch auf einer Universität, die irgend Freyheit liebt, nicht setzen wollen. Was nun der Professor der Logik leiden muß, das sollte ein anderer auch wol nicht verbieten können: oder sie müßten sehr verschiedene Rechte, und die Universität ein Gesetzbuch haben, in dem anstatt allgemeiner Regeln immer einzelne Nahmen ausgedruckt wären, etwa von der Art: Wenn Cajus das thut, so ist es unrecht; wenn

aber

aber Titius es thun will, so ist nichts dagegen zu erinnern.

Ich will den Einwurf nicht verschweigen, daß es bisweilen für Wissenschaften und Lernende vortheilhafter seyn könnte, wenn gewisse Collegia, zu denen sich wenige Zuhörer zu finden pflegen, nur von einem Einzigen gelesen werden dürften: denn darüber, daß mehrere, und Anfänger, sie lesen, kommen sie vielleicht einige Zeit nach einander bey dem Einzigen nicht zu Stande, der sie am besten versteht, und bey diesem Bewußtseyn nicht für gar zu wenige lesen will. Es kann z. E. seyn, daß nur 10 auf einer Universität die Algeber hören wollen, und man in diesem höhern Theil der Mathematik einen sehr geschickten öffentlichen Lehrer hat: einige Privatdocenten, die mit Verwunderung bey sich fühlen, daß sie auch etwas mit Buchstaben rechnen können, schlagen die Algeber (wenigstens was sie so nennen) gleichfalls an, werben Zuhörer zusammen, und machen, daß die wahre Algeber in einigem Umfang gar nicht gelesen wird. Soll man hier nicht eine Ausnahme von der Regel machen, und ihre Freyheit einschränken? Freilich wäre es nützlich, wenn sie den Mann nicht hinderten, bey dem sie selbst noch lernen sollten: allein ein Verbot möchte doch nicht rathsam seyn, da es leicht eine widrige Wirkung

haben kann: denn sie würden es als einen Beweis ihrer Stärke in der Algeber auslegen, die der Professor selbst fühle und deshalb ein solch Verbot ausgewirkt habe; und viele würden es glauben, weil der gemeiniglich Beyfall findet, der über Verfolgung klaget. Anstatt also dem Manne, der die Wissenschaft allein verstand, die Zuhörer zuzuweisen, würde man sie ihm abwendig machen, und dem Anfänger zu viel Ehre erzeigen. Eben dis gilt auch auf andere Theile der Gelehrsamkeit. Man lasse die Freyheit, und ertrage um des grossen Vortheils willen, den sie bringt, den geringern aus ihr entstehenden Schaden.

Ein anderer kleiner Kunstgriff gegen die Freyheit bestehet darin, daß der Nominalprofessor wenigstens das Recht behaupten will, allein in seiner Wissenschaft publice zu lesen. In der That kommt zwar hierauf nicht viel an, nachdem die Collegia publica von denen privatis in weiter nichts verschieden sind, als daß diese bezahlt werden, und jene nicht. Indessen sehe ich doch nicht, wie auch nur dieses Ausschliessungsrecht mit der Einrichtung unserer besten Deutschen Universitäten bestehen könnte: denn diese sind zum Theil so reichlich mit Professoren besetzt, daß einige, sonderlich Extraordinarii, und die keine Nominalprofeßion haben, bey einem solchen Ausschliessungsrecht gar keine Publica würden lesen können.

können, wozu sie doch nach den Gesetzen, und gemeiniglich gar nach ihrem Eide verbunden sind.

In der mediciniſchen Facultät pflegt am ersten noch ein Ueberbleibſel eines ausſchlieſſenden Rechts zu seyn, und zwar am meisten bey der Anatomie. Es ist aber auch, selbst wo alles am besten stehet, mit einem Nachtheil der Lernenden verknüpft. Man nehme die Umstände so günstig an, als man will, den vortreflichsten Lehrer der Anatomie, den man denken kann, er habe Liebe zu seiner Wiſſenschaft und zu den Fleißigen unter seinen Zuhörern, er bereichere jene mit neuen Entdeckungen, er sey dabey ein ehrlicher Mann, der seine Pflicht thun will: aber ich fürchte doch, (und die Erfahrung rechtfertiget meine Furcht) daß die Anfänger, und die von langsamen Begriffen, bey dem Manne leiden werden, wenn er die Anatomie alleine lieſt. Das Neue oder Seltene, das, was Gelegenheit zu Entdeckungen giebt, wird die gantze Aufmerksamkeit des grossen Zergliederers so auf sich, und von dem verdrieslichen Bekannten, das er jeden Winter von neuem wiederholen muß, abziehen, daß ihm unwissend die Anfangsgründe nicht deutlich, nicht lebhaft, nicht wiederholt genug für Anfänger vorgetragen werden. Er wird sich auf ihre Aufmerksamkeit verlassen, oder sich Sachen und Nahmen

leichter

leichter zu fassen und zu behalten vorstellen, als sie ganz unzubereiteten Anfängern sind, sonderlich denen, die von der Chirurgie und Apotheke zur Medicin übergehen, und nicht genug Latein, noch weniger aber Griechisch verstehen. Es gelinde auszudrücken, er wird nicht alle Wünsche der Anfänger so merken, und so zuvorkommend erfüllen, als der Lehrer einer andern Disciplin, die mehrere lesen, zu thun pfleget. Man siehet daher wirklich, daß der grössere Haufe der Studirenden wol von einem mittelmäßigen Lehrer der Anatomie mehr lernet, als von dem grossen: es ist wahr, jener ziehet einige recht vollkommene Zergliederer, die bald selbst berühmte Männer werden, da man sie noch vor kurzem als Studenten gekannt hatte, aber die Menge bleibt zurück; der fleißige Anfänger lernt in zwey Wintern kaum so viel, als bey dem mittelmäßigen Docenten in einem, und andere, die nicht den Eifer haben, die Schwierigkeiten zu überwinden, lernen nichts, und entschliessen sich lieber gar, Medici ohne Anatomie zu werden, wenn nur im Doctorexamen der Mangel übersehen wird. Allein man erlaube auf eben der Universität, die den grossen Zergliederer hat, auch andern, die Anatomie zu lesen, so wird jener bald lernen, seine Fehler des Vortrages einzusehen, und sich selbst zu übertreffen. So gut, wie andere grosse

Gelehrte, wird er sich zu den Bedürfnissen und Wünschen der Anfänger herablassen, und scharfsichtig oder nachforschend genug seyn, sie zu errathen, und sich allenfalls sagen zu lassen.

Es scheint daher nützlicher zu seyn, wenn einem jeden Professor und Doctor Medicinä erlaubt ist, die Anatomie zu lesen; den einzigen Prosector ausgenommen. Denn von diesem, der eigentlich dem Professor der Anatomie zu Hülfe gegeben und ihm subaltern ist, ist es offenbar, daß es sich zu seiner Bestimmung nicht schickt, eben das Collegium zu lesen, in dem er der Handlanger des Zergliederers seyn soll. Die Hülfe, die der Professor der Anatomie von ihm haben soll, dürfte in solchem Fall mangelhaft genug ausfallen, und es ist niemanden zuzumuthen, daß er den zum Gehülfen gebrauche, der doch gewissermassen sein Gegner, und der Mitwerber um den Beyfall in eben den Collegiis ist: er würde in solchem Fall lieber die Arbeit allein thun; und soll er den zuziehen, und täglich durch seine specielleste Anweisung vollkommener machen, den er, um den Applausum zu behalten, zu übertreffen wünscht? Es ist daher am besten, daß der Prosector gar nicht lese, falls es nicht der Professor der Anatomie selbst gern siehet, und daß seine Wahl jedesmahl von dem Professor allein abhänget, und

zwar

zwar dergestalt, daß dis keine Wahl auf Lebenslang sey, sondern der Professor eben so willkührlich den Prosector, als sonst irgend einen Amanuensis, abändern könne; woraus denn noch der Vortheil entstehet, daß nach und nach mehrere Studiosi diese Gelegenheit geniessen, sich in der Anatomie unter der genauesten Anführung des Professoris vollkommener zu machen, der wegfällt, wenn die Prosectorstelle ein Dienst auf Lebenslang ist, oder gar mit einer ausserordentlichen Profession verbunden wird. Diesen einzigen also ausgenommen, sey allen Professoren und Doctoren der Medicin erlaubt, die Anatomie in ihrem Hause zu lesen: so wird der Professor der Anatomie genöthiget seyn, alles zu thun, was in seinem Vermögen ist. Kann er sich nicht genug zu den Anfängern herablassen, so werden diese Gelegenheit haben, bey andern die ersten Gründe zu lernen und sich zu Anhörung seiner Collegien vorzubereiten. Sollte gar in der Wahl geirret, und der Professor der Anatomie seiner Stelle nicht gewachsen seyn, so wird der Schade erträglich werden, weil andere die Lücke ersetzen können.

Bey dieser Freyheit behält doch der Professor der Anatomie so viel zum voraus, daß es ihm weniger als irgend einem andern Professor an Zuhörern mangeln kann, wenn er nicht selbst schuld

daran

daran ist, nehmlich das anatomische Theater, und die dazu gehörenden Präparata. Denn an diese müssen andere Docenten keinen Anspruch machen, sondern für den Ort, wo sie zergliedern können, selbst sorgen, und die nöthigen Präparata mit der Zeit durch eigenen Fleiß verfertigen: wenn sie mehr begehren, so ist es nicht Freyheit, sondern Herrschaft über den Professor der Anatomie, und man kann sie mit ihren Klagen oder Gesuchen eben so gut ungehört lassen, als wenn sonst ein Professor sich beschwerte, daß ihm nicht gestattet werde, in dem räumlichen Auditorio seines Collegen zu lesen, oder daß dieser ihm nicht leihen wolle, was er sich zu seinen Vorlesungen aufgezeichnet hat. Will der ordentliche Professor der Anatomie so freundschaftlich oder so grosmüthig seyn, die Präparata andern zu ihren Vorlesungen, sonderlich zu gewissen im Sommer gewöhnlichen vorbereitenden anatomischen Collegiis, zukommen zu lassen, so ist es lobenswürdig: allein durch Befehle, oder nur durch Vorbitten der Obern, die er nicht wohl abschlagen kann, ihn dazu zu verbinden, würde unbillig und am Ende schädlich seyn. Soll er schuldig seyn, für andere zu arbeiten, die an seinen Präparatis zeigen wollen, was er selbst zu zeigen bestellet und erbötig ist? und wenn man auch den Vorrath von Präparatis,

ratis, den seine Vorgänger gesammlet haben, als eine öffentliche Bibliothek betrachten wollte, daraus jeder leihen könnte, so ist er doch nicht angenommen oder besoldet, Bibliothekarius darüber zu seyn, und andern, die etwas von dem Vorrath verlangen, mit Mühe und Zeitverlust zu Diensten zu stehen. Will man aber auch diese von der Billigkeit hergenommene Gründe nicht gelten lassen, so würde doch ein solcher Befehl zu unendlichen Streitigkeiten Anlaß geben, welche zu entscheiden kein Richter da ist, (der Curator der Universität wird es doch wol nicht selbst aus Ueberfluß von Zeit oder Geduld seyn wollen?) und bey denen die Anatomie leiden müßte. Zum wenigsten würde der Vorrath von Präparatis nicht sehr anwachsen, denn ein Professor der Anatomie sollte wol die Lust verlieren, Präparata zu verfertigen, wenn er der Handlanger davon für andere, die ihm die Zuhörer nehmen wollen, seyn soll, und noch wol dabey über jede Unaufwärtigkeit verklagt werden könnte.

Wo die Körper herkommen sollen, wenn mehrere anatomiren, das ist eine schwer zu beantwortende Frage, die wirklich schon auf Universitäten entstanden ist. Ich habe einen solchen Cadaverstreit, (der Nahme war etwas anstößig, allein beide streitende Partheyen verdienten Hochachtung) selbst mit

angesehen, der entstand, als ein sehr geschickter Mann, dessen ganze Neigung auf die Anatomie ging, gerade nicht Professor der Anatomie ward, sondern eine andere Nominalprofeßion erhielt, und doch durchaus seine Lieblingswissenschaft forttreiben wollte: der Curator der Universität, der beiden Theilen gern helfen wollte, kam in eine Sorge, die ihm Ehre macht, und unpartheyische Medici, die er um Rath fragte, wußten, wie mich deucht, keinen zu geben, als daß er die beiden Männer sich selbst unter einander vertragen lassen sollte. Die Antwort, Professores sollen freundschaftlich, und für das gemeine Beste eifrig seyn, der Professor Anatomiä soll also, was er entbehren kann, dem andern mittheilen, enthält zwar eine gute und richtige Moral, aber sie hebt die Schwierigkeiten nicht. Denn wer soll bestimmen, was er entbehren kann?

Wenn die Stadt mitten im Lande liegt, so läßt sich vielleicht dergestalt helfen, daß man einige Districte dem Professor der Anatomie, und andere der übrigen Facultät anweiset, um daraus die zur Anatomie verfallene Leichname zu bekommen. Ist aber dis wegen der Lage der Universität oder anderer Ursachen nicht thunlich, so muß man den übrigen Lehrern selbst überlassen, sich so gut zu helfen, als sie können, und ihnen wenigstens erlauben, die Ana-

tomie zu lesen, wenn sie die Körper dazu kaufen wollen. Freilich wird dis vielen nicht recht gefallen: allein wie müssen es die Medici an manchen Orten, und sonderlich in England, machen? Auf einer zahlreichen Universität wird sich denn doch wol ein und anderer finden, der sich auch auf diese kostbare Bedingung der gegebenen Freyheit bedienet, sonderlich wenn an der Geschicklichkeit, oder Fleiß, oder Vortrage des ordentlichen Lehrers der Anatomie etwas vermisset würde.

Was von der Anatomie gesagt ist, gilt noch viel mehr auf die Botanik: der Professor, der von ihr den Nahmen führet, kann so wenig bey ihr ein Ausschliessungsrecht üben, daß nicht einmahl die mediciniſche Facultät sich diese Disciplin allein zueignen, sondern sie als ein Stück der Naturhistorie mit der philosophischen theilen muß. Hierüber entstehen zwar zu Zeiten Facultätsgränzstreitigkeiten, und in den Deductionen kommen Zeugnisse, Exempel, Verjährungen, oder von der ersten Occupation hergenommene Gründe vor: soll aber die Universität blühend seyn, so muß die Entscheidung für die Freyheit ausfallen. Alsdenn wird sie auch der Billigkeit gemäß seyn; weil doch wenigstens in unserer Zeit nicht blos Studiosi Medicinä, sondern auch Juristen und Theologen, an die die mediciniſche Facultät

keinen

keinen Anspruch machen kann, die Botanik zu hören wünschen: und diesen würde nicht immer gut gerathen seyn, wenn sie sie bey niemand anders als bey einem Medico hören könnten, der sie mit einem specielleren Zweck liest, als sie sie lernen wollen, und sich vielleicht nicht einmahl in der Wahl der Stunden zum Botanisiren nach ihrer Bequemlichkeit richten kann. Ist aber ein botanischer Garten auf öffentliche Kosten angelegt, so läßt sich wiederum nicht absehen, wie ein anderer Docent ausser dem Professor der Botanik ein Recht verlangen könne, ihn zu seinen Collegiis zu gebrauchen. Denn andern den Zutrit und Gebrauch ohne Einschränkung zu gestatten, gehet doch so lange nicht an, als es unter den Docenten feindseeliggesinnete, oder indiscrete geben könnte, die etwas verderben, oder die Exemplarien der seltenern Gewächse, welche der Professor der Botanik zu seinen eigenen Collegiis nöthig hat, vorweg nehmen: sollte aber alles unter Aufsicht des Professors der Botanik geschehen, so wäre er Handlanger eines fremden Collegii, ohne dazu besoldet zu seyn, und vermuthlich auch ohne die kleine Vergeltung zu haben, daß er bey der grössesten Dienstfertigkeit es andern recht machte. Wer also die Botanik lesen will, der muß entweder durch Bitten und gütliche Mittel von dem Professor der

Botanik zu erhalten suchen, was kein Recht seyn kann, ohne den Garten zu verwüsten: oder er muß es so machen, wie es auf manchen Universitäten in Ermangelung eines reichen botanischen Gartens gewöhnlich ist, da Bücher, Abbildungen, herbaria viva, und das ganze benachbarte Feld und Wald, zum Unterricht in der Botanik zureichen müssen.

Bey aller dieser Vertheidigung der Rechte eines Nominalprofessors an den botanischen Garten, und die anatomischen Präparata, wird doch vielleicht meine übrige Lehre von der Freyheit manchem Professor der Anatomie und Botanik anstößig vorkommen. Allein haben Professores der Medicin andere Rechte, als die in den übrigen Facultäten, die sich gefallen lassen müssen, daß das, was sie lesen, von vielen andern gelesen wird? oder erfüllen sie mehr als andere von selbst alle Wünsche der Lernenden, (ein Wort das von, Pflichten eines Professors, kein Synonymum ist, sondern etwas mehr sagt) so daß es gerade bey ihnen überflüßig wäre, durch Nacheiferung und Eigennutz sie zu dem freywillig zu machen, was kein Gesetz pünktlich vorschreiben kann? Der Fall hat sich doch auf einer Universität zugetragen, daß ein Professor der Botanik, von ausnehmender Kenntniß, und der in und ausserhalb Deutschlandes dafür bekannt war,

im

im Lesen die Hoffnung nicht erfüllete, die man sich von ihm gemacht hatte. Er ward, als sich die Klagen häufeten, erinnert, aber vergeblich. Endlich erhielt bey Fortdauer der Klagen ein Studiosus Medicinä, der noch nicht promovirt hatte, Erlaubniß, die Botanik zu lesen. Dis verdroß, wie man leicht denken kann, den Professor der Botanik, er ärgerte sich so, daß er brauchbarer wurde, zwar nicht für alle und jede, aber doch für den ausgesuchtesten und fleißigsten Theil der Studenten, der sich aus Liebe zu der Wissenschaft in des Lehrers Umstände schickte, und seinen Unterricht überaus rühmete.

§. 51.

Eben so nöthig ist es aber auch, die Freyheit der Studirenden in der Wahl ihrer Lehrer und Lehrstunden ungekränkt zu lassen, wenn man so fleißige und brauchbare Professores, als bisher gewesen sind, noch länger auf Deutschen Universitäten haben will. Denn wo den Studirenden ihre Collegia von den Professoren vorgeschrieben werden können, oder sie doch schuldig sind, bey jedem Professor einer gewissen Facultät etwas zu hören, da kann jeder sein altes Collegium einigermassen wieder hersagende Professor immer eines mittelmäßigen Applausus gewiß seyn;

und mit dem ist er desto eher zufrieden, weil doch auch der beste und beliebteste Lehrer keinen so gar grossen Vorzug in der Anzahl der Zuhörer haben wird: denn je mehr die Studenten Pflichtcollegia haben, desto wenigere selbstgewählte können sie, wenn ihnen auch noch einige Wahlfreyheit bleibt, besuchen. Er wird also durch nichts aus seinem Schlaf aufgewecket, als durch das viel Bedeutungen habende Wort Eyd und Pflicht, welches denn doch in der That auch nicht die Hälfte von dem erfodert, was jetzt Professores aus gutem Willen leisten. So lange aber der Studente ohne einzige Einschränkung Collegia wählt, bleibt dem Professor kein anderes rechtmäßiges Mittel, dem Schaden und der wenigstens von den meisten dafür geachteten Schande des verlornen Applausus zu entgehen, als Fleiß, und Erfüllung aller vernünftigen Wünsche der Zuhörer. Ich leugne nicht, daß es noch ausser diesen einige unrechtmäßige und niedrige Mittel giebt, Applausum zu erhalten: allein einen guten Theil von ihnen kann ein wachsamer Aufseher der Universität kräftig genug verbieten; und ein anderer Theil geräth nur jungen Leuten, und will in der Hand der meisten Professoren nicht mehr glücken, weil er eine Gleichheit von Jahren und einen familiären Umgang mit den Studenten erfodert.

Auf einigen der besten Universitäten ist doch noch ziemlich lange ein kleines einzelnes Andenken von dem Collegienzwange übrig geblieben: und selbst da, wo er völlig verbannet ist, kann er sich gar zu leicht unvermerkt wieder einschleichen, und er wird es gewiß versuchen, weil es immer vielen Professoren sehr angenehm seyn muß, sich ihres Applausus aufs künftige mit leichter Mühe zu versichern, und selbst die Besten versucht seyn können, zum Trost ihres Alters etwas zu haben, das die Abnahme des Applausus, die auf Universitäten für das höchste Uebel gehalten wird, mit einiger Gewißheit von ihnen entferne. Es werden also unvermerkt Einrichtungen versucht werden, vielleicht Anfangs nur von einem, allein nach gerade werden sich mehrere die Sache gefallen lassen, wenn sie merken, wie nützlich sie ist, und wie wenig Gewißheit man auch bey den grössesten Verdiensten von der Dauer des Applausus hat: bis endlich unter der Hand ein Herkommensrecht eingeführet ist, auf das man sich nach einigen Jahren wol gar bey den Obern zu berufen waget. Wem die Aufsicht über die Universität anvertrauet ist, hat hier Ursache, gegen die ersten Eingriffe in diese Freyheit zu wachen, und, so schädlich sie auch manchen jungen Leuten seyn mag, dennoch recht eifersüchtig für sie zu seyn.

Aber wie leicht geschiehet es, daß selbst der Curator der Universität von Rathgebern, sonderlich von denen aus dem Consistorio, (denn in juristischen Collegiis wird nicht leicht ein eigentlicher Zwang versucht) ehe er es merkt, dahin vermocht wird, selbst den ersten Bruch in diese Freyheit zu thun, auf den gewiß der zweite, der dritte, und so mehrere, mit der Zeit folgen werden, wenn der erste nicht exemplarisch, zur Abschreckung gleicher Rathgeber aufs künftige, zurück genommen wird. Daß Studirende, sonderlich die neuangehenden, ihre Collegia oft unverständig wählen, und der grosse Vortheil, den manche davon haben würden, wenn ihnen eine vernünftige Methode von einsichtsvollen Männern vorgeschrieben würde, giebt einen sehr scheinbaren Vorwand, und Rathgeber mahlen es ihm wol als eine grosse Verbesserung der Universität vor, wenn denen, die noch keine Einsicht haben zu wählen, auch die Wahl nicht überlassen würde. Ein anderesmahl fängt man es noch feiner an. Man redet von dem grossen Nutzen, den dis oder jenes Collegium haben würde: weil es aber nicht nach dem Geschmack, oder der Lehrer nicht in dem Ansehen bey den Lernenden ist, viel Zuhörer zu erhalten, so räth man blos wegen des Einen Collegii zu einem Befehl, daß es alle Landeskinder hören sollen.

sollen. Er wird gegeben, und der Aufseher der Universität denkt wol, ein einziges Zwanggesetz, das eine so sehr angerühmte Sache einführet, werde nicht viel schaden können. Ich will nicht erinnern, daß es vermuthlich unter allen Zwanggesetzen das unbilligste seyn dürfte: denn es zwinget doch zu einem Collegio, das niemand hören will, oder zu einem Lehrer, zu dem die Lernenden kein Zutrauen haben; und der Lehrer muß sich sehr des Mangels anderer Mittel zum Applausu bewußt seyn, der zuerst solche Zwangscollegia zu lesen waget, so lange ihnen durch die Mehrheit der Exempel die Schande nicht abgenommen ist. Allein nichts hievon, es sey wirklich das Collegium nützlich, und gegen den Docenten nichts einzuwenden, so ist doch nun einmahl das Exempel eines Zwangscollegii gegeben: bald werden mehrere ein gleiches suchen, und einige werden es erhalten, sollte es auch nur unter dem Nachfolger des Curatoris seyn, der das erste Beyspiel mit dem vesten Entschlusse gab, kein zweites zu gestatten. Wenigstens wenn es denn angesehene und berühmte Lehrer suchen, die vielleicht der Universität bey Auswärtigen so viel Ehre machen, daß man ihnen nicht gern etwas abschlägt, und doch deswegen nicht immer den Lernenden gefallen, so wird nun das zweite, das dritte, das vierte Zwangs-

collegium zum Besten eines grossen Gelehrten entstehen, der gern mit Gemächlichkeit seinen Applausum behalten, und nicht wie ein Anfänger zulernen, oder sich von neuem auf Sachen und Vortrag vorbereiten will. Vermuthlich wird er alsdenn von Jahren zu Jahren schlechter, und zuletzt der unerträgliche Zeitverderber gezwungener junger Leute seyn. Denn der grosse Gelehrte ist nicht immer ein guter Docent, sondern wird, wenn er die Lernenden zu geringe hält, Fleiß und Vorbereitung auf ihren Unterricht zu wenden, oder das für unbekannte Wahrheiten ansiehet, was diesen Nahmen vor 20 Jahren verdiente, oft der schlechteste. Zuletzt wird endlich gar nachfolgen, daß, um eine Gleichheit zwischen den Professoren zu machen, jeder in der Facultät sein eigenes Zwangscollegium bekommt; und denn ist die Universität genug verdorben.

Thun Professores selbst solche Zwangvorschläge, so ist der Curator der Universität ehe auf seiner Huth, und wird schon durch den Umstand der Person gewarnet: allein er ist leichter beschlichen, wenn ein angesehener Mann ausserhalb der Universität den verderblichen Rath giebt. Ein solcher Rathgeber kennet gewiß den Zustand und das Beste der Universitäten nicht, sonst würde er den einzelnen Nutzen, der aus seinem Vorschlage entstehen kann,

nicht

nicht dem allgemeinern Nutzen, den die Freyheit bringet, vorziehen: und dis ist das gelindeste, was man von ihm urtheilen kann. Allein die meiste Zeit liegen noch andere geheime Absichten zum Grunde, und der Curator kann ihn mit Recht für einen eigennützigen Feind der Freyheit ansehen. Er hat vielleicht durch seine Empfehlungen einen Professor auf die Universität gebracht, der weder Applausum verdient, noch erhält: oder er hat unüberlegt Anstalten angerathen, darauf Kosten gewandt sind, und die nun nicht gehen wollen, weil die Studenten nicht die Lust haben, ihre Zeit damit zu verderben. Der Minister muß nun natürlicher Weise merken, daß die Vorschläge nichts taugten, und das Geld vergeblich angewandt sey: weil es aber nicht vortheilhaft ist, es ihn merken zu lassen, thut der Rathgeber den zweiten Schrit, und lenkt es dahin ein, daß die Landeskinder durch einen Befehl genöthiget werden, in das unbesetzte Collegium zu kommen.-- -- -- Oder er hat einen Freund, einen Verwandten, auf der Universität, dem er aufhelfen, oder einen ihm misfälligen Professor, dem er den Applausum nehmen will: hierzu sind Zwangscollegia sehr nützlich. Bisweilen ist die Absicht noch entfernter, und alles viel klüger eingerichtet. Er hat einen Verwandten, einen Schwiegersohn, einen

Clienten im Sinne, den er künftig, wenn alles erst vorbereitet ist, bey einer vorhergesehenen Vacanz auf der Universität recht gut placiren will: er hat aber, mit Recht, oder wol gar mit Unrecht, (denn bey denen, die wir sehr lieben, fürchten wir bisweilen alles, und sind besorgter für sie, als es nöthig wäre) kurz, er hat nicht das völlige Zutrauen zu ihm, daß er sich selbst Beyfall erwerben, und geschwind genug poussiren werde. Um alles vorzubereiten, und weder seinen Clienten dem Glück noch sich Vorwürfen auszusetzen, verschaffet er schon dem Vorgänger ein oder zwey Zwangscollegia, sollten es auch ganz neue blos zu dem Zweck erfundene seyn: und wenn die einmahl gewöhnlich sind, und sein Client, oder wie er sonst heißt, in die volle Ernte kommt, so kann es an Beyfall nicht mangeln, und er verdient mit der Recommendation noch dazu Dank; niemand merkt es, für wen er gesorgt hat, und den Haß oder Verachtung eines Zwangscollegii trägt der Successor nicht, sondern der erste Anfänger. Dis ist sehr künstlich! wird mancher sagen: wenn mich aber meine Augen nicht triegen, so meine ich es wirklich gesehen zu haben.

Wo die Obern keine genaue Aufsicht auf die Universität haben, da ist es noch leichter möglich, daß wieder ein Zwang eingeführt wird, sonderlich

wenn

wenn die Professores in einer Facultät einig sind. Allein von dem Fall zu reden, ist vergeblich. Wichtiger wird es seyn, die verschiedenen Gestalten, die der Zwang auf frey seyn sollenden Universitäten annimmt, und die Einrichtungen, aus denen er entstehet, kenntlich zu machen. Ich muß aber nochmahls zum voraus sagen, daß sie bey uns nicht leicht in der juristischen und philosophischen Facultät vorkommen, sondern am meisten in der theologischen, und bisweilen auch in der medicinischen.

Am offenbarsten geht der Zwang einher, wo die theologische Facultät eine Aufsicht über die Collegia der Landeskinder hat, und diese sich wol gar bey ihr halbjährig melden, die Collegia, die sie halten wollen, angeben, und ihren väterlichen Rath darüber verlangen müssen. Man sollte es wol kaum denken, daß dergleichen noch in neueren Zeiten auf berühmten Universitäten gewesen sey, allein Halle, wo sich diese Einrichtung lange erhalten hat, und nur erst kürzlich untergegangen ist, kann ein Beweis seyn, daß ich nicht von Erdichtungen rede. Wenn sich der Zwang so offenbar zeiget, so pflegt er wenig auszurichten, und wol gar eine widrige Wirkung zu haben: denn es ist zu verhaßt, so sehr von andern zu dependiren, und die Jugend bekommt ein günstiges Vorurtheil für das, wovon sie mit einer Art

von Gewalt abgehalten wird. Die Facultät hat Recht, zu befehlen, aber der Studirende macht sich eins, das Gegentheil zu thun, oder seine Collegia unrichtig anzugeben: er ist einige Zeit folgsam, zuletzt aber revoltirt er, sonderlich wenn ein Professor anfängt, einen Theil der Verantwortung zu übernehmen, um unter dem Vorwande der Freyheit, oder einer neuen und richtigern Art zu studiren, seinen eigenen Applausum auszubreiten. Zu Halle war die theologische Facultät, die gebieten konnte, ehedem der Philosophie, sonderlich der Wolfischen, zu ungünstig; -- -- -- und sie setzte sie zum Nachtheil der wahren Gelehrsamkeit dergestalt auf den Thron, daß eine Zeit war, in der sich die Studirenden einbildeten, alles zu wissen, wenn sie nur Philosophie auswendig gelernt hatten, und darüber alle übrige Hülfswissenschaften der Theologie, ja die Theologie selbst versäumeten. Die Krankheit war zwar in ganz Deutschland epidemisch, aber doch zu Halle und Jene, dort wegen der unangenehmen Befehle der theologischen Facultät, und hier wegen anderer Ursachen, am heftigsten. Gerade die Lehrer, deren Collegia am wenigsten angerathen wurden, bekamen den stärksten Zulauf, ohne eben im Dociren vorzügliche Verdienste zu haben, und wußten ihn auch hernach, da sich die Sachen änderten,

berken, zu behalten. Dadurch aber, daß dieser Zwang seinen Zweck nicht immer erreichet, hört er nicht auf, schädlich zu seyn. Er nöthiget doch oft die armen, oder die allzufolgsamen Studirenden, Collegia zu hören, die sonst nicht besetzt werden können, oder hält sie von dem ab, was sie gern lernen wollten. Und ist es nicht ein noch viel gewisserer Schade, wenn er den grössern Haufen beweget, gerade das Gegentheil von dem zu thun, was ihm angerathen wird, und die Collegia verdächtig zu halten, von denen seine Lehrer urtheilen, daß sie die nützlichsten und nöthigsten sind? Denn hoffentlich werden diese doch nicht die meiste Zeit in ihrem Rath irren, sondern öfters gute Vorschriften geben.

Sollte es jemanden vorkommen, als sey doch wirklich in einer solchen Einrichtung, wie in Halle war, etwas sehr brauchbares und nachahmenswürdiges, den bitte ich, ein wenig Geduld zu haben: ich werde mir unten den Einwurf selbst machen.

Eine andere Art von Zwang entstehet bisweilen, und diese wiederum blos in der theologischen Facultät, aus den Testimoniis, welche die Candidaten von der Universität mitbringen müssen, wenn sie Beförderung haben wollen. Die Sache ist an und vor sich gar nicht zu tadeln, obgleich diese Zeugnisse zuverläßiger oder deutlicher gewünscht werden

möchten,

möchten, als sie grossentheils zu seyn pflegen: allein ich wollte nicht gern, daß sie etwas dazu beytrügen, den Professoren Applausum zu verschaffen. Dis geschiehet in zwey Fällen. Wenn das Consistorium, oder doch einige im Consistorio, von deren Activität die Beförderungen am meisten abhängen, gerade von einem gewissen Professor Zeugnisse zu sehen verlangen, so ist dis der allerstärkste Zwang, Collegia, und noch dazu recht viele, bey ihm zu hören, er mag so schlecht lesen, als er will. Und dis wird selbst alsdenn die Folge seyn, wenn er der redlichste Mann ist, und keinen Gedanken darauf hat, durch Ertheilung oder Verweigerung der Zeugnisse seinen Hörsaal zu füllen. Denn es ist ganz vernünftig, daß er dem kein Testimonium geben kann, den er nicht kennet, und dem kein gutes, dessen Fleiß er nicht in mehreren Collegiis gesehen hat: er kann ja nicht Zeuge von dem seyn, was in andern Hörsälen geschehen oder nicht geschehen ist. In der That ist aber auch die Foderung unbillig, wenn einheimische Consistoria gerade von Dem Professor der Theologie Zeugnisse verlangen: denn ob man gleich niemanden verdenken kann, daß ihm nicht alle Zeugnisse gleich gut sind, und er gegen einige ein Mistrauen heget, so wird doch hoffentlich in der theologischen Facultät mehr als Ein Lehrer

seyn,

seyn, auf dessen Redlichkeit man sich verlassen kann, oder sie müßte sehr schlecht bestellet seyn.

Auf einigen Universitäten bekommen die Landeskinder von der ganzen Facultät ein gemeinschaftliches Zeugniß, welche Einrichtung ihre Vorzüge hat: denn eben deswegen, weil das Zeugniß vorhin überlegt wird, und der Decanus gegen alle ungestümen Bitten die Entschuldigung der Mehrheit der Stimmen hat, so kann es nicht so leicht erschlichen, oder der Höflichkeit eines Mannes, dem es schwer wird, etwas abzuschlagen, abgepresset werden. Nur muß bey einem solchen Facultätszeugniß die Regel seyn, daß die, welche nichts von dem Candidaten wissen, auch keine Stimmen geben, und es blos nach den Stimmen derer, die ihn kennen, ertheilt wird. Allein man führt bisweilen eine ganz anders lautende Regel ein, nach welcher der Candidat allen Gliedern der Facultät, die von ihm zeugen soll, bekannt seyn muß, und das ist eben so viel als, er muß bey ihnen allen Collegia gehört haben. So bald man diesen Grundsatz annimmt, so ist Zwang, und zwar ein sehr harter Zwang vorhanden, der zugleich den schlechtesten Professor vor der Furcht, gar keine Zuhörer zu haben, sicher setzt. Wenn daher die theologische Facultät Zeugnisse geben, und die Freyheit der Studirenden in der Wahl ihrer

Lehrer dadurch nicht gekränket werden soll, so ist nöthig, eine genaue Verordnung zu machen, in welcher vorgeschrieben wird, daß alles blos nach den Stimmen derer, die den Bittenden kennen, und Gutes oder Böses von ihm wissen, abgefasset werden, die übrigen aber gar keine Stimmen haben sollen: und diese Verordnung muß nicht in den geheimen Archiven der Facultät liegen, sondern dergestalt bekannt seyn, daß die Studirenden auch nicht durch ungegründete Furcht der Verweigerung des Testimonii gezwungen werden, bey denen Collegia zu hören, zu denen sie kein Zutrauen haben. Wo eine theologische Facultät etwan stark besetzt ist, und (wie kann man es anders hoffen, falls der Berufende nicht mehr als die Infallibilität des Pabstes hat) auch nur Ein schlechter Professor darunter seyn sollte, ist es doch hart, wenn jeder bey allen hören, und, um ein Zeugniß zu erlangen, wenigstens im letzten halben Jahre täglich eine Stunde wider seine Neigung verderben soll. Wenn man ihm aber auch diese Selbstverleugnung als ein Stück des Probestandes auflegen wollte, so ist der Trost, den der schlechte Professor dadurch bekommt, doch gar zu schädlich. Er kann schlecht seyn, und schlecht bleiben, und Zuhörer hoffen.

Die Promotionen können bisweilen ein Zwangsmittel abgeben, wiewol in Deutschland blos in der mediciniſchen Facultät, in der die Doctorwürde einem jeden, der das Erlernte wieder gebrauchen will, unentbehrlich iſt. Diejenigen Profeſſores Ordinarii, die das Recht haben, den Candidaten zu examiniren, erfodern bisweilen, daß er bey jedem unter ihnen Collegia gehöret haben ſoll; und wenn ſie es auf eine anſtändigere Art thun wollen, ſo verlangen ſie blos, daß er keine zur Medicin gehörige Disciplin verſäumet habe, z. E. nicht die Botanik, oder die, der Medicin freilich wichtige, Anatomie, in der doch vielleicht Hippocrates nicht recht Doctormäßig beſtanden ſeyn würde. Sollte es ſich denn finden, daß er die Disciplin bey einem andern, der nicht mit in der Facultät iſt, gehört hätte, ſo kann der Examinator ihm ohne viel Mühe ſolche Fragen vorlegen, daß es etwas nahe bey dem Abweiſen hergehen muß. Wer vorſichtig iſt, wird ſich eine ſolche böſe Stunde durch Anhörung der Collegien ſeiner ſämmtlichen Examinatoren abkaufen. Hier ſehe ich nicht, wie dem Zwange vorzubeugen iſt, wenn die Mitglieder der Facultät eigennützig genug ſind, ihn zu wollen. Denn man muß ihnen doch das Recht laſſen, ſo zu examiniren, wie ſie es ſelbſt für gut finden, und es iſt nicht möglich, ihnen die

Fragen vorzuschreiben, die sie thun sollen, oder das Examen würde eine blose nichts bedeutende Ceremonie werden. Hier ist also ein Uebel, dagegen ich kein Mittel vorzuschreiben weiß: allein gemeiniglich hebt es sich von selbst, wenn nur die Obern es nicht durch gutgemeinte Gesetze gröſſer machen. Den sämmtlichen Beysitzern der Facultät ist daran gelegen, daß Doctores gemacht werden, weil diese ihre Würde bezahlen müssen: es pflegt daher die Mehrheit der Stimmen oft für die Billigkeit zu seyn, wenn Ein Examinator allein dem Candidaten, der nichts bey ihm gehört hat, die Doctorwürde erschweren wollte. Nur muß der Landesherr nicht in das Mittel treten, und verbieten, niemanden zum Doctor zu machen, der in diesem oder jenem Theil der Medicin, Botanik, Anatomie, Chirurgie u. s. f. nicht bestehet, denn soll der Professor Ordinarius dieser Disciplin über das Bestehen urtheilen, so heißt es eben so viel als, der nicht bey dem Professor, er sey gut oder schlecht, verständlich oder unverständlich, er gebe sich Mühe oder nicht, Collegia gehört hat: und bey einem solchen Gesetz wird der Professor die meisten Antriebe verlieren, seine Fehler abzulegen.

Diesen Zwang kann bey uns keine andere Facultät üben, als blos die mediciniſche. Denn den

theolo-

theologischen Gradum nehmen Studenten nicht an; und die juristische und philosophische Facultät läßt sich gern finden, wenn nur jemand ihre summos honores sucht, deren er gemeiniglich, wenn es ihm beliebte, ohne Schaden entbehren könnte. In der That könnte nichts unbilliger seyn, als die Foderung, daß ein Candidate der Magisterwürde in allen den Wissenschaften Rede und Antwort geben sollte, die zur philosophischen Facultät gerechnet werden, und deren jede ihren eigenen Mann fodert: und die, so examiniren, würden oft übel genug daran seyn, wenn sie die Fragen ihres Collegen aus seiner Wissenschaft beantworten sollten, der Professor der Historie die vom Professor der morgenländischen Sprachen, dieser des Mathematici seine, und der tief hinter selbstgewählte Kunstwörter verschanzte Metaphysikus die historischen. Allein kein Mensch macht auch bey uns eine solche Foderung, und wo man die philosophische sogenannte Würde am gewissenhaftesten austheilt, ist man doch zufrieden, wenn der Candidate auch nur in einer einzigen Wissenschaft, auf die er sich gelegt hat, gut bestehet.

In Schweden ist es hierin anders, und da hat die philosophische Facultät durch die Promotionen über einen grossen Theil der Studiosorum Theologiä eine Art von Zwang. Es ist sehr gewöhnlich, und

dadurch gewissermassen nöthig, daß diese Magistri werden: und wer sich dazu examiniren lassen will, muß bey allen Professoren Collegia gehöret haben, um bestehen zu können: eine fürchterliche Prüfung in der Polyhistorie, und bey der der grösseste Gelehrte zittern möchte, wenn gegen gewesene Zuhörer nicht Gnade für Recht erginge. Dis besetzt manchem Professor, der sonst keine Zuhörer erhalten würde, ohne viel Mühe die Collegia. Ich wünschte, daß wir in Deutschland häufigere Magisterpromotionen hätten, daß ein gewisser Vortheil damit verbunden wäre, und der reitzen könnte, diese academische Belohnung des Fleisses zu verlangen: allein in dem Stücke müßte es immer bleiben, wie es ist, daß niemand abgewiesen werden könnte, der auch nur in einer einzigen Wissenschaft, die zur philosophischen Facultät gerechnet wird, bestände.

Die Beneficien können bey einem gewissen Fehler der Verfassung die Freyheit sehr einschränken, und ein überaus kräftiges Mittel werden, einen unverdienten Applausum zu erhalten. Hätten die Professores selbst die sämmtlichen Beneficia nach bloser Willkühr, oder, welches hier eben so viel ist, nach ihrem Gewissen zu vergeben, so fällt die Folge in die Augen. Allein dis ist selten der Fall: die Obern, die Landstände, oder die Patronen jedes Stipendii,

pflegen

pflegen sich die Vergebung vorzubehalten: und wenn auch eine Anzahl von Professoren aus jeder Facultät gesetzt ist, die die Freytische nach gewissen Regeln und dem Universitätsalter an Dürftige vertheilen müssen, so kann doch der Collegienzwang dadurch vermieden werden, daß keinem unter ihnen erlaubt ist, zur Bedingung zu machen, daß der Bittende bey ihm Collegia gehört haben soll, oder ihm wegen der Unterlassung Vorwürfe zu machen, und Verweise zu geben. Ich sehe es auch nicht für bedenklich an, wenn ein Professor ein Stipendium, das nur wenige geniessen können, oder etliche Freytischstellen zu vergeben hat. So lange die Anzahl der Beneficiaten, die er versorgen kann, klein ist, macht dis noch keinen Applausum: und bisweilen schwächet es ihn so gar, wenn der Professor die Stipendiaten nöthiget, bey ihm Collegia zu hören, weil der Zwang bey dem Publico den Verdacht erreget, als habe er ein solches Mittel nöthig. Ob er sich diesen Schaden thun will, der das Ganze der Universität nicht angehet, das kann man ihm selbst überlassen: wer das menschliche Hertz kennet, wird sich vor einem so gefährlichen Mittel hüten, das zu wenig hilft, und zu viel schadet.

Sind Stipendia eigentlich dazu gestiftet, daß junge Leute gewisse vernachläßigte Theile der Gelehrsamkeit

samkeit treiben, z. E. daß sie sich zu Schulämtern zubereiten sollen, so erfodert die Natur der Sache nothwendig, daß der Professor, dem die Aufsicht anvertrauet ist, ihnen wenigstens einige Collegia vorschreibt, und zwar gemeiniglich welche bey sich, denn man wird die Einrichtung der Studien am liebsten dem auftragen wollen, den man für den besten Kenner hält, und deshalb zum ordentlichen Lehrer in dem Fache gesetzt hat. Auch dis gehört zu den Kleinigkeiten, die den grossen Applausum nie geben, sondern ihn ehe hindern können, wenn der Professor sein Recht nicht mit vieler Vorsichtigkeit und Güte gebraucht. Unrecht oder hart können die Stipendiaten diesen Zwang nicht nennen: denn wenn sie sich nicht auf den besondern Theil der Gelehrsamkeit legen wollen, so geniessen sie unrechtmäßig Gut, und begehen eine Art von Kirchenraube an den Wissenschaften, da sie das dazu bestimmte Stipendium annehmen oder verlangen.

In zwey Fällen entstehet aus Beneficien ein schädlicher Zwang. Der eine ist, wenn gewissen Professoren aus den vier Facultäten aufgetragen ist, die Freytische zu vergeben, und sie dabey das Recht haben, zu verlangen, daß der Bittende ihnen selbst aus Anhörung ihrer Collegien bekannt sey, oder doch künftig bey ihnen Collegia höre. Dis ist beynahe

der

der einzige Zwang, den ein Professor Juris und Philosophiä üben kann; allen andern muß er der theologischen und mediciniſchen Facultät überlassen. Der andere Fall ist weit schädlicher. Auf einigen Universitäten sind ganz kleine Stipendia, von so geringem Betrage, daß blos der sehr Arme sie verlangen kann, die aber eine ansehnliche Menge von Beneficiaten genieſſet: ich weiß z. E. eins, das jährlich nicht völlig neun Thaler beträgt, und das ihrer Hundert, oder mehrere, bekommen, und ich will, um mich bisweilen faßlicher ausdrücken zu können, dieſe Summe zum Beyspiel wählen. Solche Stipendia, die aber fast immer zur theologischen Facultät gehören, vergiebt der Hof oder die Landstände nicht, weil sie zu geringe sind, sondern der Professor, dem die Aufsicht über die Stipendiaten anvertrauet ist, hat das Recht, sie nach eigener Einsicht und Gewissen zu wählen. Dis ist nun ein sehr kräftiger Zwang für die Armen, bey ihm Collegia zu hören, und zwar nicht blos für die, die das kleine Stipendium jetzt wirklich genieſſen, sondern auch für alle, die es aufs künftige suchen: indem nichts vernünftiger ist, als daß er es niemanden zuwendet, von deſſen Fleiß er nichts weiß, und den er nicht kennet. Nun möchte zwar mancher, der von Universitäten entfernt lebt, denken, daß

ihm an 100 oder 200 armen Zuhörern, die nicht bezahlen können, wenig gelegen seyn würde. Allein auf Universitäten hat einmahl das Wort, Applaus, einen so magischen Laut, daß er schon beynahe für sich die ganze Ambition manches Professors rege macht, oder erfüllet, weil er selbst und andere mit ihm die academische Ehre nach der Anzahl der Zuhörer messen, und das am meisten auf den Universitäten, wo viel Arme studiren. Ausser diesem Scheingut für die blose Einbildung hat der Professor von dem Zulauf der armen Stipendiaten und Exspectanten noch den wesentlichern Vortheil, daß andere Studirende, die keine Beneficia bedürfen, von ihm eine hohe Meinung bekommen, und sich gleichfalls zu ihm als dem applaudirten Lehrer drängen. Ein solch Zwangstipendium für hundert, hat einen ganz andern Einfluß, als eins für zehn: das letzte raubt oft den Beyfall derer, die keines Stipendii nöthig haben, das andere giebt dem Professor so viel Zuhörer, daß auch das übrige Publicum der Studenten ihn hochschätzt, und sein volles Auditorium als die Folge vorzüglicher Eigenschaften ansiehet. Dis giebt ihm ein grosses Uebergewicht über seine Collegen, und läßt, wenn er auch schlecht lesen sollte, seinen Applausum nie ganz sinken. Hat man aber schon ohnehin Zutrauen zu ihm, so vergrössert es

den

den Zulauf, und macht ihn gleichsam gegen alle Zufälle des Glücks, und gegen neue aufwachsende Meriten anderer, die die seinigen übertreffen könnten, sicher. Daher pflegen auch Professores an den Orten, wo es dergleichen Stipendia gibt, die Aufsicht darüber sehr begierig zu suchen, und die Arbeit an diesen Almosen, vielleicht gar eine unbelohnte und unentgeldliche Arbeit, höher als Vermehrungen ihres Salarii zu schätzen: welches denn in der Ferne wirklich ein sehr erbauliches Ansehen hat. Steht es bey ihnen, so suchen sie noch wohl mehreren, als die gesetzte Zahl ist, zu helfen, und die kleine Summe des Stipendii noch einmahl zu theilen, um mehrere Arme zu erfreuen: und vielleicht ist gar schon das allzukleine Stipendium aus ehemahligen Zertheilungen eines grösseren und nützlichen entstanden.

Eine solche Anstalt kann nicht anders, als der Universität, ihrem Geschmack an den Wissenschaften, und dem Fleiß der Professoren, sehr gefährlich seyn. Gesetzt, sie ist jetzt in guten Händen, so wird sie es nicht immer seyn: und auch der beste, der gelehrteste, der redlichste Professor, sollte billig über seine Collegen durch nichts ein Uebergewichte haben können, als durch die Vorzüge seines Unterrichts: alles andere Uebergewicht muß ihnen sehr unangenehm vorkommen, und macht ihn selbst, erst sicherer,

denn

denn nachläßiger, und mit der Zeit unnützer. Durch sie pflegt eingeführt zu werden, was kein Zwang, der den geraden Weg gehet, einführen könnte, die eigentliche Sectirerey, da der grössere Haufe der Lernenden den applaudirten Lehrer allein hochschätzt, und ihn für die Quelle aller ausserordentlichen Gelehrsamkeit hält, die übrigen Professores von gleichen oder doch nicht viel geringeren Verdiensten gegen ihn herunter setzt, und die Auswärtigen gar nicht kennet: kurz, eine Blindheit gegen alles andere, und starre Bewunderung eines einzigen. Man wird diese Sectirerey auf einigen Universitäten gar nicht antreffen, und kein Lehrer auf ihnen würde im Stande seyn, sie einzuführen: von andern Universitäten aber macht sie beynahe den Character, und dauret als Sectirerey halbe Jahrhunderte, nur mit einer Abwechselung ihres Gegenstandes. Denn der Doctor irrefragabilis lebt nicht immer, er stirbt, und ein anderer, vielleicht das gerade Gegentheil von ihm, kommt an seine Stelle: aber es ist doch stets einer, der diese Würde bekleidet, und der den Sectirern allein alles ist. Man forsche doch bey Universitäten, wo sich dis findet, nach zwey Umständen: ob etwan eine solche Anstalt vorhanden sey, als ich vorhin beschrieben habe? und ob die Armen eine gar zu beträchtliche Zahl der Studirenden aus-

ausmachen? Der Geschmack wird natürlicher Weise schlecht, und die Sectirerey zur herrschenden Mode, wo die Armen im Applausu den Ton geben. Denn ein grosser Theil von ihnen kommt so unzubereitet auf die Universität, und hat auf ihr so wenige gelehrte Hülfsmittel, daß ihm alles neu ist, und alles Orakel wird, was er hört: und wenn ihn nun der Hunger zu dem Lehrer treibt, der ein kleines Gegenmittel gegen den Hunger hat, und dieser Freund der Armen weiß sich ein Ansehen zu geben, oder er hat auch wahre Gelehrsamkeit mit dem Talent, sie geltend zu machen, so sieht ihn alles starre an, und vergöttert ihn. Von den Armen breitet sich denn der Geschmack auch zu den Bemittelten aus, falls diese die wenigsten sind, und nicht für sich allein den Applausum machen können. Der dankbare, oder der sich einschmeicheln wollende Arme thut mehr, als der, welcher gerade zu in die Collegia gezwungen wird: er besucht sie nicht blos, sondern er rühmt gegen die Ankömmlinge von ihnen, was er glaubt, und oft, was er nicht glaubt, und verkleinert die übrigen Docenten. Wo die Reichen, oder die, welche zwischen ihnen und den Armen in der Mitte sind, den Ton geben, kann alles dis nicht leicht erfolgen: denn sie verehren nicht völlig so blind, und nicht so heftig, weil sie mehr Kenntniß

der

der Welt haben, und nicht leicht so ganz unzubereitet auf die Universität kommen: und am Ende hänget doch ihr übertriebener Beyfall von irrigen Einsichten, die nicht bey allen einerley sind, und von wandelbaren Zufällen ab, allein der Armen ihrer kann gekauft werden, und das desto kräftiger, je weniger der Vertheiler der Beneficien darüber handelt, und nur sie niemanden ertheilt, der nicht von selbst Proben des guten Willens giebt. Er muß es machen wie die Kaufleute unter Völkern von unbekannter Sprache, die stumm, ihre Waare hinlegen, und warten, daß die Einheimischen, denen sie gefällt, die ihrige dazu legen: so werden sie sich selbst in den Mitteln übertreffen, ihm eine Secte zu stiften.

Diese Sectirerey ist ein grösseres Uebel auf Universitäten, als aller offenbare Zwang; und man möchte lieber wünschen, es wären keine Universitäten, wenn die Sectirerey von ihnen nicht getrennet werden könnte. Gesetzt, ihr bewunderter Gegenstand ist ein wahrer Gelehrter; gesetzt, er behält auch bey der blinden Verehrung, die er genießt, so viel Respect vor das Publicum, daß er auf seine Collegia denkt, und in seinen des Abgangs und Glaubens auf der Universität versicherten Schriften, nicht abgenutzte bekannte Sachen, und nicht unüberlegte

neue

neue Entdeckungen hinwirft, so führt die Sectirerey schon selbst eine gewisse Dummheit ein, und macht, daß man sich um die Schriften auswärtiger Gelehrter, die die Aussichten der Gelehrsamkeit erweitern helfen, nicht bekümmert: und dabey lernt man, was ein Studirender nie lernen soll, glauben: es ist einem schon Beweis, daß der grosse Lehrer es so gesagt hat, und ein wichtiger Einwurf gegen das, was man von andern Lehrern hört, der Herr Doctor pflegen anders zu sagen. Sollte aber, wie es bey der beständigen Abwechselung der Personen fast unvermeidlich ist, anstatt des wahren Gelehrten künftig gar ein ungelehrter Professor dieselben Mittel in seine Gewalt bekommen, eine Secte zu werben, wie schädlich wird alsdenn ein solch Stipendium der Universität und den Wissenschaften? In der That kann man auf einer Universität, wo viel Arme sind, die entgegen gesetztesten Dinge damit ausrichten, je nachdem es in diesen oder jenen Händen ist: aber lauter Dinge, die entweder gar nicht ausgerichtet werden, oder doch nicht die Wirkung eines sectirischen Zuges, sondern der kühlen Ueberlegung seyn sollten. Was vielleicht das einemahl das Mittel ist, eine mystische Theologie, oder übertrieben eifrige Moral ohne Kenntniß, einzuführen, und ein andersmahl den sclavischen Gehorsam gegen alte Sätze

zu erhalten, wird künftig das Mittel, Neuerungen auszubreiten: und wenn es auch einmahl für die Wahrheit gebraucht wird, so soll diese doch billig so zweydeutige und gefährliche Mittel nicht haben, die Irrthum und Unwissenheit eben so gut gebrauchen können.

Es ist daher am besten, daß Beneficia von dieser Art auf Universitäten gar nicht sind, die doch nur die äusserste Armuth zum Studiren anlocken können. Hat man für 100 Stipendiaten zehn Thaler für jeden, so kehre man lieber die Zahlen um, und gebe zehn Stipendiaten jedem jährlich hundert Thaler: denn wird das Geld nützlich angewandt, und kein sectirischer Applausus der Menge dafür erkauft werden können. Doch davon unten in dem Abschnitt von Beneficien und Freytischen. Will man aber ja dergleichen kleine Stipendia für eine grosse Anzahl von Armen beybehalten, so ist es rathsam, daß weder der Aufseher allein, noch die ganze Facultät gemeinschaftlich sie vergebe: man vertheile sie lieber unter alle Professores, der Facultät, für die sie gestiftet sind, dergestalt, daß, wenn ihrer 100 sind, und 5 Professores, jeder Professor 20 Stellen vergeben kann, und der Aufseher blos das Recht behält, die auszuschliessen, die sich der kleinen Wohlthat unwürdig machen werden. Alsdenn

machen

machen sie keinen Collegienzwang, weil man sie bey jedem Professor haben kann, und noch weniger einen sectirischen Anhang der Menge, weil keiner unter ihnen genug Stellen hat, eine ganze Menge zu erkaufen.

§. 52.

Es ist freilich gegen die bisherige Anpreisung der Freyheit ein sehr scheinbarer Einwurf: daß junge Leute oft ihre Collegia, so wol als ihre Docenten, unglücklich wählen, und dadurch wenigstens das erste Jahr auf der Universität so gut als verlieren, oder, wenn der Fehler der Wahl bis zum Ende der Universitätszeit fortdauret, unzubereitet, und durch die Einbildung, als hätten sie recht was sonderbares gelernt, stolz und künftiger Verbesserung unfähig, in ihr Vaterland zurücke kommen. Diese Erfahrung kann unmöglich geleugnet werden. Wäre es denn nun nicht besser, wenn ihnen von redlichen und einsichtsvollen Männern, denen sie folgen müßten, vorgeschrieben würde, was? und bey wem sie hören sollen? Ist es nicht, um bey dem Exempel der theologischen Facultät zu bleiben, eine heilsame Anstalt, wenn alle Landeskinder die Collegia, die sie zu hören gedenken, anzeigen, und darüber Rath und Weisung der Facultät erwarten müssen? Dis ist der Gedanke, den man bisweilen befolget hat,

und der nie unterlassen wird, noch immer solchen beyzufallen, die den Schaden der selbstgewählten Collegien sehen, ohne dabey auf andere Umstände der Universitäten, und auf die Beschaffenheit des menschlichen Gemüths zu denken.

Gesetzt, es wäre sonst nichts einzuwenden, so ist doch klar, daß bey einer solchen Einrichtung alle die Vortheile der Freyheit, von denen ich vorhin geredet habe, aufgegeben werden müßten: und da man beide Vollkommenheiten der Universitäten nicht beysammen haben kann, so ist nur die Frage, welche von beiden ist die wichtigste? diese, daß wir durch freye Wahl der Collegien die Professores zwingen, so gut zu werden, als sie auf Universitäten auser Deutschland nicht sind, und mehr zu leisten, als irgend ein Gesetz zur Pflicht machen kann? oder daß die Studirenden schlechterdings gehindert werden, unnütze Collegia, und ungelehrte, den Applausum durch Pralerey erhaltende, Lieblinge der Jugend zu hören? -- -- Und welcher Schade ist grösser? Unfleissige, sich auf ihre Vorlesungen nicht präparirende, die Collegia nach alter Alter in eine unvernünftige Länge dähnende Professoren zu bekommen, bey denen selbst der Fleißigste das nicht lernen kann, was jetzt zu lernen ist, und denen zu Gefallen er denn doch mehr Jahre auf Universitäten zubringen müßte, als

er

er jetzt braucht? oder den schlechteren Theil der Studenten, der allzuunbereitet von Schulen kommt, Zeitverderb und Nützliches, gute und schlechte Lehrer unterscheiden zu können, und bey niemanden Rath suchen will, seinem eigenen Willen zu übergeben? Ich will die Vergleichung selbst nicht anstellen, und nicht einmahl darauf dringen, daß im einen Fall alle, und insonderheit die fleißigsten und besten Studirenden, im andern aber blos die auf Schulen schlecht zubereiteten, und keinen guten Rath suchenden, verlieren. Es sey gleich gegen gleich! aber so viel ist gewiß, einen Vortheil muß man aufgeben, wenn man den andern haben will, und wer die Studenten durch Vorschreibung der Collegien sicher setzen will, im Wählen keine Thorheit zu begehen, der muß die Vorzüge, die unsere Universitäten von der Freyheit haben, verlohren geben. Man wiege nun selbst nach eigener Einsicht eins gegen das andere ab.

Allein noch ausser dem ist sehr vieles gegen die so gut gemeinten, und gar zu väterlichen Vorschläge zu erinnern. Gesetzt, die Facultät, oder wem es aufgetragen ist, schriebe den Studenten beynahe mit Untrüglichkeit die besten Collegia und Lehrer vor, und die Studenten müßten folgen: so wären wir in Absicht auf die, die sich selbst weise sind, und

keinen guten Rath verlangen, doch nicht viel weiter, als vorhin. Denn wenn sie einmahl in diese Vorschriften ein Mistrauen gesetzt haben, oder gewisse gesellige Studenten, die den ungeschickten Docenten zu Werbern dienen, es ihnen erwecken, kurz, wenn sie glauben, in den von der Facultät angerathenen Collegiis nicht eben das hören zu können, was in andern vorkommt; so werden sie freilich die vorgeschriebenen Collegia besuchen müssen, allein es wird so unfleißig, so unaufmerksam und mit halber Seele geschehen, daß sie vielleicht von einem windigen Ausschmücker der ersten Anfangsgründe, den sie mit Zutrauen und Eifer hörten, eben so viel möchten gelernet haben, als jetzt aus dem gründlichsten und reichsten Vortrage. Der Widerwille ist einmahl eine sehr unglückliche Sache beym Studiren. Man wird denn doch auch wol den Zwang schwerlich so weit treiben, ihnen alle Collegia ausser den vorgeschriebenen zu untersagen: sie werden sich also noch dazu mit den Collegiis, zu denen ihre Neigung sie treibt, überhäufen, diese für den beneideten guten Bissen halten, und die andern mit Eckel besuchen, wovon die Folge ist, daß sie nie den bessern Unterricht dem schlechtern vorziehen lernen, eine Sache, die sonst gemeiniglich nach einem oder anderthalb Jahren zu geschehen pflegt, wenn der

zuerst

zuerst unglücklich wählende und von Werbern aufgefangene Student, von ohngefähr, oder aus Neugier oder von andern bekannten mitgenommen, einigemahl einen gründlichen Vortrag hört. Der Unterscheid ist, hier hört er ihn aufmerksam, mit Neugier, und ohne Vorurtheil: dort mit der Ungunst, mit der wir alles Gezwungene thun, und mit dem Kaltsinn und Schläfrigkeit, damit tägliche Sachen gehört werden.

Wenn die Vorschreibung der Collegien blos bey den Unzubereiteten, und bey ungelehrigen Selbstweisen diese Folge hätte, so wäre alles gleich gegen gleich, und durch sie wenigstens nichts gebessert: denn Collegia unfleißig und mit Widerwillen besuchen, wird schwerlich mehr Nutzen bringen, als sie gar nicht besuchen. Schüler kann man zum Fleiß und Aufmersamkeit zwingen, aber Erwachsene nicht. Allein auch bey Studirenden von besserer und gelehriger Art zeiget sich eben die Wirkung, obgleich in geringerer Maasse. Man sage ihnen an dem Ort, wo befohlen werden kann, die Wissenschaft, oder das Collegium sey nöthig; so wird sie ihnen schon als sehr schwer, als entbehrlich, oder gar als pedantisch vorkommen, und jeder ältere Student, der eben das sagt, was sie denken, wird ihr Vertrauter seyn: man nenne ihnen den Lehrer, den sie

hören sollen, aber nun hat er schon einen schlechten Vortrag, oder was ihm sonst fehlen mag: man beschreibe ihnen ein Collegium als unnütz, und verbiete es ihnen, so unnütz es auch wirklich ist, so werden sie doch nun sich kaum enthalten können, ein besonderes Licht darin zu vermuthen. Zwang ist gar zu unangenehm, und nichts ist unnatürlicher, als, sich im Studiren, das Lust und freywilligen Eifer erfodert, zwingen zu lassen. Wenigstens verliert man den halben Eifer, und es kann fast nicht anders seyn, als daß ein Verdacht entstehet: sollten deine gebietenden Rathgeber auch wohl die rechten Einsichten haben? sie sind alt, wenigstens 20 Jahr älter als du, sollten sie das Neueste in der Gelehrsamkeit kennen, und nach Würden schätzen? sollten sie nicht für ihren eigenen Applausum partheyisch, und gegen die Lehrer, zu denen sie nicht rathen wollen, neidisch seyn, weil ihnen ihre Vorzüge in die Augen leuchten? Wenn eben die Vorschriften von andern, die nicht Professores sind, und selbst von den eigenen Eltern, gegeben werden, so werden sie der Jugend oft als altväterisch verdächtig, (und sie hat gemeiniglich in zwey Fällen Recht und in dreyen Unrecht;) allein wenn Professores Richter in einer Sache werden, die ihre Lieblingswissenschaft, vielleicht die, welche sie allein kennen, ihren eigenen

Vortheil, ihre Ehre, und ihren Applausum (ein auf der Universität so viel sagendes Wort, und bey dem der junge Student noch etlichemahl so viel denkt, als der Professor selbst) betrift, ist es denn möglich, daß der gebietende Rath dem grössern Haufen der Studirenden unpartheyisch vorkommen sollte? Man müßte die Welt und die Menschen nicht kennen, um nicht selbst so argwohnen, als der grössere Haufe argwohnen wird. Die Rathgeber seyn so redlich, daß der Argwohn falsch ist, aber er wird doch entstehen, und vors erste wahrscheinlich seyn. Auf die Weise kann eine solche Einrichtung gerade die entgegen gesetzte Wirkung haben, und hat sie öfters: eben die unrichtige Methode zu studiren, welche der dabey interessirt zu seyn scheinende Professor verbietet oder mit Auctorität widerräth, wird die Lieblingsmethode, und ein Arcanum, das man nur bey recht treuen Freunden, (vielleicht in der That Collegienwerbern) lernen zu können vermeint. So kam, wie ich schon oben gesagt, in Halle die den Theologen verhaßte Wolfische Philosophie übermäßig empor, und drängte in gewissen Jahren beynahe die Theologie selbst aus der Theologie weg, oder zum wenigsten doch die übrigen Hülfswissenschaften der Theologie: und wenn man den Versuch machte,

einer Juristenfacultät das Recht zu geben, daß sie den Landeskindern die Collegia einrichten sollte, und sie liesse es sich einfallen, gegen die als besondere Disciplin gelesene juristische Hermenevtik zu eifern, so gratulire ich schon zum voraus dem glücklichen Mann, der sich dieser Wissenschaft bemächtiget, zu starkem Applausu.

So stände die Sache, wenn der verordnete Rathgeber dem Willen nach der ehrlichste, von gar keiner Eigenliebe gelenkte Mann, und dem Verstande nach untrüglich wäre. Allein wer wird so gutherzig seyn, dis oft zu hoffen, und als den gewöhnlichen Fall anzunehmen? Wie selten wird nur mittelmäßige Unpartheylichkeit und Uneigennützigkeit bey einem solchen Rathgeber seyn, dem noch dazu die Gewohnheit schon die bescheidene Schamhaftigkeit genommen hat, die einen Anfänger in diesem Geschäfte abhalten möchte, seine eigenen Collegia zu recommendiren? Denn in der That kann man doch die Professoren nicht so aus einer Menge hinlänglich geschickter und gelehrter Männer auswählen, daß man alle zurückweisen dürfte, deren moralischer Character nicht ganz vollkommen ist. Wir wollen aber auch den Willen so rein annehmen, als er irgend seyn kann, kommt sich denn doch nicht jeder Mensch und jeder Gelehrter besser vor, als er in der That ist?

und

und das wol in desto höherm Grade, je einfältiger und einsichtsloser er ist? Pflegt nicht der Gelehrte seine eigene, seine Lieblingswissenschaft, etwas zu hoch zu erheben? Und wenn er denn nach seinem besten Gewissen räth, so werden es gerade seine Collegia seyn, die er vorzüglich anrathen muß. Wie wenn nun andere besser wären, so ist es dem Studenten keine Wohlthat, einen befehlendväterlichen Rath von ihm zu empfangen, und er würde vielleicht, sich selbst überlassen, besser gewählet haben. Die Wissenschaften sind in einer beständigen Veränderung, und, wenn es glücklich gehet, in einer Zunahme, doch so, daß jedes Menschenalter seine eigene Krankheit und Thorheit hat, die die Methode mit betrift. Der gebietende Rathgeber, ein bejahrter Mann aus dem vorigen Menschenalter, hat vielleicht dessen Krankheit noch, und will, daß andere die Wissenschaften so lernen sollen, wie er sie in seiner Jugend gelernt hat: er kennet vielleicht ihre neuesten Zusätze, Hülfsmittel, und Verbesserungen nicht genug, oder betrachtet sie als schädliche Neuerungen. Seinen Rath zu hören kann nützlich seyn, denn unsere Zeit hat auch ihre Thorheiten, gegen die er reden wird: aber ihn schlechterdings befolgen müssen, ist so viel als, gezwungen seyn, die verjährten Fehler der Methode beyzuhalten,

und die Wissenschaft unvollkommener zu lernen, als sie jetzt ist. Hätten wir bisher einen solchen Zwang gehabt, so würden wir doch noch viel von der Art zu studiren haben, die vor 30 oder 60 Jahren gewöhnlich war, und deren Mängel wir einsehen: und die Verbesserungen der Wissenschaften, an denen sonderlich die letzten 20 oder 30 Jahre reich gewesen sind, dürften langsamer, und vielleicht erst unter dem folgenden Geschlecht eingeführet und allgemein bekannt werden. Ohne Zweifel haben wir auch Mängel, die wir nicht kennen: sollten Männer, die jetzt berühmt sind, oder die jungen Gelehrten, die jetzt erzogen werden, im Jahr 1790 oder 1800 andern die Methode vorschreiben, so würden diese Mängel sich länger erhalten.

Noch weit unvollkommenere Rathgeber würden die Professores in Absicht auf die Wahl der Docenten seyn, weil sie selbst nicht in die Collegia gehen, und den mündlichen Vortrag ihrer Mitarbeiter anhören können. Sie werden freilich wissen können, daß der und der Docent die Wissenschaft selbst nicht verstehet, die er zu lehren unternimmt; und daß ein anderer ein gründlich gelehrter Mann ist. Allein ob dieser gelehrte Mann, den sie aus Schriften und Umgang beurtheilen, sich in seinen Collegiis die nöthige Mühe giebt, ob er das Neueste, das er

weiß,

weiß, darin vorträget, ob er ordentlich und deutlich ist, ob er sich zu den Anfängern herabläßt, ob er die Wissenschaft reich vorträgt, oder (um nur Einen unvermeidlichen Fehler mancher Gelehrten zu nennen) wegen Langsamkeit der Ausrede, auch wol wegen allzugrosser Deutlichkeit, nur wenige Anfangsgründe sagen kann, ob er wol gar die seltene Gabe hat, durch seinen Vortrag alles zu beleben und leichte zu machen, das können sie unmöglich anders als aus Erzählung der Studirenden wissen. Sie müssen also diesen Theil des Characters ihrer Collegen ihren Schülern glauben, und nicht diese ihnen. Ist es also nicht besser, daß der Studirende selbst höret und wählt, oder bey seiner Ankunft sich bey älteren Studiosis erkundiget, als daß er dem, was Professores auf Hörsagen anrathen, zu folgen schuldig seyn soll?

Und endlich möchte ich fragen, wer soll das Recht haben, den Studirenden ihre Collegia einzurichten? Soll ein einziger Professor dazu bestellet, und sie an ihn allein gewiesen werden? Das wird man doch nicht wollen. Er würde dadurch ein unerträgliches Uebergewicht über seine Collegen bekommen, den Applausum an sich ziehen, und andern, wie er wollte, wohl und übel thun können: und doch würden mit diesen Vorzügen solche Unannehmlichkeiten verknüpft

seyn.

seyn, daß keiner, der zu seinen Verdiensten ei
Zutrauen, und dabey eine etwas feinere De
kungsart hat, diese Gewalt nur annehmen würd
Ein allgemeiner Haß kann von ihr kaum getrenn
werden, und dabey eine allgemeine heimliche Ver
achtung der Studenten, die ihn gezwungen hören
und eben wegen des Zwanges glauben, daß sein
Collegia keines freywilligen Anhörens werth sind
Wer dis ertragen, wer mit einem so misvergnüg
ten Applausu zufrieden seyn kann, der muß ent
weder ein sehr unempfindliches grobes Gefühl von
Ehre und Schande und wenig Verstand, oder ein
sehr böses Herz haben. Kurz, dis ist ein Amt, zu
dem man keinen ehrlichen Mann kriegt, wenn er
nicht einfältig und fühllos ist, und das natürlicher
Weise in die Hände derer fallen würde, die man
Ursache hat, am weitesten davon zu entfernen.
Gewiß, der müßte sehr bescheiden, und wider allen
Betrug der Selbstliebe beynahe übernatürlich ge
sichert seyn, der ein solches Amt unpartheyisch füh
ren, und nicht vorzüglich seine eigenen Wissenschaf
ten und Unterricht anempfehlen sollte.

Nein! wird man sagen, die ganze Facultät soll
die Arbeiten der ihr anbefohlnen Studirenden colle
gialisch einrichten. -- -- Und das wird gerade das
schlimmste seyn! Die grössesten Gelehrten und besten

Freunde

Freunde denken doch oft von dem Werth jedes Theils der Hülfmittels ihrer Hauptwissenschaft so verschieden, daß aus ihren Rathschlägen schwerlich etwas zusammenhängendes entstehen kann, wenn sie alle befolget werden sollen. Herr Consistorialrath Jacobi würde die Zierde einer jeden Universität seyn, auf der er stünde, wenn er Professor Theologiä geworden wäre: aber ich möchte gern zuhören, was das Resultat wäre, wenn er und Herr Doctor Ernesti gemeinschaftlich einem Studioso Theologiä die Collegia einrichten sollten. Das einzige Systematische möchte aus einer Facultätsüberlegung herauskommen, daß keiner ihrer Beysitzer in der Vertheilung der Collegien ganz übergangen werden dürfte, und die Studiosi angewiesen werden müßten, wo nicht jedes halbe Jahr, doch wenigstens während ihres Aufenthalts auf der Universität, ein oder zwey Collegia bey jedem zu hören. Ich sehe wenigstens nicht, wie eine rathgebende Facultät ohne beständigen Streit und Uebelstand es wagen könnte, einen einzigen Beysitzer in Vorschreibung der Collegien zu übergehen, und ihm dadurch gleichsam ins Gesichte zu sagen, sie seyn einer Anempfehlung nicht werth. Nun wird aber doch selten eine Facultät so gut und zugleich so sparsam besetzt seyn, daß nicht einer oder zwey darin seyn sollten, die zu hören man ohne

Schaden unterlassen könnte: geschiehet in solchem Fall den Studirenden, denen ihre Zeit theuer ist, und die billig noch manches lernen müssen, daran die Hauptfacultät, zu der sie gehören, nicht denket, wirklich sehr hart, wenn über sie mit collegialischer Billigkeit ein Theilungstractat geschlossen wird, der sie anweiset, etwas entbehrliches, oder gar etwas schlechtes zu hören? Sollten auch manche besorgliche Misbräuche des Rechtes, Collegia vorzuschreiben, zu Anfang ganz vermieden werden, (wiewol der eben genannte beynahe gar nicht vermieden werden kann) so werden sie doch mit der Zeit einreissen: und das bleibt, daß in einer Facultät, die mit Nachdruck rathen kann, was man hören soll, auch der ungelehrteste oder nachläßigste Beysitzer sicher ist, nie durch völligen Verlust seines Applausus bestrafet zu werden.

Aber soll denn das Uebel bleiben, daß so manche junge Leute sich selbst durch ungeschickte Wahl der Collegien schaden können? -- -- Ich dächte: Ja! so wie man viele andere Uebel in der Welt duldet, weil sie nicht zu vermeiden sind, ohne ein grösseres einzuführen. Es trift ohnehin gemeiniglich nur den schlechteren Theil der Studirenden, den man, wenn es möglich wäre, lieber ganz vom Studiren abhalten möchte: die klügern lassen sich denn doch nicht von

jedem

jedem schlechten Docenten und seinen Werbern auf-
fangen, oder wenn es auch zu Anfang geschehen
wäre, so merken sie in kurzer Zeit den Betrug: sie
haben aber gemeiniglich von ihrer eigenen Unerfah-
renheit so viel Gefühl, daß sie, wenn ihnen nicht
zu Hause die ersten Collegia ausgesucht sind, einen
Professorem um Rath fragen.

Und dis sind auch die Vorschriften, die man zu Verminderung des Uebels geben möchte. Die erste: Eltern, die des Studirens kundig sind, lassen sich, ehe sie ihren Sohn auf die Universität schicken, das Lectionsverzeichniß kommen, und suchen ihm die Collegia aus, die er, wo nicht etwas wichtiges dagegen wäre, im ersten halben Jahr hören soll: und wenn sie selbst der Sache nicht kundig sind, so ersuchen sie einen Freund darum, der es verstehet. Auf die Art wird wol einiges gefehlt werden, aber doch nicht alles: und wenigstens ist der neue Ankömmling keine Beute der Docenten, die sich durch allerley Künste den blinden Beyfall der Unerfahrnen und Leichtgläubigen zu verschaffen suchen. Er wird unter den Collegiis, die er nach Vorschrift seiner Eltern hört, einige besser und andere schlechter finden, und wenn er aus einer Neugier, die hier jeder haben soll, noch andere Collegia pro hospite besucht, im zweiten halben Jahre schon im Stande seyn,

selbst

selbst zu wählen. -- -- Die andere, die noch besser ist, wenn man nur Gelegenheit hat, sie zu erfüllen: Man empfehle den neuen Ankömmling einem Lehrer, oder einem ältern Studirenden auf eben der Universität, dessen Redlichkeit und guten Geschmack man kennet, damit er ihm, nicht auf immer, denn auch das würde schädlich seyn, aber doch das erstemahl, seine Collegia einrichte. -- -- Und endlich ist zu wünschen, daß junge Studirende entweder schon von Schulen einen kleinen Vorschmack der Wissenschaft, die sie treiben wollen, mitbringen, oder auf der Universität in den Ferien bey ihrer ersten Ankunft eine ganz kurze Encyclopädie hören können, in der von der Methode so viel gesagt wird, daß sie lernen, wie sie den Anfang machen müssen. Von diesem letzten Rathe muß ich ausführlicher reden.

Auf Schulen ist eine solche Vorbereitung freilich selten zu erhalten, weil man sie nehmen muß, wie sie sind, und von ihren Lehrern mit keiner Billigkeit fodern oder erwarten kann, daß sie ausser der Theologie noch irgend eine Hauptwissenschaft genau genug kennen sollen, um einen brauchbaren Begriff von ihrem Inhalt zu geben. Auch verfallen die Schullehrer gar zu leicht bey einem Unterricht von der Art in den Fehler, daß sie gelehrt, und auf ihre Art academisch seyn wollen, und bey unnützer

Weit-

ch Weitläuftigkeit gerade das nöthigste vorbey lassen,
erf oder daß sie, anstatt einen Begriff von der Disciplin
n k u geben, aus dem man sich selbst helfen könne,
r U bald eine historiam literariam von ihr, bald eine
ad Methodologie vortragen. Die erste dient zu dem
m Zweck nichts, von dem ich jetzt handele: und die
ste letztere sollte ein Schulmann lieber dem Universi-
ch tätslehrer überlassen, weil er ordentlich nicht dazu
ho im Stande ist. Denn es ist kaum möglich, daß er,
ns bey seiner übrigen Arbeit, einem mäßigen Gehalt,
au und Einschränkung an Einen Ort, die neuen Ver-
Un änderungen seiner Wissenschaft, und wie sie jetzt auf
in Universitäten getrieben wird, wissen sollte. Seine
ler Methode würde immer die Methode des väterlichen
die und grosväterlichen Zeitalters seyn, und gesetzt, sie
wäre besser als die jetzige, so ist sie einmahl nicht
re applicabel, weil wol manches Collegium nicht mehr
gelesen, oder anders gelesen wird, als zu jener Zeit.
Es ist daher der Unterricht auf Schulen ein oft un-
mögliches, und ein anderesmahl ein zweydeutiges
Mittel, das auch Schaden thun kann: ist es aber
möglich, ihn gut zu geben, und zwar so, daß nicht
so wol die Methodologie als ein Inbegriff der Wis-
senschaft vorgetragen, und nur historisch ohne eige-
nes Urtheil erzählt wird, in welcher Ordnung man
ohngefähr die Collegia zu hören pflege, und wes-

wegen man es thue; so ist dis etwas sehr erwünsch
tes. Ich wage es, den Vorschlag zu thun, da
man diese Arbeit nicht den Schullehrern selbst au
trage, in deren Händen sie misglücken muß, sonde
jedesmahl geschickte Candidaten, die kurzens v
Universitäten nach Hause gekommen sind, gegen e
billiges honorarium darum ersuche: nur müssen s
auch bey dieser Arbeit nicht alt werden, und sin
sie schon über fünf Jahre von Universitäten zurü
so dächte ich fast schon darauf, sie pro emeritis z
erklären. -- -- Aber unsere Stadt hat eben keine
hinlänglich geschickten Candidaten, weil nur wenige
aus ihr studiren! -- -- Ist das, so soll sie die ganze
Sache auf der Schule bleiben lassen, und ich wollte
lieber, daß sie gar keine Lateinische Schule hätte,
auf der man zur Universität präparirt wird, denn
die Stadt scheint zu klein zu seyn, als daß die Schule
gut werden sollte.

Auf Universitäten kann ein solches Collegium
die neuangehenden in den Ferien noch nützlicher
beschäftigen, wenn es Männer lesen, die das Ganze
ihrer Wissenschaft übersehen, und noch dabey den
Vortheil haben, den gegenwärtigen Zustand der
Universität zu kennen. Hier soll schon mehr von
der Methodologie gesagt werden; will man aber,
und das ist sehr nützlich, die Encyclopädie der

Wis=

Wissenschaft zugleich mitnehmen, so müßten bey kurzen Ferien täglich 2 Stunden zu dem Collegio bestimmet werden, welches zugleich dazu dient, den Ankömmlingen eine Arbeit zu verschaffen, und sie vor Verführung zu bewahren. Nur muß bey einem solchen Collegio, wenn es auch in der Folge nützlich bleiben soll, eine andere Einrichtung gemacht werden, als bey allen übrigen, die dahinaus läuft, daß bey ihm allein die uneingeschränkte Freyheit der Docenten, deren Vertheidiger ich vorhin war, nicht statt finden, sondern es unter einer unmittelbaren Aufsicht der Curatel stehen müßte.

Erstlich müssen es nicht alle lesen, die wollen, und die etwan die Begierde, sich Zuhörer für die übrigen Collegia anzuwerben, mit der Zeit begierig machen möchte, den Ankömmlingen ihren Rath mitzutheilen. Denn nicht zu gedenken, daß nicht alle dazu im Stande sind, und daß es kein Mittel seyn soll, die Ankömmlinge sich zuzueignen, so würde sich dadurch die Anzahl der Zuhörer zu sehr theilen, kein einziges Collegium der Encyclopädie hinlänglich besetzt werden, und vielleicht gerade bey dem besten und redlichsten Lehrer, der sich zu gut dünkt, Werber zu halten, und für gar zu wenige zu lesen, das Collegium nicht zu Stande kommen. Wer die Universitäten kennet, und weiß, zu was für niedrigen

Mitteln einige Docenten sich herablassen, um Beyfall zu gewinnen, der wird leicht errathen, was hier geschehen würde, wenn ein solches Ferienconllegium erst in der Mode wäre: jeder Anfänger und jeder Professor ohne Applausu würde es für überaus vortheilhaft halten, und alles anwenden, die neuankommenden in das seinige hinein zu ziehen. Auch würde einer es dem andern darin zuvor zu thun suchen, daß er mehr gelehrtes und seltenes vortrüge; und das ist gerade gegen den Endzweck dieses Collegii, wo auf eine recht faßliche Weise der Inhalt und Umfang der Disciplin, nebst der Reihe und Nutzen jedes besondern Theils von ihr, vorgestellet werden soll. Zum andern muß schlechterdings kein Anfänger oder junger Docent es lesen: er wird den Umfang der Disciplin mit allen ihren Hülfsmitteln noch nicht genug übersehen, denn wenn er auch der beste ist, so verstehet er einen Theil der Wissenschaft vortreflich, und hat für ihn eine Prädilection, kennet aber die übrigen noch nicht aus vieljährigem Umgange. Er würde auch in grosser Versuchung seyn, dis Collegium zum Werbeplatz für die künftigen, die er ordentlich lieset, zu machen: und ich kann mich kaum enthalten, zu glauben, daß diese Absicht zum Grunde liegt, wenn er die Unbescheidenheit hätte, das Amt eines Rathgebers so früh

zu

zu übernehmen. Eben so wenig schickt sich aber auch der alte Professor mit verjährten Gedanken aus dem vorigen Menschenalter dazu: wiewol er wenigeren Schaden thun wird, weil er nicht mehr im Stande ist, das Zutrauen und den Beyfall der Jugend zu bezaubern, die mit dem hohen Alter nicht sympathisiren kann. Männer in den mittleren Jahren, die schon in Applausu stehen, schicken sich am besten zu Haltung dieses Collegii: und unter ihnen möchte die Curatel, wenn sie sich anders so weit in der Vorsorge bis zum Einzelnen herablassen will, jedes halbe Jahr einen wählen, dem sie den Auftrag thäte, diese Ferienarbeit zu übernehmen. Ob es von ihm unentgeldlich geschiehet, und er das Zutrauen der Obern für genug Belohnung einer ihm leichten Arbeit schätzt, oder ob das Collegium wie ein Privatum bezahlt wird, oder die Obern dafür ein Geschenk machen, das ist alles eine Nebensache. Nur muß niemanden dis Collegium auf immer aufgetragen werden, theils weil er dadurch zu viel Uebergewicht über seine Collegen bekäme, theils weil doch jeder mit der Zeit alt, folglich zuletzt der verjährte Mann wird, den wir vorhin ausschlossen. Der Auftrag muß also jedes halbe Jahr von neuem geschehen, entweder eben demselben, der das Collegium das vorigemahl zur Zufriedenheit der Obern

gelesen hat, oder abwechselnd einem andern, vielleicht niemahls dem, der sich dazu anbietet. Ist irgend ein Collegium der besondern Aufmerksamkeit des Curators würdig, sich bisweilen von dem Inhalt desselben etwas referiren zu lassen, oder das Urtheil der durchreisenden Kenner, die pro hospite hin eingegangen sind, darüber zu erforschen, so ist es dieses: denn er muß es dem nicht wieder auftragen, der entweder einem Theil der Disciplin aus Prädilection für einem andern nicht Gerechtigkeit genug widerfahren läßt, oder die Absicht zu haben scheint, die Zuhörer nur in seine künftigen Collegia einzuladen. Derjenige Professor wird übrigens vermuthlich der redlichste, der unverdächtigste, und der beste zu dieser rathgebenden Arbeit seyn, bey dem die Ankömmlinge im ersten halben Jahr weiter nichts hören können, z. E. für Juristen der Lehrer des Staatsrechts, oder der, so die Practica liest. Es würde ihm nicht einmahl möglich seyn, das Vertrauen der folgsamen Anfänger zu misbrauchen, und sie für seine Collegia einzunehmen: denn ehe sie an die kommen, lernen sie in der Zwischenzeit mit eigenen Augen sehen. Endlich wollte ich diese encyclopädisch-methodologischen Collegia nicht gerne so vervielfältiget haben, daß für jede Hülfswissenschaft ein eigenes gelesen würde, z. E. eine eigene

Ency-

Encyclopädie für die Philosophie, Historie, Philologie
u. s. f. dis würde die Ankömmlinge zu sehr zer-
streuen. Drey für die Hauptfacultäten, die
Theologische, juristische, und mediciniſche, und eins
für junge Herren von Stande, die blos zu ihrer
Cultur die Gelehrsamkeit treiben, wären wol genug:
wiewol wenn man mir die Schwierigkeit entgegen
setzt, daß schwerlich Ein Professor alle die Wissen-
schaften, die diese letzteren treiben sollen, zusam-
men verstehe, so will ich dem nicht widersprechen,
der ihrentwegen noch eine besondere Encyclopädie
der Historie, der schönen Literatüre, und der Phi-
losophie anräth.

Dabey bleibt aber jedem Professor unbenommen,
ausser den Ferien und in dem Lauf des halben Jahrs,
die Encyclopädie seiner Wissenschaft, welche es
auch ist, zu lesen: nur das Collegium encyclopaedico-
methodologicum in den Ferien sollte als ein Rath
angesehen werden, den der hohe Curator der Uni-
versität den Studirenden giebt, und den niemand
ertheilen kann, als der von ihm selbst dismahl
dazu bestimmet ist.

Vielleicht wäre es auch nützlich, wenn entweder
anstatt, oder zum Leitfaden dieser Collegien, auf
Veranstaltung der Obern von solchen Professoren,
als ich vorhin beschrieben habe, ein kurzer Unterricht

für die Studirenden verfertiget und durch den Druck bekannt gemacht würde: einer für vornehme Herren von Stande, die sich zu keiner Facultät bekennen, der zweite für Theologen, der dritte für Juristen, der vierte für Mediciner, der fünfte von der Philosophie, Physik und Mathesi, der sechste von der Historie, der siebente von claßischer Philologie und Schulstudiis, und der achte von der orientalischen Philologie. Die Kürze würde eine vorzügliche Eigenschaft dieses Unterrichts seyn, und ich wünschte keinen länger als 4 oder 6 Bogen zu haben. Nichts von Literärgeschichte, nichts von entbehrlichem gelehrten Gepränge, müßte darin stehen, sondern blos eine Nachricht von jedem einzelnen Theil der Hauptwissenschaft, seinem Nutzen und Verhältniß gegen das Ganze, und der Ordnung, in welcher sie auf Universitäten tractirt werden soll. Die Methode des Studirens müßte nach der besten gewöhnlichen Art vorgeschrieben, und dabey bemerkt werden, aus welchen Ursachen das eine Collegium vorher zu gehen, und das andere zu folgen pflege, was in dieser Ordnung willkührlich, und nach jedesmahligen Umständen veränderlich, und was unveränderlich sey, welche Collegia blos für nützlich und welche für nothwendig geachtet werden. Jeder grosse und selbstdenkende Gelehrte hat noch seine besondere Einsichten, und

seine eigenen nicht überall für bekannt angenommenen Urtheile von der Methode: diese wollte ich auch ganz gern von ihm angezeigt lesen, nur mit dem Unterscheid, daß er dabey anmerkte, dis sey seine Privatmeinung, bisher aber noch keine von der Menge angenommene Methode, sondern die Gewohnheit, die bald besser bald schlechter ist als ein neuer Vorschlag, gehe einen andern Weg, den auch die meisten sonst einsichtsvollen Professoren anrathen. Hätte man in jeder Wissenschaft solche auf höhere Verordnung von Kennern geschriebene Methodenbücher, so könnte sich der Anfänger, der zu spät für das vorhin erwähnte Feriencollegium auf der Universität ankommt, aus ihnen helfen. Jedoch müssen sie nicht ewig bleiben, denn bey der beständigen Ebbe und Fluth der Wissenschaften, und der Abwechselung der aus der Mode und in die Mode kommenden Collegien, werden sie in 60 Jahren unnütz seyn, und vielleicht schon in dreißigen das Zutrauen, das sich die Neuigkeit und Beziehung auf die jetzige Denkungsart erwirbt, verlohren haben.

Man hat einmahl auf einer berühmten Universität den Vorschlag gehabt, einen eigenen Professor der Encyclopädie, und das wäre zugleich so viel als, der Methodologie, zu setzen: er ist aber aus

folgenden, wie es mir vorkommt, hinlänglichen Gründen, die ich in der Correspondenz des Curatoris gefunden habe, widerrathen worden. Ein einziger Professor, sagte der Abrathende, kann unmöglich alle Wissenschaften hinlänglich kennen, dis wäre für den Umfang des menschlichen Verstandes zu viel, und vermuthlich wird der Encyclopädiste, recht wie die Professores der gelehrten Geschichte, keine einzige von ihnen genau, sondern nur ihre Aussenseite kennen, oder das, was schon die völlige Billigung des nachlebenden Publici, und gleichsam den unauslöschlichen Stempel der Nachwelt bekommen hat, das ist, was über 50 Jahre alt ist, und nach Erkaltung aller widrigen und günstigen Vorurtheile ein Sentiment der vernünftigen Welt ward. Er ist also doch gewiß in vielen Stücken noch um 50 Jahre zurück, und man kann von ihm nicht erwarten, daß er über die neuen guten oder schlechten Moden, über die eben jetzt Aufsehen machende Verbesserungen, oder Verschlimmerungen, oder gleichgültige Abänderungen in Wissenschaften, aus deren keiner er sein Hauptwerk machen kann, richtig urtheile. Die Worte habe ich nicht behalten können: dis war aber ohngefähr der Sinn des Raths, der befolget ward, und den ich so frey in meine Worte einkleide, als wenn ich ihn selbst gäbe. Der Polyhistor von

Profeßion ist immer verdächtig, und sieht mir schon halb wie der Mann mit dem gestickten Kleide aus, der seine Universalmedicin verkauft. Jungen Studirenden, die fremde Einsichten befolgen wollen, weil sie selbst noch keine haben, den ersten Rath öffentlich geben, ist zu wichtig, als daß man es einem überlassen könnte, der die Wissenschaft, in der es geschehen soll, nicht vollkommen kennet.

§. 53.

Das letzte, so zu Erhaltung der bisherigen Vorzüge nöthig ist, bestehet darin, daß nie durch eine unrecht verstandene Grosmuth die Einrichtung auf Universitäten gemacht werde, alle Collegia gratis zu lesen. Es ist wirklich nicht blos ein Wunsch der einsichtslosen Menge, die immer am Gegenwärtigen etwas zu tadeln findet, sondern auch der Vorschlag einiger edeldenkenden grossen Gönner der Wissenschaften gewesen: der Landesherr solle den sämmtlichen Professoren ihre Besoldungen so erhöhen, daß sie reichlich von ihnen allein leben könnten, und dagegen sollten sie alle Collegia unentgeldlich lesen. Ein bereits verstorbener Staatsminister, den die fast allgemeine Erwartung einige Jahre hindurch zum künftigen Curator einer ansehnlichen Universität bestimmte, pflegte diesen Gedanken zu äussern: er ist

der Würde eines Stifters oder Erhalters hoher Schu
len so gemäß, daß er natürlicher Weise vielen beyf
fallen muß: und vielleicht erleben wir noch wirklich,
zwar nicht eigentlich in Deutschland, aber doch eine
zur Hälfte Deutsche Universität, die auf diesen Fuß
gestiftet wird. Allein so edel die Absichten auch
sind, so würden doch die Professores auf einer so
eingerichteten Universität nie die Vorzüge als Lehrer
erlangen, die sie jetzt auf einigen Deutschen Univer
sitäten in hohem Grade haben: und es ist zu fürch
ten, daß nach dem Vorbilde mancher auswärtigen
Universitäten in Frankreich und England die reich
dotirten Profeßionen mit der Zeit in einträgliche
Bedienungen sine cura, in wahre Canonicate,
herabsinken möchten. Mit dem grossen Haufen, der
gern alles umsonst hätte, und dem Landesherrn alle
Ausgabe aufbürdete, will ich diese Sache nicht aus
fechten, in Deutschland wäre es ohnehin besser,
wenn man ihm zurufen könnte, *Odi profanum vulgus*
et arceo: allein den edlen Gönnern der Wissenschaf
ten darf ich Gründe zur Prüfung vorlegen, um
welcher willen ich glaube, daß eine Universität bey
unentgeldlichem Unterricht schwerlich gut werden
oder bleiben wird.

Es ist klar, daß bey unentgeldlichen Vorlesun
gen der Eigennutz die Professores nicht mehr zum

Fleiß

Fleiß und steter Verbesserung ihres Unterrichts antreiben würde: sie mögen fleißig oder unfleißig, vortreflich, mittelmäßig, oder schlecht lesen, so bekommen sie einerley Salarium. Auf die Art ist denn doch die allgemeinste Triebfeder der menschlichen Wirksamkeit weggenommen: ist zu hoffen, daß das Uhrwerk gut gehen werde?

Man wird mir antworten: sie werden ja ihre Pflicht beobachten, und wer sollte dis nicht von Lehrern der Wissenschaften, die das menschliche Herz bessern und erheben, von so grossen Gelehrten, hoffen? -- -- Dis ist doch eine sehr partheyische und erfahrungswidrige Hofnung. Professores sind Menschen wie andere Menschen, und ihr Herz ist auf die gewöhnliche Art gebildet: vermuthlich wird es also bey ihnen gehen, wie bey andern, unter denen nur der kleinste Theil durch blose Betrachtung der Pflicht hinlänglich in Bewegung gesetzt wird. Stände in allen Catechismis noch das elfte Gebot, du sollst arbeiten, und der Urheber der Natur hätte nicht Noth und Eigennutz gebraucht, uns zur Arbeit anzutreiben, sondern gäbe uns alles nach Klosterart ohne Mühe, so würde man den schon für einen Heiligen halten, der etwan 2 oder 3 Stunden des Tages arbeitete, und viel würden der Heiligen nicht seyn, acht oder neun Arbeitsstunden würden

etwas

etwas fast unerhörtes seyn, und beynahe den Arg
wohn eines durch übertriebene Frömmigkeit ver
rückten Verstandes erwecken. Die Erfahrung zeigt
uns doch auch wirklich nicht, daß Professores irgend
besser und uneigennütziger sind, als andere Men
schen, und wer das Innere mancher Universitäten
kennet, dürfte wol gar noch ungünstiger urtheilen.
Dis will ich nun zwar nicht thun, sondern blos
erinnern, daß unter ihnen viele von niedrigem
Stande sind, die sich durch gelehrte Verdienste zuerst
empor geschwungen haben. Bey diesen war denn
doch wol gemeiniglich eine etwas heftige Ambition
die Triebfeder: viele unter ihnen lernten zu Anfang
auch tadelhafte Mittel gebrauchen, wenn sie nur
zu Erreichung des so sehr gewünschten Endzwecks
etwas beytrugen, z. E. ihre eigenen Lehrer ver
kleinern und untergraben; sie genossen wenigstens
manche Vortheile der Erziehung nicht, und eine
grosse Veränderung des Standes, in dem man ge
bohren ist, pflegt schon an und vor sich der Tugend
gefährlich zu seyn. Wenn bey den Umständen unter
Professoren nur nach eben der Proportion tugend
hafte und auch ohne Eigennutz für ihre Pflicht eifrige
Männer sind, als unter andern menschlichen Gesell
schaften, so würde es dem Einfluß der Wissen
schaften in die Sitten zur Ehre gereichen. Ich

über

überlasse es nun einem jeden, zu hoffen, was er rathsam und wahrscheinlich findet.

Aber auch bey den wenigen, die sich ohne allen Eigennutz ein Gesetz daraus machen, ihre Pflicht zu erfüllen, wirkt die Betrachtung der Pflicht selten so lebhaft und geschwinde, als der Eigennutz, und wenigstens ist man nicht so scharfsichtig, sie zu entdecken, als das aufzuspüren, was uns Vortheil oder Schaden bringt. Einige Wünsche seiner Zuhörer in Absicht auf Sache und Vortrag, wird der auf mancherley Weise bald aus ihren Unterredungen und selbst aus ihrem Gesichte errathen, bald durch andere auszukundschaften suchen, dessen Einnahme von ihrem Beyfall abhänget: wer aber in Collegiis nichts thun will, als seine Pflicht erfüllen, der würde, wenn auch ausdrücklich in den Gesetzen der Professoren das übertrieben harte Gebot stände, richte dich nach allen vernünftigen und billigen Wünschen der Zuhörer, nicht wissen, welches diese Wünsche sind. Erkundigte er sich auch nach ihnen, (etwan so wie der Poet, der uns sein Gedicht vorlieset, nach dessen Fehlern) und es wäre jemand so indiscret, ihm die bisher noch nicht erfülleten Wünsche zu sagen, so fürchte ich, der gute Mann würde über den vermeinten unbilligen Tadel aufgebracht werden, und seine Weise für die beste, die

neuen

neuen Wünsche aber nicht für vernünftig schätzen. Einem in der That recht exemplarischen Professor der Theologie, der im hohen Grad undeutlich war, legten einmahl seine Zuhörer aus guter Meinung einen Zettel aufs Catheder, darin sie ihn baten, sich der Deutlichkeit zu befleißigen: allein der fromme Mann war bey allem guten Willen, seine Pflicht zu erfüllen, nicht scharfsichtig genug, sie zu erkennen, er sagte mit einer übelnehmenden Verwunderung: D. . . . ist obscur! sahe seine unerleuchteten Zuhörer in der Reihe an, und wiederholte etliche mal, du bist obscur! du bist obscur! An ihnen lag seiner besten Einsicht nach die ganze Schuld: hätte er für Geld gelesen (das that er aber nicht) und wäre etwas eigennützig gewesen, so würde er den Wink angenommen, und deutlicher zu werden gesucht haben.

Doch das wichtigste ist, man kann den Professoren ihre Pflicht nicht völlig vorschreiben, und muß jedem überlassen, von selbst und ohne Pflicht zu thun, was er für das beste hält. Die Pflichten, die Gesetze und Eid enthalten, sind nur wenige, und auf fleißigen Universitäten leistet der grössere Theil der Professoren weit mehr, als seine Pflicht. Wenn man daher saget: man muß hoffen, daß alle Professoris ihre Pflicht thun werden, so

heißt

heißt dis, man muß hoffen, daß sie insgesammt mehr mittelmäßig oder schlecht seyn werden. Es ist unmahl nicht möglich, in einem Gesetz dem Universitätslehrer alles das vorzuschreiben, was jetzt unsere guten Professores von selbst thun: und Universitätsgesetze, die hierin zu viel bestimmeten, würden nicht gehalten werden können. Der Eid auf sie würde entweder eine Marter für das Gewissen werden, oder der Professor muß jetzt anders auslegen und ein anderesmahl vergessen, was er geschworen hat. In den Statuten der Universität . . . . stehet die, wie es scheint, vortrefliche Vorschrift, die Professores sollen nichts lehren, ohne den Grund davon anzuzeigen. Die Absicht des Gesetzgebers war so schön, als man sie wünschen kann: wahre Gelehrte werden die Regel von selbst beobachten, und auf einigen der besten Universitäten treibt sie der Eigennutz dazu an. Allein ein Gesetz soll dis nicht seyn, wenigstens keins, das man in den Professoreid zu nehmen hätte, weil es eine Menge Ausnahmen erfodert, die in den Worten des Gesetzes nicht angezeiget sind. Darf diese Ausnahmen ein jeder hinzudenken, so wird sein Eid und Pflicht in seiner Willkühr stehen, denn er darf nur immer eine Ausnahme mehr hinzusetzen, da doch etliche nöthig sind. Würde wol z. E. der Professor der Geschichtkunde die

Universalhistorie gut lesen, wenn er bey jeden Facto den Beweis anzeigen, und die Zeugen abhören sollte? wie arm würde sein Vortrag an Factis werden? Und in andern Disciplinen, sonderlich philologischen, muß der Anfänger im ersten Collegio blos glauben, weil er noch nicht im Stande ist, die Beweise zu verstehen. Eben so gehet es mit mehreren Pflichten: sie zu bestimmen erfoderte einen Folianten zum Gesetzbuch; und die Chicane würde doch nur in dem Folianten finden, was sie selbst gern wollte.

Man sage mir nur einmahl, was soll in Absicht auf die Anzahl der Stunden, die der Professor wöchentlich oder täglich liest, seine Pflicht seyn? Die bisherigen Statuten der Universitäten schweigen gemeiniglich hierüber, und begnügen sich, ihm aufzulegen, daß er publice und privatim lesen soll. Das Publicum wird etwan zwey Stunden in der Woche gehalten, wenn es ja geschiehet, (denn wer die praktische Lehre vom Professoreid lernen will, der erkundige sich nur, was und wenn jeder Professor publice lieset?) und so kann einer den Gesetzen und seinem Eide ein Genügen thun, er kann ein Publicum, und zwey, drey, vier Privata lesen, und doch alle Tage nur eine einzige Stunde dazu anwenden. Ich weiß wirklich, und noch dazu auf einer fleißigen

Uni-

Universität, einen Professor, der sich die Sache so bequem machte, und so gar zwey Facultäten in einer einzigen Stunde des Tages ein Genügen leistete: (ich muß dabey erinnern, daß er von einer Nebenarbeit lebte; sonst hätte er diese List nicht erdacht.) Thäten auf diese Art die sämmtlichen Professores ihre Pflicht, so wäre es doch wirklich viel weniger, als sie jetzt leisten, und kaum der dritte oder vierte Theil davon. Denn auf fleißigen Universitäten pflegt ein Professor gegen den andern wöchentlich zwanzig bis vier und zwanzig Stunden zu lesen. Dis kann aber niemahls ein Gesetz verordnen: Denn der eine liest wenig, vielleicht wöchentlich nur 10 oder 12 Stunden, und der andere viel, es kann seyn täglich acht Stunden, und des einen Ueberfluß ersetzt des andern Mangel. Wie kann aber ein Gesetz vorschreiben, wer dis letztere thun, und wer das Recht haben soll, weniger zu lesen? Es enthält ja nicht einzelne Nahmen ungebohrner Docenten. Wollte es jedem Professor wöchentlich zwanzig Stunden als Pflicht vorschreiben, so wäre es schon hart, denn nach Beschaffenheit der Collegien kann bisweilen Eine Stunde so viel Mühe und Zubereitung erfodern, als sechs in einem andern Collegio; der im Alter abnehmenden Kräfte will ich nicht einmahl gedenken: und doch würden alsdenn die Professores

Staatliche Bibliothek Bam

fessores nicht so viel Stunden lesen, als jetzt, auch vermuthlich sich die mühsameren Collegia nicht auflegen. Wollte man gütiger, und wöchentlich mit 12 Stunden zufrieden seyn, auch zum Besten des wohlverdienten Alters noch Ausnahmen machen, so würde, wenn auch wirklich jeder Professor die vorgeschriebenen Pflichtcollegia zu Stande brächte, kaum die Hälfte so viel gelesen werden, als jetzt geschiehet: denn über seine Pflicht würde doch niemand gehen, wenn er keinen Nutzen davon hat. Man berufe sich ja nicht auf das Beyspiel der Schullehrer, denen ihre wöchentlichen Stunden vorgeschrieben sind: dis geht auf niedrigen Schulen an, weil keine Lehrstunde etwas ausnehmendes erfodert, und der Rector nur immer von neuem wiederholen darf, was er schon zwanzig oder dreißigmahl vorgetragen hatte: allein auf Universitäten wollen wir doch gern einen Unterricht von besserer Art haben, bey dem auch ganz neue Adern der Wissenschaften entdecket und bearbeitet werden.

Und bisher ist noch nicht an die grosse Ausnahme gedacht, die jedes Gesetz dem Professor zugestehen muß, wenn niemand kommt, ihn zu hören. Wo das Lehren blos Pflicht ist, begegnet dis auch den allergeschicktesten, weil ihnen selbst nichts daran gelegen ist, ob sie Zuhörer haben, oder nicht; daher

sie

jetzt e sich auch nicht bemühen, ihre Wissenschaft beliebt
egin t machen, und selbst denen, die nur für das Brodt
öch udiren wollen, das Interessante von ihr zu zeigen.
um u Paris, wo die königlichen Professores schuldig
nnd, wenn auch nur ein einziger käme, zu lesen,
o so weit gehet meines Wissens auf Deutschen Uni=
e ersitäten nicht einmahl in den Publicis die Pflicht)
s at mancher sehr berühmte Mann ganze Jahre hin=
urch auch nicht den einzigen Zuhörer, und genieß=
et bey allem guten Willen, seine Schuldigkeit zu
hun, und bey einem unverletzten Gewissen, die
rlaubte Musse, die er noch angenehmer zu eigenem
Studiren und Bücherschreiben anwendet. Ein
gleich geschickter und berühmter Professor bey uns,
dessen Vortheil von der Anzahl der Zuhörer abhän=
get, wird dis Schicksal selten erleben, denn er ist
erfindungsreich, den Studirenden Lust zu machen,
und braucht Mittel, die sich gerade zu dem jetzigen
Geschmack schicken, die kein Gesetz prophetisch vor=
schreiben konnte, sie zu überführen, daß seine
Wissenschaft ihnen nützlich sey. -- -- Wenn mehrere
einerley lesen, so wird dadurch in einträglichen Col=
legiis die nützliche Beeiferung um den Vorzug er=
wecket: wo man aber blos aus Pflicht, ohne weitern
Vortheil, lieset, wird der eine es mit philosophischer
Gelassenheit ansehen, daß der andere alle Zuhörer

bekommt, und ihn dadurch von seiner Pflicht fr
macht. Dis alles erfolget, wenn der Professor tr
ist, und, so viel er sich bewußt ist, den guten Wille
hat, seine Schuldigkeit zu thun: liebt er aber d
Bequemlichkeit, die Gesellschaften, die Vergnügu
gen, oder die einsame Studirstube, so wird er
mittelmäßig und schläfrig lesen, oder so oft aus
setzen, daß die Zuhörer endlich die Lust verliere
einem Manne, der sich über ihre Gegenwart nic
freuet, beschwerlich zu fallen. Wirkliche Beyspiel
ausser Deutschland bestätigen alles dis so, daß ic
von einem, der sie kennet, den Vorwurf nicht be
fürchten darf, die Folgen seyn zu schlimm ge
schildert.

Ich rechnete es oben unter die Vorzüge unsere
Universitäten, daß, wenn auch die Nominalprofe
sion schlecht besetzt ist, ein anderer Professor de
Mangel ersetzt, und von selbst eine Wissenschaft, au
die er weder berufen noch besoldet ist, lehret. Dis
wird doch kaum geschehen, wenn man keinen Vor
theil von den Collegiis hat: man wird seine Pflich
thun, und weiter nichts. Wenigstens würde de
Fall ungemein selten seyn, daß ein Professor aus
bloser Liebe zu einer Wissenschaft, deren Nominal
profeßion an einen Unwürdigen vergeben ist, in ein
fremdes Amt griffe und die Lücke ersetzte.

So wie die Gränzen der Wissenschaften erweitert werden, entstehen auf unsern Universitäten neue Collegia, an die ein altes Gesetz unmöglich hatte denken können: würde dis geschehen, wenn jedem in seiner Bestallung vorgeschrieben wäre, was für Collegia er lesen sollte, und ihm von dem neuen Collegio kein Nutzen zuwüchse? Er würde wol das neuentdeckte Feld vor sich als Gelehrter bearbeiten: allein ohne Pflicht und ohne Belohnung täglich andere zu unterrichten, und wol noch dazu Anfangs mit Mühe die Zuhörer zusammen zu bringen, ist mehr, als man von ihm erwarten kann, wenn er nicht den Enthusiasmus eines Reformators für die Wissenschaft hat. Folglich wird die nach allzufreygebigen Grundsätzen gestiftete Universität im Unterricht der Jugend noch jetzt seyn, und künftig bleiben, was sie bey Gebung ihrer Gesetze war, bis man sie etwan, weil sie gar zu untauglich wird, nach Jahrhunderten reformiret: und denn wird sie wieder Jahrhunderte hindurch bleiben, wozu man sie zur Zeit der Reformation machen konnte, ohne sich der nachher entdeckten neuen Gränzen der Wissenschaften zu bemächtigen.

Die innere Beschaffenheit der Collegien in Absicht auf Gründlichkeit, Reichthum, Leichtigkeit und Annehmlichkeit des Vortrages, wird auf einer

solchen Universität die Vollkommenheit nicht erre-
chen, die ihr bey uns der Eigennutz giebt. Auch
bey der grössesten Treue der Professoren ist es doch
ganz etwas anders, ob sie ängstlich und gewissen-
haft darauf denken, eine Pflicht zu erfüllen, oder
mit derjenigen zwangslosen Lust arbeiten, die der
eigene Vortheil zuwege zu bringen pfleget. Der
grössere Theil, der seine Pflicht nicht eben über-
strenge ausleget, und ein nach der gewöhnlichen
Art ganz bequem sitzendes Gewissen hat, wird glau-
ben, es sey genug, wenn so gelesen wird, daß die
Studirenden die Wissenschaft lernen können, falls
sie aufmerksam sind, und sich selbst treiben: wenn
einmahl zu Anfang ein Collegium ausgearbeitet ist,
so wird es, auch bey wachsenden Einsichten des
Lehrers, bleiben, wie es war, denn er braucht ihnen
nicht alles zu sagen, was er selbst weiß, und er hat
dabey die richtige Entschuldigung, daß sie Anfän-
ger sind, und daß für alles die Zeit nicht hinreichen
würde. Wen hingegen die Liebe zu den Wissen-
schaften antreibt, seinen Collegiis mehr Vollkom-
menheiten zu geben, der wird vielleicht zu viel Ge-
lehrsamkeit in ihnen anbringen, und darüber ent-
weder weitläufiger werden, als die Zeit der Lernen-
den es erlaubet, oder die Anfangsgründe zu ge-
schwind übergehen. Die Mittelstrasse zwischen

beiden

beiden Fehlern, die der Eigennutz oft mit grosser Richtigkeit entdecket, wenn er merkt, wo Zuhörer gewonnen und verlohren werden, wird das genaueste Nachdenken über Pflicht schwerlich eben so glücklich finden, wenn auch der Wille so rein, so ungelenkt von Hang zur Bequemlichkeit, oder von Vergnügen an tiefen Untersuchungen aus dem Innern der Wissenschaften, als man ihn kaum bey Menschen erwarten kann, seyn sollte.

In Absicht auf die Privatdocenten würde es eine von zwey ganz entgegen gesetzten schädlichen Wirkungen haben, wenn die Professores alle Collegia umsonst läsen. So lange sie es mit einiger Treue thun, und die Anzahl aufmerksamer Zuhörer für Ermunterung genug zum Fleiß schätzen, (dis geschiehet vermuthlich zu Anfang im ersten Geschlechte der Universität, und die Misbräuche schleichen sich später ein) wird es kaum möglich seyn, daß Privatdocenten Zuhörer bekommen. Denn diese sollen doch wol vor Bezahlung lesen, weil sie keine Besoldung haben: wer wird aber, wenn erfahrne und berühmte Männer umsonst lehren, die Lust bekommen, Anfängern eben das Collegium zu bezahlen? Wo die Studenten dieses thäten, da müßte eine Art von academischer Krankheit unter ihnen eingerissen seyn, die man eben nicht zu wünschen hat,

oder die Professores müßten ihr Vertrauen auf an
dere Art verlohren haben. So lange dis nicht ist
wird jeder vernünftige Mann eben so sehr von der
Versuch, als Doctor und Magister zu lesen, abge
schreckt seyn, als wenn die Gesetze es ihm kla
untersagten; und wer den Versuch dennoch wagen
würde bald wieder davon abstehen müssen. Auf die
Art wird die Universität keine Privatdocenten, folg
lich auch gar keine Pflanzschule haben, in der künf
tige Professores gezogen werden können. Wenn
aber mit der Zeit die Professoren ihrer Pflicht über
drüßig werden, und entweder nicht fleißig und mit
Eifer, oder gar nicht mehr lesen, so wird der Unter
richt der Jugend ganz in die Hände der Privatdo
centen fallen, und diese Folge ist noch schlimmer, als
die vorige. Denn ordentlich sind die Privatdocen
ten doch nur Anfänger, von denen die Studenten
unmöglich so viel lernen können, als von Männern,
die mit der Wissenschaft viele Jahre hindurch be
kannt sind: und bisweilen sind sie Unwissende, die
blos deswegen, weil sie die Wissenschaft gar nicht
übersehen, den unverschämten Versuch wagen, sich
zu Lehrern aufzuwerfen. Wenigstens zu dem Ende,
daß Studirende von unbesoldeten Anfängern unter
richtet werden mögen, braucht man nicht berühmte
Männer als unthätige Professores zu besolden.

Diese

Diese letzte Folge findet man auf den Englischen Universitäten: die Studirenden genieſſen faſt keinen andern mündlichen Unterricht, als den von Magistris, welchen ſie zur beſondern Aufſicht anempfohlen ſind.

Manchen wird hier der Einwurf beyfallen, ob nicht die Liebe, die groſſe Gelehrte zu ihrer Wiſſenſchaft haben, oder die Begierde nach Applauſu, den bisher erzählten Folgen vorbeugen, und ausrichten werden, wozu Pflicht, Geſetz, und Eid zu ſchwach waren? Sie werden mich daran erinnern, daß ich ſelbſt vorhin eingeſtanden habe, der Applauſus werde auf Univerſitäten als ein groſſes Gut bewundert, und faſt zum einzigen Maasſtab der Ehre angenommen.

Wenn wir die Erfahrung auf auswärtigen Univerſitäten hierüber befragen, ſo antwortet ſie mit einem ſehr entſcheidenden Nein: und zum wenigſten werden dieſe beide Triebfedern nicht lange wirkſam bleiben, wenn ſie es auch eine Zeitlang wären. Die Liebe zu den Wiſſenſchaften wird freilich ihren Kenner nicht müßig ſeyn laſſen: er wird ſie in ſeiner Studirſtube mit Eifer treiben, neue Entdeckungen in ihnen machen, Bücher von ihnen ſchreiben, und vielleicht, wenn er liebreich und leutſelig iſt, einige wenige ausgeſuchte Genies, bey denen er gleichen

Eifer

Eifer spüret, und die es schon ziemlich weit gebracht haben, aus Gefühl der Gemüthsähnlichkeit lieben, und ihnen durch seinen Rath und Beantwortung ihrer Fragen behülflich seyn, es noch weiter zu bringen: allein Collegia lesen, in denen dieselben Anfangsgründe stets von neuem wiederholt werden, dürfte für ihn doch schon Verleugnung seyn. In der That hält manchen Gelehrten die übertriebene Liebe zum Studiren hiervon ab, und schließt ihn in seine Studirstube, oder Bibliothek, oder Observatorium, oder Naturaliencabinet ein: es ist ihm wol verdrießlich, seine angefangenen Untersuchungen durch gesetzte Stunden des Unterrichts unterbrechen zu lassen; und kommt noch gar etwas Pedanterey oder Hochmuth darzu, so verachtet er die ganze Menge der Lernenden, unter denen er so viele von der Natur schlecht begünstigte gewahr wird, und denkt wirklich so, wie einmahl ein Canzler auf einer Universität in seinem Antritsprogramma schrieb, für einen professorem generis humani sey es zu klein, sich mit dem Unterricht junger Leute abzugeben. Der Applausus wird freilich auf unsern Universitäten schon an und für sich für ein Gut geschätzt: allein wenn weiter gar kein Vortheil damit verbunden ist, so verliert sich mit der Zeit das Vorurtheil. Denn wenn man an so manchen Beyspielen siehet, wie

un:

unrichtig dieser Maasstab der Verdienste ist, da oft die berühmtesten Männer, und die einzigen Kenner ihrer Wissenschaft auf der ganzen Universität, ohne ihre Schuld den Applausum verlieren, und Schwächer ihn erhalten, und daß jene sich mit dem Bewußtseyn ihrer Verdienste beruhigen, weil ihnen sonst nichts reelles entgehet, auch dabey den Beyfall der grösseren gelehrten Welt behalten; so wird man mit der Zeit gegen den Applausum gleichgültiger, als geschehen seyn würde, wenn sich jene grosse Männer über seinen Verlust gekränket, und viele demüthigende oder harte Mittel angewandt hätten, ihn wieder zu erlangen. Die nächste Generation auf der Universität wird schon so frey vom Vorurtheil, und so vernünftig werden, daß man, mit jenem Volke, das Herr Nicolaus Klimm auf seiner unterirdischen Reise fand, fremde Thoren einladen möchte, sich auf ihr niederzulassen, weil niemand mehr durch das Nichts des Applausus zu seiner Pflicht angefeuret wird: und endlich sinkt wol die vorige übertriebene Schätzung in eine solche Verachtung des Scheinguts herab, daß grosse Gelehrte den Zulauf der Anfänger für etwas ansehen, das weit unter ihnen sey. Zu Paris ist kein Mensch so einfältig, den grossen Gelehrten, der königlicher Professor ist, darüber auch nur in etwas geringer

zu

zu schätzen, weil sein Auditorium leer stehet: un
der Deutsche Reisende, der dort die Hochachtun
für seinen vaterländischen Gelehrten dadurch erwecke
wollte, daß er die Geschichte von seinem grosse
Applausu erzählt, stünde in Gefahr, für einen Dumm
kopf geachtet zu werden. In der That ist denn doc
auch der Applausus solcher, die gar nicht bezahlen
noch kein zuverläßiges Zeichen ihrer Hochachtung:
denn unter dem, was man umsonst haben kann,
wählt man so genau nicht, ob man gleich sein Geld
nicht ausgeben will, wo man nicht glaubt, daß die
Waare gut ist.

Eine Universität, wo alle Collegia umsonst ge
lesen werden sollen, könnte dem Lande oder dem
Stifter leicht drey- oder viermahl so viel kosten, als
unsere gewöhnlichen. Sie muß mehr Professores
haben, weil sie weniger lesen werden, und wenn nicht
jede Nominalprofeßion doppelt besetzt ist, so läuft
sie Gefahr, daß einige Wissenschaften auf ihr leiden
werden, weil man doch bisweilen in der Wahl der
Professoren unglücklich ist. Jedem Professor müßte
an Besoldung so viel mehr gegeben werden, als er
auf einer andern Universität durch Collegia verdie-
nen kann, oder vielmehr, als er da zu verdienen
hoffete, wovon die Eigenliebe eine übertriebene Rech-
nung machen wird: geschiehet dis nicht, so wird sie

berühmte

sieh erühmte Männer nicht bekommen, oder, falls sie sie
doch ieht, nicht behalten. Wenn sie nun aber bey
ch m iesen vergrösserten Unkosten doch schlechter seyn
em oird, als unsere jetzigen Universitäten, so ist nicht
nen Obzusehen, warum ein Stifter das Geld verschwen-
t den en, und vielleicht für eine jährliche Tonne Goldes
t be as schlechter kaufen sollte, was er für jährliche
chan reißigtausend Thaler viel besser haben kann. Wäre
ben es noch nöthig, daß man die Armen zum Studiren
sei aufmunterte, die keine Collegia bezahlen können,
t, so liesse sich etwas für diese Freygebigkeit sagen:
allein aus den Zeiten sind wir längstens heraus,
nso und in Deutschland mit einer so übermäßigen An-
ode zahl von Studirenden überhäufet, daß man ehe
sten auf Mittel denken muß, sie zu vermindern. Ueber-
ofe dem wird es auf unsern Universitäten den Armen
nn nicht schwer, die Collegia geschenkt zu bekommen.

Ich gehe so weit, daß ich nicht einmahl anra-
then wollte, den Professoren aufzulegen, daß sie
die allgemein nöthigen sogenannten Brodtcollegia zu
ihren Publicis machen. Sie würden sie entweder
schlechter, als jetzt, oder, um das Vergnügen zur
Belohnung zu haben, das man empfindet, wenn
man Untersuchungen anstellet, allzugelehrt lesen:
und die Studirenden würden sich zu ihrem eigenen
grossen Schaden damit begnügen, diese Collegia zu

hören,

hören, und die anderen, die nicht unmittelb
Brodt, sondern erweiterte Kenntnisse bringen, un
doch bezahlt werden sollten, zu versäumen. Welch
Collegia zu publicis die besten sind, davon werd
ich unten reden.

So gar dadurch kann eine Verschlimmerung fü
die Collegia entstehen, wenn es unter den Zuhörern
gewöhnlich wird, die Honoraria nicht zu bezahlen
und die Lehrer sich dis, es sey nun aus übermäßi
ger Güte, oder aus Begierde nach Applausu, go
fallen lassen. Ich erinnere mich des Falles, da
ein sehr berühmter Lehrer, der seine Zuhörer bey
Hunderten zählte, fast gar nicht bezahlt ward: seine
Vorgänger und Specialcollegen hatten schon vorhi
aus andern Ursachen eine grosse Nachsicht einge
führet; er mußte sich dis im Anfange gefallen lassen,
um Applausum zu bekommen, und um ihn zu ver
grössern, ging er in der Nachsicht noch weiter, denn
der Applausus war in seiner Ethik ein sehr grosses
Gut, und nun mußten wieder seine Specialcollegen
sein Beyspiel nachahmen, wenn sie noch Zuhörer
behalten wollten. Die Folge war, weil er doch
auch seinem Stande gemäß leben wollte, und Aus
gaben Einnahmen erfodern, widmete er sich dem
Bücherschreiben übermäßig, und wandte daher auf
seine Collegia den Fleiß nicht, der sie nützlich hätte

machen

machen können; er setzte sie sehr oft und lange aus, wenn er in die Druckerey arbeiten mußte, und wie konnten Zuhörer ihm dis übel nehmen, die sich bemußt waren, daß kaum der Zehnte unter ihnen bezahlte? Er dehnte sie endlich zum grossen Schaden seiner Zuhörer in das zweite, ja dritte und vierte halbe Jahr. Wäre er von seinen Zuhörern bezahlt worden, so hätten sie selbst den Vortheil gehabt, daß er sich nach ihren Bedürfnissen und Wünschen hätte richten müssen: denn er hätte doch mit einem Schein des Rechts die Bezahlung eines Collegii verlangen können, das blos durch seine Schuld und Nachläßigkeit nicht zu rechter Zeit geendiget ward, sondern so lange daurete, daß man es ohne Verlängerung der Universitätsjahre, oder Versäumung anderer nöthigen Collegien, die im folgenden halben Jahr gelesen wurden, nicht zu Ende hören konnte. Allein wer nicht bezahlt, muß sich alles gefallen lassen. Dieser grosse und berühmte Gelehrte fing an, die Universität wenigstens in seiner Facultät zu verderben, denn andere gewöhnten sich schon nach ihm: allein er starb. Dis ist ein Exempel: die Umstände mögen in andern Fällen anders seyn, nur das Allgemeine bleibt, daß Collegia mit der Zeit schlecht werden, wenn die Bezahlung ausser Gewohnheit kommt.

§. 54.

Die Professores würden gewiß unbillig handeln, wenn sie mir einen geringen Fehler der Ordnung vorrücken wollten. Ich habe bisher ihr Lob erzählt, ich habe gesagt, wie sie wirklich sind, und daß viele unter ihnen mehr leisten, als irgend eine Vorschrift von ihnen erfodern kann: und nun komme ich erst an die Frage, wie sie seyn sollen? welche Eigenschaften jeder gute Professor haben muß? und welche unter die überverdienstlichen zu rechnen sind? Ich will hier Sachen und Vortrag von einander absondern.

In Absicht auf jene kommt es mir als eine indispensable Pflicht eines jeden Professors, durch den seine Stelle für besetzt gehalten werden soll, vor, daß er das ganze System der Disciplin, welche ihm zu lehren aufgetragen ist, übersehe, und dasjenige von ihr, was zu seiner Zeit bekannt ist, wisse. Ich will mich hierüber näher erklären, wenn ich nur zum voraus gesagt habe, daß ich hier nicht von angehenden und zur Probe angenommenen Professoren rede, von denen man erst sehen will, ob sie sich brauchbar machen: sondern von Professoribus Ordinariis, an die man die Lernenden verweisen, und ihr Fach der Gelehrsamkeit für hinlänglich versorgt halten will.

Der

Der Professor soll doch ein Lehrer seyn, der Anfängern die Theorie der Wissenschaft, welche sie lernen wollen, so weit beybringt, daß sie zu einem öffentlichen Amte brauchbar werden. Wie kann er dis thun, wenn er nicht das ganze System seiner Wissenschaft inne hat, sondern noch hier und da merkliche Lücken offen bleiben? Man soll doch wol nicht noch einen künftigen Lehrer auf einer noch höhern Schule bestellen, der diese Lücken bey den Lernenden ersetze? Es kann seyn, daß ein weit grösserer Gelehrter nur eins oder zwey Fächer seiner Disciplin in einer ausnehmenden Vollkommenheit kennet, und mit eigenen Entdeckungen bereichert, und doch deshalb kein nur mittelmäßig brauchbarer Professor ist, wenn andere Fächer ihm zu leer sind, als daß er von ihnen einen hinlänglichen Unterricht geben könnte. Also ist dis das erste: der gute, ja der mittelmäßige Professor, muß von der Disciplin, die er lehren will, das ganze System kennen: ist das nicht, so kann er vielleicht ein weit grösserer Mann, er kann das vortreflichste Mitglied einer Akademie der Wissenschaften, er kann der verewigte Erfinder neuer Wahrheiten seyn, aber er ist kein guter Professor. Man setze mir einen, der das inwendige Africa durchreiset hat, und uns die Geographie unbekannter Länder, die Geschichte etlicher

grossen Völker, manche Erläuterungen zu alt
Schriftstellern, die Beschreibungen von acht un
kannten vierfüßigen Thieren, zwanzig Vögeln, u
eben so viel Insekten, mitbringet, der gar zu gut
Glück in Fetz und Marocco die Säulen, die d
vor Josua flüchtigen Cananiter aufgerichtet hab
sollen, wieder gefunden, und treulich copiirt ha
so werden alle Societäten der Wissenschaften U
sache haben, ihn sich mit Eifersucht zuzueigne
allein wenn er weiter nichts weiß, als was er i
Africa gelernt hat, so wird man ihn doch wol nic
zum Professor der Historie, oder Geographie, oder
Naturgeschichte, oder classischen Gelehrsamkeit, oder
morgenländischen Sprachen bestellen können, wenn
man nicht einen andern Professor neben ihm g
halten gesonnen ist, der das lehre, was er nic
weiß.

Was den Reichthum der Erkenntniß anlanget,
so kann man freilich von dem guten Professor nicht
fodern, daß er alles in seiner Disciplin bisher Erfun
dene ohne Ausnahme wisse: denn welches Menschen
Verstand und Zeit würde dazu hinreichen? Allein
einmahl ist ihm schlechterdings nothwendig, das zu
wissen, was zu seiner Zeit unter wahren Gelehrten
allgemein bekannt ist: denn er soll doch wenigstens
wieder so gute Gelehrte ziehen helfen, als wir schon

haben,

haben, und den bereits erworbenen Schatz von Gelehrsamkeit auf das künftige Zeitalter bewahren. Geschiehet dis von den Professoren nicht, so muß natürlicher Weise die Gelehrsamkeit von Geschlecht zu Geschlecht abnehmen, und in einigen Menschenaltern von dem blühendsten Zustande in Barbarey herabsinken. Wenn auch ein vortrefliches Genie seine eigene Disciplin bey weniger Kenntniß von dem, was andere schon gesagt haben, meistens aus sich selbst erfände, welches vielleicht in der Methaphysik und einigen philosophischen Wissenschaften, sonderlich aber in der Mathematik, am ersten möglich ist, so kann es einen über die meisten Professores weit erhabenen Rang in der gelehrten Welt haben, bisweilen den eines Reformators der Wissenschaft, oder eines, der wenigstens neue Aussichten in ihr entdecket: allein der brauchbare Professor mangelt uns abermahls. Denn dieser soll junge Gelehrte für die Welt, die einmahl ist, bilden. Diesen sage er noch so viel selbst erfundenes Wahres und Gutes, so wird ihnen doch einiges Wahre mangeln, das ihre Zeitgenossen wissen, darnach man überall fraget oder es als bekannt zum voraus setzt, und das der erfinderische Autodidactus nicht mit erfunden hatte: denn von welchem einzelnen Menschen wird man die weitgehende Hofnung haben, daß er vor sich allein

alles erfinden werde, was das ganze Geschlecht d
Menschen in viel Jahrhunderten erfunden ha
Selbst das Wahre, was er mit andern gemein ha
würden seine Schüler nicht recht gebrauchen könne
weil er es mit andern Worten ausdrücket, als d
übrige Theil der Gelehrten: sie werden sich also m
diesen nicht verstehen können, und bald meine
grosse und neue Entdeckungen vor ihnen zum vora
zu haben, da doch die Sache unter andern Wort
längstens bekannt ist, bald sich bey gemeinen Wah
heiten, die sie nur in der Sprache ihrer Lehre
wissen, einfältig anstellen, und grosse unbekannte
Dinge darunter vermuthen, wenn sie in der ge
wöhnlichen Sprache anderer Gelehrten vorgetrage
werden. Ohne unwissend zu seyn, werden sie e
scheinen: und ohne mehr zu wissen als andere, wer
den sie es sich einbilden. Auch die gewöhnliche
Irrthümer, von denen ihr Lehrer nichts gesag
hatte, würden ihnen ein grosser Verlust seyn: denn
obgleich Irrthümer an und vor sich kein Schatz sind,
so muß man die bisher angenommenen doch wissen,
um sich darnach richten zu können, sie, wo es nöthig
ist, vorher aus dem Wege zu räumen, und nicht
Wahrheiten, die andere nicht annehmen, im Schlie
sen oder Handeln als bekannt zum voraus zu setzen.
Der noch so grosse Autodidactus ist folglich in einem

bisher

isher schon bearbeiteten Theil der Wissenschaften
icht der gute Professor, es wäre denn, daß er sich
elbst nachher mit vielem Fleiß um das bekümmert
ätte, was andere, und insonderheit seine Zeitge-
ossen, gesagt und gedacht haben. Er würde es seyn,
enn er gelebt hätte, ehe andere in seinem Volke
an die Wissenschaft gedacht hatten: aber jetzt kommt
er, und selbst Socrates, wenn er wieder aufstünde,
käme zu spät. Beyläufig, wird also auch ein guter
Professor vorher auf Universitäten studirt haben
müssen: denn dem, der das nicht gethan hat, fehlt
gemeiniglich etwas von dem Bekannten. Ich habe
die Beyspiele wirklich vor Augen gehabt, daß grös-
sere Köpfe, die zuerst nicht zum Studiren bestimmt
gewesen waren, und nie eine Universität besucht
hatten, da man sie als grosse Gelehrte kennen lernte,
zu Professoren berufen sind: aber es ist auch gemei-
niglich mislungen. Sie stelleten sich das, was sie
wußten, so unbekannt, so unbegreiflich vor, daß sie
bald nach Art der Handwerksmeister Geheimnisse
daraus machten, bald auf gut Pythagoräisch in
dunkeln Worten zum Errathen vortrugen, was an-
dere längstens wußten, und denn ein anderesmahl
etwas mit unerträglicher Weitläuftigkeit, bey der
nie ein Collegium geendiget werden kann, bewiesen
oder erklärten, weil es ihnen aller Sterblichen

Begriff zu übersteigen vorkam. Vielleicht hatten
auch Hecatomben davor geschlachtet. Ich hab
wol einmahl eine Ausnahme gefunden, allein ic
rede von der Regel.

Die Wissenschaften, die eben in ihrer Blüte u
im Zunehmen sind, werden, indem wir leben, u
nachdem wir sie längstens gelernt haben, mit ma
chen neuen Entdeckungen, zugleich auch wol m
glänzenden Irrthümern bereichert. Ich fodere bil
von einem Professor, daß er dis neue und eb
werdende seiner Wissenschaft sich unaufhörlich be
kannt mache, sonst wird er unvollkommene Ge
lehrte des Zeitalters, in dem er selbst Lernender
war, für die künftige Welt ziehen. Die Sache ist
auch bey der Verbindung, in der jetzt die gelehrte
Welt stehet, so schwer nicht: wer Aufmerksamkeit
genug hat, und sich nicht aus Verachtung gegen seine
Zeitgenossen blos unter die todten Lehrer begräbt,
der wird ziemlich bald erfahren, wenn auswärtig
eine Entdeckung gemacht seyn soll, und denn wird
es nur darauf ankommen, daß er die Schriften,
darin sie vorgetragen ist, selbst zu lesen sucht.
Dis letzte wird ihm freilich sehr erleichtert, wenn
eine hinlänglich dotirte Universitätsbibliothek sie
früh genug erhält, und ihm zum Gebrauch dar
bietet. Würde man den wol einen guten Lehrer der

Physik

Physik haben nennen können, der die electrischen Versuche zehn Jahre zu späte erfahren hätte? oder einen brauchbaren Professor der Theologie, der noch jetzt glaubte, was sich die meisten vor funfzehn Jahren vorstelleten, daß die Handschriften der Hebräischen Bibel keine wichtige Abweichungen vom gedruckten Text enthielten? Auch die glänzenden Irrthümer, die man für neue Entdeckungen hält, habe ich mit unter das gerechnet, was er wissen muß: denn findet er sie als Irrthümer, so soll er sie seinen Zuhörern als solche vorstellen, sonst werden sie, so bald sie bey anderer Gelegenheit von ihnen hören, sich blenden lassen. Sein Zuhörer muß auch deshalb mit ihnen bekannt gemacht werden, weil mit Beyfall aufgenommene Irrthümer sich so in die Disciplin selbst und in die Unterredungen der cultivirteren Welt eindringen, daß der für herzlich einfältig angesehen werden wird, dem eigentlich weiter nichts, als die Kenntniß dieser glücklichen Irrthümer abgehet.

Aber soll der Professor auch die Schätze des Alterthums, von denen vielleicht ein grosser Theil jetzt ausser Gebrauch gekommen ist, kennen, und sich zugeeignet haben? -- -- Ich wünschte es ihm wol, und er wird ein desto vorzüglicherer Lehrer seyn: ich finde es aber doch zu hart, dis mit unter

die nothwendigen Eigenschaften zu setzen. Wollte man die Foderung in ihrem ganzen Umfang nehmen, so möchte sie bey der Einschränkung unserer Kräfte, und der Kürze des menschlichen Lebens, in das Unmögliche fallen. Es scheint auch hier ein Unterscheid unter den Wissenschaften zu machen zu seyn. Einige haben bey den Alten einmahl eine überaus glückliche Periode gehabt, so daß man vielleicht erwarten kann, von jenen mehr zu lernen, als von den Neuern: und wenn dis der Fall ist, so sollte man denken, ein Professor müßte in den Schriften der ältesten Lehrer bewandert seyn. Bey andern ist es umgekehrt, und alsdenn läßt sich der Mangel dieser Bekanntschaft eher entschuldigen. Z. E. Wenn ein Philosophe die Schriften der Alten nicht gelesen hat, so gehet ihm wirklich mehr ab, als er ohne Schaden entbehren kann: seine Einsichten bleiben zu eingeschränkt, vielleicht auch zu sectirisch, und er stehet in Gefahr, auf eine Mitleiden erweckende Art hochmüthig zu werden, wenn er sich manche Sätze, mit denen er groß thut, als ganz neulich erfundene Wahrheiten vorstellet, deren das menschliche Geschlecht vor seiner, oder vor seines göttlichen Autors Zeit entbehret habe. In der Naturgeschichte hingegen stehen (vielleicht mit einer sehr kleinen Ausnahme für das innere Africa) die Alten den Neueren

weit

heit nach: es ist freilich sehr nützlich, jene auch gewesen zu haben, und es giebt zu manchen neuen Untersuchungen, ja gewissermassen zu einer eigenen Disciplin, die in Vergleichung der Alten mit der Natur selbst besteht, Anlaß: allein wenn ein Lehrer der Naturgeschichte auch nur blos das Neuere kennete, und Linnäi System, ohne an Aristoteles und Plinius zu denken, mit einem gewissen Reichthum vortrüge, so würde er nicht unterlassen, ein brauchbarer Lehrer der Naturgeschichte zu seyn.

Soll ich das bisher gesagte in Ein Wort zusammenfassen, so müssen Professores ihre Disciplin in einer gewissen Vollständigkeit verstehen, welche Vollständigkeit sich denn, unter manchen billigen Rechtswohlthaten, auf das einschränkt, was bisher von ihr bekannt ist. Diesen einmahl gesammleten Schatz sollen sie dem künftigen Geschlecht treu und ungemindert überliefern.

§. 55.

Die schwerere Pflicht, die nur immer sehr wenige unter Gelehrten erfüllen können, neue Wahrheiten zu erfinden und Verbesserer der Wissenschaften zu werden, will ich den Lehrern der Universitäten nicht auflegen, sondern ich glaube, sie haben durch das *Parta tueri* ihrem Amte und Bestimmung ein Genüge gethan.

gekhan. Thun sie mehr, so ist es ein überverdienstliches Werk, und die Universität leistet zugleich das, wozu eigentlich die Societäten der Wissenschaften gestiftet sind.

Es giebt doch Wissenschaften, in denen man kaum die Erfindung neuer Wahrheiten verlangen wird. In der Philosophie wachsen sie zwar täglich unter der glücklichen Hand derer hervor, die die Alten nicht kennen, und die gute Eigenschaft zum Schöpfer besitzen, wenig gelesen zu haben: allein gerade hier sind die wahren Erfindungen, die nicht blos in einer neuen Terminologie bestehen, am seltesten. Denn es ist längstens ein so unermeßlicher Schatz von philosophischen Wahrheiten erfunden, daß gemeiniglich auch die neue Entdeckung schon in alten Schriften stehet: und selbst wenn einmahl die Natur nach vielen Jahrhunderten der Philosophie einen Leibnitz zum Geschenk macht, und dieser Mann, der mit so viel andern der Philosophie zu Hülfe kommenden Kenntnissen ein aufferordentliches Genie verbindet, ist so glücklich, auf einige neue Sätze zu kommen, so bekommt er doch wol über diese wenige Sätze noch Anspruch, man glaubt sie schon in Schriften, die viel hundert oder tausend Jahre älter sind, als er, zum Theil gar in solchen, die ungebraucht in Bibliotheken standen, gefunden zu

haben,

haben, und es geht nahe dabey her, daß man ihn nicht gar zum Plagiario macht. Und doch wird niemand verlangen, daß alle Professores der Philosophie Leibnitze seyn.

Sollte die Moral (ich meine die philosophische) wol noch so mangelhaft seyn, daß es möglich wäre, eine ganz neue Pflicht zu erfinden? Neue Beweise längst bekannter und geübter Pflichten möchte sie geben können, so wie sie in noch nicht entfernten Zeiten mit dem aus den Geburtslisten wider die Polygamie geführten Beweise bereichert ist: allein neue Pflichten? -- -- das wollte ich nicht hoffen; eben so wenig als ich eine solche Decouverte in der theologischen Moral erwarten will, denn ohne viel davon zu reden, daß die alten Pflichten noch nicht so ganz beobachtet sind, fürchte ich, die neu hinzukommenden möchten übertriebene Heiligkeit, und Aberglaube seyn.

Der Theologe hat zwar in der Kirchengeschichte und Erklärung der Bibel Gelegenheit genug zu neuen Entdeckungen: allein in der Dogmatik verlangt man die neuen Wahrheiten eben nicht von ihm, weil man glaubt, die Wahrheit schon zu haben. Gesetzt aber, man zweifelte hieran, und wünschte noch eine neue Reformation, so wird man doch nicht wollen, daß jeder Professor Theologiä es für seine

Pflicht

Pflicht halte, und sich bemühe, selbst der Reformator zu werden: denn was für ein Chaos mit einander streitender neuer Meinungen, was für Verwirrung und Nachtheil für Religion und Staat würde daraus entstehen? sondern man will höchstens nur daß der etwan auftretende Reformator oder Zweifeler, er sey auf Universitäten oder ausser ihnen Freyheit zum Reden behalte: vielleicht erwartet man auch blos, daß es hier gehen werde, wie bey der im 16ten Jahrhundert geschehenen Reformation, da unvorhergesehene Zufälle einen grossen zum blinden Gehorsam nicht geschaffenen Geist nöthigten, die ganze Lehre der damahligen Kirche zu untersuchen, und ihre Irrthümer zu zeigen. So viel ist doch gewiß, daß die Universitäten nicht mit dem Zweck gestiftet sind, noch immer an der Glaubenslehre zu ändern und zu verbessern: ihre Stifter, die wir aus der Geschichte kennen, hatten eine solche Absicht nicht, und konnten sie in Teutschland nicht haben, wo Friedensschlüsse bestimmen, welche Religionen Freyheit und Schutz geniessen sollen. Ich weiß es ganz wohl, daß man über die Wahrheit weder mit leiblichen Waffen Krieg führen, noch Friedensschlüsse machen kann: ich will es auch weder aus dem Westphälischen Frieden noch andern Reichsgesetzen beweisen, daß eine von den drey Religionen

des

es Deutschen Reichs die vollkommen wahre, oder
aß der ganze Schatz der Wahrheit wenigstens unter
e drey getheilet sey: allein das folgt aus ihnen,
aß, so lange diese Friedensschlüsse gelten, der
echtmäßige Zweck der Deutschen Universitäten nicht
ohl seyn könne, neue Religionswahrheiten zu erfin-
en. Wollte eine Universität dis öffentlich zu ihrem
Endzweck machen, so stünde sie in Gefahr, gefloh-
en zu werden, weil doch ordentlich jeder Studio-
us Theologiä die Religion, die er bisher für die
vahre erkannt hat, und deren Lehrer er künftig zu
verden gedenkt, auf der Universität studiren will.
Selbst wo nur ein einziger Professor der Theologie
sehr verdächtig ist, daß er eine neue Religion er-
funden habe, pflegen die Ausländer die Universität
zu meiden, und daraus eine grosse Abnahme der
Studirenden zu entstehen. Wollte auch ein Landes-
herr mit dem Zweck, die protestantische Religion
zu ändern und von neuem zu reformiren, eine Uni-
versität anlegen, (eine Sache, die nicht geschehen ist,
und schwerlich geschehen dürfte) und denn seine Un-
terthanen nöthigen, auf ihr zu studiren, so würde
dis eine dem Religionszwange gleichkommende Härte
seyn. Denn so lange noch irgend einige Religions-
freyheit ist, hat jede Gemeine Recht, einen Lehrer
zu fodern, der ihrer bisherigen Religion, sie sey

wahr oder falsch, gemäß lehret; kein Patronus kein Landesherr, der diese Religion für falsch hält darf ihr aus Wahrheitsliebe einen andern aufdrin gen: und dis natürliche Recht ist ihr noch dazu i Deutschland durch theuer erworbene Friedensschlüs die vermuthlich kein protestantischer Fürst brech will, und keiner ohne grosse Gefahr brechen kann bestätiget. Wenn aber die Professores der einzig Universität, auf der die Landeskinder studiren dür ten, mit Erfindung einer neuen Religion umgingen und keiner Prediger werden könnte, der nicht auf ihr zubereitet ist, so würden ja klärlich die Gemei nen ihres wesentlichsten Rechtes beraubt, und ge zwungen, Prediger von einem andern Glaubens bekenntniß anzunehmen, und da wäre es denn doch wol ziemlich einerley, ob ein Catholischer Landesher Protestanten Catholische Prediger, oder die re formiren wollende hohe Schule Lehrer von einem neuen noch unbestimmten Glauben aufdringen wollte. Es sey also an dem, wir haben die Wahr heit noch nicht, sondern sie muß erst entdeckt werden; so wird freilich der sehr zu loben seyn, der sie mit dem Muth und Redlichkeit eines Re formators öffentlich saget, und zur Ueberzeugung anderer gründlich erweiset: allein der Zweck der bisher gestifteten Universitäten würde es doch nicht

seyn,

seyn, diese neuen dogmatischen Wahrheiten zu erfinden.

Beynahe eben so verhält es sich mit dem Jure. Da wo es an Critik, Alterthümer, und gesetzebende Klugheit gränzet, hat es ein weites Feld zu neuen Aussichten und Entdeckungen: allein in den Collegiis, wo das bey uns geltende Recht erklärt wird, verlangt man ordentlich kein neues Recht, sondern das bisher gewöhnliche, und der grössere Theil der Lernenden würde nicht einmahl damit zufrieden seyn, wenn ihnen auf Universitäten neue Erklärungen der Gesetze beygebracht würden, mit denen sie hernach in Gerichten nicht fortkommen könnten.

Andere Wissenschaften, z. E. Physik, Mathesis, und Medicin, sind unzähliger neuer Entdeckungen fähig: allein nicht ein jeder, der ein brauchbarer Lehrer des bisher bekannten ist, wird im Stande seyn, sie zu machen. Es gehört ein gewisses Genie dazu, das sich niemand geben kann; wer das hat, zu dem drängen sich gleichsam die Entdeckungen von selbst, und wer es nicht hat, der würde sie vergeblich suchen. Derjenige, dem es mangelt, kann demohngeachtet ein guter, und ich will noch mehr sagen, ein vortreflicher Lehrer seyn, wenn er Wissenschaft, Treue, und Vortrag genug hat, das

bisher bekannte den Anfängern, die es noch nicht wis-
sen, vollständig und leicht beyzubringen: und wollte
man blos die erfinderischen Genies für Universitäten
aussuchen, so würde man oft darüber das wesent-
lichste, den guten Lehrer, vermissen. Vielen unter
ihnen mangelt die Geduld, das längst bekannte ein
Jahr nach dem andern vollständig, mit einer zur
Fassung der Anfänger herabgelassenen Deutlichkeit,
und mit dem Eifer, der den Vortrag beleben muß,
zu wiederholen: andere haben überhaupt keine Gabe
des Vortrages. Es ist möglich, daß das grosse,
das erfinderische Genie, und der beste Docent, in
Einer Person besammen sind, und denn hat man
den Mann doppelt hoch zu schätzen: allein der Er-
fahrung nach ist dis doch selten, und bey dem Geitz,
mit dem die Natur ihre Schätze austheilt, sind
nicht oft zwei so verschiedene Geschenke auf Einen
gekommen. Selbst das stete Wiederholen von
einerley Anfangsgründen kann Professoren eine
Hinderniß am Erfinden des Neuen seyn. (*) Felix
Plater

(*) Ich weiß dis nicht besser, als mit den Worten eines Mannes, der selbst Professor gewesen ist, und dem niemand den Ruhm eines Erfinders abspricht, zu sagen. Es ist der Herr von Haller, von dem man denn doch glauben wird, daß er das academische Leben nicht blos

specu-

Plater hat nach Herrn von Hallers Bemerkung funfzig Jahre hindurch die Anatomie mit solchem Beyfall gelehret, daß er Zuhörer aus ganz Europa hatte, und dreyhundert Leichname zerlegt: und dennoch seine Wissenschaft nicht mit einer einzigen Observation bereichert. Je mehr es des Professoris Pflicht ist, etwan Anfangsgründe vorzutragen, und denn immer einerley Collegia zu lesen, und je mehr Stunden er seiner Schuldigkeit oder Subsistenz wegen dieser beschwerlichen Arbeit widmen muß, desto weiter wird er von der Hoffnung entfernt, Entdeckungen zu machen.

Endlich speculativisch kenne. Er schreibt: *Doctores academici tenentur ex ipsa officii sui indole, maximam partem vitae et otii in instituenda juventute impendere. Eam ita oportet docere, ut professor de omni artis ambitu decerpat, quae maxime et scitu necessaria et discentium tamen viribus et ingeniis apta sunt. Non is ipsi finis est, ut aliquam partem artis suae solam sibi sumat, quam cum aliqua amoris praerogativa exornet. Omnem, quam vastus est, artis, et saepe non unius artis, ambitum aequa industria colere tenetur. Ita autem suae artis partes omnes eum docere oportet, ut nullius ubertas alteram elidat; in circumscripto enim tempore nulla provincia ditescere potest, quin reliquae contabescant. Eum*

laborem

Endlich hängt die Entdeckung neuer Wahrheiten so sehr von Zufällen ab, daß man sie kaum jemanden als Pflicht auflegen kann. Die meisten werden gemacht, nicht da man sie sucht, sondern da ein Glück sie uns in die Hände bringet, oder uns gerade zur rechten Zeit bey einer längst bekannten Wahrheit eine zweite gleichfalls bekannte beyfällt, aus der sich die dritte schliessen läßt. Nur in wenigen Fällen ist es in der Gewalt auch des grössesten Genies, durch blosen Fleiß, und fortgesetzte Untersuchung das Unbekannte zu finden, das man haben will.

Die Erfahrung auf Universitäten stimmet mit dem bisher gesagten überein. Bey ihrer Deutschland belästigenden Menge müßten die Wissenschaften sehr

laborem oportet quotannis repetere, et augere ea elementa, quae auditoribus inculcantur, iis inventis, iis additamentis, quae interim communis totius Europae industria undique contulit. Quoties artis suae, qualis nota est, compendium dilucido sermone facilique methodo protulit, praestitit doctor ea omnia, quae ad suum munus pertinent. Qui praeterea curas varias professorum, et officia cum eo ordine conjuncta, aequus consideraverit, is quidem facile videbit, professori academico tantum onus incumbere, ut peculiares singularium inquisitionum labores ab eo nulla cum aequitate posci possint.

sehr wachsen, wenn ein Professor gegen den andern gerechnet auch in seinem ganzen Leben nur eine einzige Entdeckung machte. Das dis nicht geschehe, weiß ein jeder, der die Gelehrsamkeit einigermassen kennet: den meisten Professoren gehet es, wie Felix Platern, und wenn sich andere einbilden, neue Entdeckungen zu haben, so gehen doch noch wohl neun Zehntheil wieder ab. Bald sind es nur alte Wahrheiten, die der Professor nicht wußte, weil er sich in dem, was vor ihm in seiner Disciplin geleistet war, nicht genug umgesehen hatte; ein anderesmahl neue und dunklere Ausdrücke, damit man bekannte Sachen vorstellete, eine neue Terminologie; und denn wol gar Irrthümer, die man wieder verlernen muß. Nur sehr wenige Professores bleiben übrig, die bey ihren andern wichtigen Beschäftigungen wirklich das Glück haben, Erfinder zu seyn. Alle, die es nicht sind, für untüchtige Professores, oder für Männer, die ihre Pflicht nicht gethan haben, zu erklären, wäre sehr hart, da sie vielleicht die besten Docenten gewesen sind, und die Jugend gründlicher und vollständiger unterrichtet haben, als die wenigen Erfinder: und wenn man ihnen die Ausschliessungsstimme geben wollte, so würde selten eine Profession besetzt werden können, und unsere meisten Universitäten würden eingehen müssen.

Das Vorurtheil ist freilich gewöhnlich genug, welches die Professores als Erfinder neuer Wahrheiten von Amts wegen, ansiehet: sie selbst helfen es bisweilen ausbreiten, und suchen sich dadurch ein Ansehen zu geben, daß sie sich ihren Zuhörern als Erfinder und Verbesserer der Wissenschaften vorstellen; je weniger sie selbst von dem bisher erfundenen, oder den besten in ihrer Wissenschaft geschriebenen Büchern wissen, und ihren Zuhörern bekannt machen, desto glücklicher pflegen sie bey Anfängern Glauben zu finden. Allein aus diesem Vorurtheil entstehet auch mehr als Ein Schade. Das einemahl wird der wirklich geschickte Professor, gerade derjenige, bey dem man am meisten lernen konnte, dadurch herunter gesetzt, und ihm der Applausus genommen, daß man ihm vorwirft, er sage das Alte, da er nicht eben so viel Unverschämtheit hat, als sein Gegner, der glückliche Erfinder, längst bekannte Sachen, oder ungeprüfte Einfälle, für neue Wahrheiten zu verkaufen. Noch häufiger stellen sich die Lernenden die Collegia als ganz voll von unbekannten Geheimnissen, die man in gedruckten Büchern nicht finden könne, vor; sie wollen von diesem sonst nirgends anzutreffenden Schatz nichts verlieren, und beynahe mit der Treue eines Setzers schreiben sie das Collegium nach, bey der ihnen der

ganze Nutzen des mündlichen Vortrages verlohren gehet. Denn da sie nichts als Nachschreiber sind, und hierauf ihre ganze Aufmerksamkeit richten, haben sie nicht Zeit, bey dem Discours zu denken, und ihn ihrem Verstande oder Gedächtniß eigen zu machen: will der Docente raisonniren, und sie gleichsam mit fortreissen, es selbst mit ihm zu thun, damit die Wahrheiten, die er ihnen vorträgt, ihre eigene Erfindung werden mögen, so haben sie nicht Zeit dazu; und wahrscheinlicher Weise werden sie nur ohngefähr so viel aus dem Collegio lernen, als der Setzer in der Druckerey aus einem Deutschen Buche, das er setzt, vielleicht noch gar mit dem Unterscheid, daß das Setzen langsamer zugehet, und ihm etwas mehr Zeit zum Denken übrig läßt. Sie hätten also nicht nöthig gehabt, mit so viel Kosten auf die Universität zu gehen: denn Collegia haben sie so gut als nicht gehöret, und zu Hause hätten sie sich auch gute Bücher abschreiben, oder in die Feder dictiren lassen können: sie bringen ja doch nichts zurück, als einen Kasten voll geschriebener Bücher, die am Ende nicht so gut sind, als die gedruckten. Denn nicht zu gedenken, daß eben der Professor in einem Buche vieles vollständiger und besser ausgeführt haben würde, als in einem Collegio geschehen kann, so konnten sie doch unmöglich alle seine Worte behalten,

sondern der Nachschreibende, das ist, ein Anfänger hat in der grössesten Eile Worte und Ausdruck selbst hergeliehen, oft das wichtigste vorbey gelassen, überall bekannte Kleinigkeiten, die nur zum Besten des ersten Anfängers gesagt wurden, aufgemerkt, die Sachen halb gesetzt, oder gar den Lehrer wegen seines Eifers im Schreiben unrichtiger verstanden, als bey dem blosen Zuhören möglich gewesen wäre. In diesen Fehler, der den ganzen Aufenthalt an der Universität unnütz macht, wären sie doch nicht gefallen, wenn sie gewußt hätten, das meiste, was der Professor sage, sey schon in Büchern anzutreffen, und sie hörten ihn, nicht um unbekannte Geheimnisse zu lernen, sondern um den grossen Vortheil des mündlichen Vortrages zu geniessen. Die Folgen des Vorurtheils gehen wol noch weiter: man besucht die Collegia selbst unfleissig, und schreibt sie sich, weil man sie blos als ein rares Buch betrachtet, von andern ab; hat der Lehrer selbst von eben der Sache ein vollständiges Buch geschrieben, und dieses den Beyfall des Publici erhalten, so hört mancher gerade das Collegium, das er vermuthlich am besten lesen wird, darum nicht bey ihm, weil er Sachen von seinem Lehrer haben will, die nicht in Büchern stehen: der Lehrer selbst wird auch wol gar durch dis Vorurtheil genöthiget, ein un-

voll-

vollkommeneres Compendium, das vieler Zusätze und Verbesserungen fähig ist, zu wählen, oder, wenn er selbst eins schreibt, es magerer zu machen, als es er sonst gethan haben würde; denn wenn es alles enthielte, was er im Discours weiter ausführen will, und man sich dabey eben so gut als bey Dictatis seines ganzen Vortrages erinnern könnte, so stünde er nach dem, wie es etwan die Umstände geben, in Gefahr, durch dis vollkommen gute Lehrbuch seinen Applausum zu schwächen. Ein andersmahl sind die Zuhörer lauter Ohr und Aufmerksamkeit für das vermeinte Neue in ihres Lehrers Collegiis, für das, was kein Auge gesehen, und kein Ohr gehöret hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist: allein eben diese Einbildung, es sey alles neu, füllet sie mit sectirischer Hochachtung gegen ihren Lehrer, und mit tiefer Verachtung gegen alles, was vor ihm gewesen ist: eine schlechte Zubereitung zum wahren Gelehrten. In der speculativischen Philosophie pflegt dieser Fall am häufigsten vorzukommen: denn das Vorurtheil hat nach Unterscheid der Facultäten auch verschiedene Wirkungen.

Hat der Professor selbst diesen irrigen Begriff von seiner Pflicht, oder richtet sich nach dem Begriffe derer, von denen sein Beyfall abhänget, so bildet er entweder den Zuhörern ein, daß er, ich weiß nicht

wie viel, selbst erfunden, und daß an das alles, was er saget, vor ihm noch kein Mensch gedacht habe, (wozu denn wiederum eine neue Terminologie der beste Kunstgriff ist:) oder wenn er etwas ehrlicher ist, so sinnet er nunmehr im ganzen Ernst darauf, etwas neues zu erfinden, und wird ein forcirter schöpferischer Geist. Dis ist die Gemüthsfassung, dabey man gemeiniglich Fehlgriffe thut: denn die wahren Entdeckungen überraschen den unvermuthet, der sie macht, und der Gelehrte von gewöhnlichem Schlage, der sie sucht, findet neue Terminologien, oder Irrthümer. Der erträglichste Schade hievon wird denn seyn, daß der Zuhörer künftig wieder verlernen muß, was ihm auf der Universität, Zeit, Mühe, und Geld gekostet hatte, wenn er siehet, daß er es nirgends brauchen kann: so möchte es etwan dem Juristen gehen, den sein Lehrer mit neuen Wahrheiten beschenkt hat, mit denen er hernach in Gerichten nicht fortkommen, und die ungläubige Welt nicht von ihnen überführen kann. Ist aber der Erfinder neuer Irrthümer der Lehrer in der Medicin oder Theologie, so sind die Folgen schon schlimmer. Dort werden Menschen mit ihrem Leben für das Vorurtheil, das neue Erfindungen foderte, bezahlen müssen: ja auf manchen Universitäten ist es schon gefährlich, einen Professor zum Medico zu gebrauchen; denn man

muß

muß es wagen, ob er nicht, um ein Erfinder zu werden, vor unser Geld an uns thut, was allenfalls mit Recht an einem armen Sünder geschehen könnte, - - - Experimente einer neuerdachten Heilart zu machen? Ich kenne berühmte Professores der Medicin, die dis gethan haben: und andere sind gar so ehrlich gewesen, mir zu gestehen, daß sie es thun, und es für ein erlaubtes Mittel zu neuen Entdeckungen halten; sie haben mich auch damit getröstet, daß, weil sie ihr System kenneten, keine Gefahr bey ihren Experimenten sey. Ich danke ihnen aufrichtig für ihre Redlichkeit, und werde mich darnach achten.

Theologen sind freilich sonst nicht gewohnt gewesen, sich neuer Erfindungen in der Dogmatik zu rühmen: sollte aber das bey ihnen ein gewöhnlicher Grundsatz werden, was seit ganz kurzer Zeit hin und wieder geäussert ist, daß es eines Professoris Pflicht sey, in dem Werk der Reformation immer weiter zu gehen, und die Glaubenslehre von neuem auszubessern, so sehe ich das Ende der Verwirrungen und Irrthümer, die wechselsweise Religion und Staat erschüttern könnten, nicht ab. Ich bin freilich nicht der Kenner vom Metier, der bestimmen könnte, ob wir noch eine neue Reformation in der Lehre brauchen, und ich will mein Urtheil über diese

Frage

Frage ganz aufrichtig und recht sehr überlegt su
pendiren: allein das fürchte ich, daß Irrthüme
gefunden, oder den Aelteren gestohlen werden möch
ten, wenn eine solche Menge von Professoren de
Theologie eigentlich die Bestimmung und den Zwe
hätten, etwas neues zu finden. Der wahre Refor
mator entstehet nicht aus Vorsatz, sondern entwede
aus ängstlichem Triebe eines auf Irrthümer stossen
den Gewissens des ehrlichen Mannes, oder aus
neu aufgehender Sprachkunde und Philosophie,
deren Liebhaber vielleicht Anfangs nicht wissen, daß
das, was sie in der Bibel lesen, untheologisch ist,
oder durch Glücksfälle und
wenn, vielleicht aus unbedachtem Wiz
der Wahrheit freye Stimm
den Aberglauben erschüttert: Reformatores aber
von Amtswegen, und die nicht recht bey Ehren
bleiben, oder zu Ehren kommen können, ohne etwas
neues zu sagen, würden vermuthlich einer nach dem
andern Irrthümer, und wol noch dazu ziemlich
schlechte, erfinden, oder den Vorgängern abborgen.
Die Sache ist auch in den Folgen sehr verschieden:
denn wenn der, entweder von begeistertem Eifer
weggerissene Märtyrer in Entschliessung, oder der
kühl untersuchende Liebhaber der Wahrheit, jener
zum Reformator auftrit, und dieser dazu wird, so
ist

ist wol durch eine Zusammenkunft vieler Ursachen das ganze Volk zu einer Aenderung der Meinungen vorbereitet, oder wenn das nicht ist, so liegt der Reformator unten: allein viele von Amtswegen gleichsam bestelleten Reformatores, deren einer auf diese, der andere auf jene Seite hinausdächten, würden weder recht durchdringen, noch unterliegen, wodurch dem grösseren Haufen die Religion selbst zweifelhaft wird, auch sonst bey Besetzung der geistlichen Aemter unendlicher Streit und Widerspruch der Gemeinen entstehen muß, falls nicht die Obern das despotische Principium haben, auf keinen Widerspruch zu hören, und in die Seelen der Gemeinen zu denken, weil diese nicht denken können. Nach der besondern Einrichtung von Deutschland kommt noch der Umstand hinzu, daß auch schon das blose Vorgeben, als sey der Zweck einer protestantischen Universität auf eine noch weitere Verbesserung der Lehre gerichtet, in den Gegenden, wo Protestanten unter Catholischen Obrigkeiten stehen, den besten Vorwand zu allerley Religionsbedrückungen geben kann. Denn wenn die Prediger der protestantischen Gemeinen auf einer solchen Universität studirt hätten, so wäre es schon Prätext genug, sie abzusehen, daß sie zu keiner der drey Religionen gehörten, indem die Universität selbst geständig sey, daß sie etwas an

der

der ältern Religion ändere. Ich leugne bey dem allen nicht, daß, wenn eine Reformation nöthig wäre, die Universitäten der bequemste Ort sind, sie auszubreiten: die Reformationsgeschichte, und die Sache selbst, zeiget es. Nur glaube ich nicht, daß jeder Professor Theologiä zugleich die Pflicht habe, ein Reformator zu werden, denn in solcher Menge braucht man die Reformatores nicht: folglich auch, daß kein einziger unter ihnen von Amtswegen zum Reformator bestimmet sey. Denn das Amt ist bey ihnen allen gleich: man kann auch den Reformator einer Religion nie zum voraus wählen, sondern der ist es ohne alle Bestallung, der, er sey Professor, oder Prediger, oder Juriste, oder Medicus, alte wichtige Irrthümer aufdecket, und so bestreitet, daß ihm das Publicum glaubt, und dieser wahre Reformator pflegt so wenig von Amtswegen zu reformiren, daß er vielmehr Muth und Redlichkeit genug haben muß, sein Amt für das Bekenntniß der Wahrheit niederzulegen, wenn es erfodert wird.

In der That scheint es, daß das Vorurtheil, von dem ich bisher geredet habe, den Studirenden einiger Facultäten mehr anhänge, als den andern. Am wenigsten findet man es bey denen, die Jura studiren: vermuthlich, weil ein jeder zum voraus siehet, daß er mit einem neu erfundenen Recht doch

künftig

künftig nicht durchkommen könne. In der speculati-
vischen Philosophie pflegt es am häufigsten zu herr-
schen. So wenig man in der Theologie gewohnt ist,
das Neue zu loben, und so sorgfältig sich der grössere
Haufe vor den Collegiis hütet, in denen er nicht das
zu hören glaubt, was man künftig im Consistorio
von ihm hören will: so scheint doch ein Vorurtheil,
als sage jeder Professor etwas in Büchern nicht ent-
haltenes, den besondern Eifer im Nachschreiben zu
veranlassen, den man gerade in dieser Facultät am
meisten antrift. Sollte es diesem Misverstande
und Eifer nicht zuzuschreiben seyn, wenn man bis-
weilen die unangenehme Erfahrung macht, daß eine
blühende und in beiden Facultäten gut besetzte Uni-
versität, nach den Examinibus der Candidaten davon
zu urtheilen, ihren glücklichen Einfluß später bey
Theologen als bey Juristen äussert? Jene haben ge-
schrieben, und diese haben zugehört.

Ich habe es für nöthig gehalten, ein Vorurtheil,
das Lehrenden und Lernenden so schädlich wird, zu
bestreiten. Allein sollen denn die Professores gar
nichts neues erfinden? soll ihnen verwehrt seyn,
Reformatores ihrer, und Schöpfer neuer Wissen-
schaften zu werden, wenn Natur und Glück sie zu
dem einen oder andern bestimmet hatte? -- -- Wer
wird so unbillig seyn, mir diesen Gedanken anzudich-
ten?

ten? Jeder Mensch, der das Glück hat, eine neue Wahrheit zu erfinden, wird ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, wenn er sie zu dem gemeinen Schatz der bisher erfundenen giebt. Hat ein Professor jenes Glück, so hat er die beste Gelegenheit, und den nächsten Beruf zu dieser Beysteuer. Er ist alsdenn doppelt hoch zu schätzen, weil er in Einer Person zwei Gelehrte vereiniget, den Lehrer der Jugend, die bald der leitende Theil der Welt seyn, und die wichtigsten Aemter verwalten wird, und das würdige Mitglied einer Academie der Wissenschaften: denn diese werden eigentlich in der Absicht gestiftet, die Wissenschaften mit neuen Entdeckungen zu bereichern.

In der That findet man auch, daß manche Professores dis letztere, so nicht eigentlich zu ihrer Pflicht gehörte, leisten und geleistet haben. Die Arbeit, die sie an den Unterricht der Jugend wenden, stehet ihnen dabey nicht im Wege, und sie kann unter gewissen Umständen die Gelegenheit dazu werden. Wer einerley Collegium zwanzig, oder wol gar viezig und mehrere Mahle in seinem Leben liest, und sich (das muß ich freilich hinzusetzen) jedesmahl von neuem darauf vorbereitet, dem wird doch vielleicht einmahl ein bisher geglaubter Irrthum, oder unrichtiger Beweis, zweifelhaft werden: und wenn er

nur

nur Unpartheylichkeit genug hat, wird er erst zweifeln, und denn zurücknehmen. Dis mag freilich denen schwer werden, die entweder die Untrüglichkeit dem Pabst ableugnen und sie dem Pedanten vorbehalten, oder die so wenigen Stoff von Kenntnissen haben, daß sie zu sehr in der Achtung ihrer Zuhörer verlieren würden, wenn sie etwas noch kürzlich, noch im Alter gesagtes, für Irrthum erklärten: allein wer etwas reicher an Kenntnissen und an Genie ist, dem wird es kaum einmahl Mühe kosten, falls nicht eine böse Erziehung ihn verdorben und infallibel gemacht hat. Alte Irrthümer zu entdecken, ist schon eine Verbesserung der Wissenschaften: allein der vorhin beschriebene Professor wird vielleicht bey öfterer Wiederholung derselben Disciplin noch glücklicher seyn; er wird neue Wahrheiten, oder neue Wege zur Wahrheit bemerken, die dem, der nicht so oft genöthiget war, über diese oder jene Materie nachzudenken und von ihr zu reden, nicht beygefallen waren. Vielleicht denkt er zuerst an einen Versuch, durch den die Natur belauret werden kann, und der noch nicht angestellet ist: oder er wünscht sich Auszüge auch nur einer einzigen Stelle, wol eines einzigen Worts, aus Handschriften, die auf auswärtigen Bibliotheken vorhanden sind, Nachrichten von Reisenden, und was dergleichen mehr ist;

er sagt seinen Wunsch, so ist der Weg zur Wahrheit, er erhält ihn, so ist die Wahrheit selbst entdeckt. Was er bey der Vorbereitung auf sein Collegium überdacht hatte, trägt er seinen Zuhörern mündlich vor: geschiehet dis mit einer gewissen Freyheit und Heiterkeit des Gemüths, und nicht ablesender Weise, so fallen ihm vielleicht unter dem Vortrage neue Gedanken ein, denn unsere Seele ist bey dem Reden oft glücklicher, als bey dem stillen Nachdenken. Er soll freilich diesen Gedanken nicht gleich für Wahrheit halten, und den ersten Einfall unwiderruflich als Entdeckung vortragen, (das thut der, der zum erstenmahl in seinem Leben so glücklich ist, einen Einfall zu bekommen, den er nicht gelesen hatte) sondern er soll ihn sorgfältig prüfen: unter hundert mögen vielleicht neunzig alsdenn wieder verlohren gehen, aber es ist genug, wenn zehn, oder wenn Einer bleibt. -- -- Wenn der Lehrer sich gewöhnt hat, schwerere Sachen seinen Zuhörern unter mehr als Einem Gesichtspunkte vorzustellen, um sie ihnen desto faßlicher zu machen, so kann es seyn, daß er sie selbst einmahl von einem Gesichtspunkt entdeckt, von dem er sie nie gesehen hatte, und der ihm eine neue Wahrheit oder Weg zur Wahrheit zeiget. Auch die Zweifel, und die Fragen seiner Zuhörer können ihm behülflich seyn: denn es ist begreiflich,

daß,

daß, wenn 100 noch keine Meinung oder Vorurtheil habende, an keine bisherige Denkungsart gewohnte Leute, im munterſten Alter ihres Lebens, von ſeinem Discours fortgeriſſen, in lauter Nachdenken verwandelt werden, ihnen etwas beyfallen könne, daran er nicht dachte, und das er hernach noch beſſer (möchte es doch immer mit dankbarer Nennung ihrer Nahmen geſchehen!) zu gebrauchen weiß. Alles dis, was ich geſchrieben habe, ſind nicht bloſe Möglichkeiten, ſondern mir ſind von Univerſitäten her Beyſpiele bekannt, daß es geſchehen iſt: allein freilich gehört der Mann dazu, der ſich keine Schande daraus macht, etwas nicht zu wiſſen, und ſelbſt an dem, was er als das beſte unter dem bisher bekannten ſeinen Zuhörern vorträgt, doch noch vor ihrem Angeſicht zu zweifeln, und zu geſtehen, daß er etwas noch mehr Kennzeichen der Wahrheit an ſich habendes ſuche.

Eine andere vorzügliche Gelegenheit zu Entdeckung des bisher unbekannten giebt es manchem Profeſſor, wenn er mehr als Eine Wiſſenſchaft in ſeinen Collegiis vorträgt. Denn oft hat die benachbarte den Grundſatz, aus dem etwas dunkeles in der Unſrigen aufgeklärt werden kann: und es unterbleibt nur deshalb, weil wir die benachbarte Disciplin nicht verſtehen. Daher wird gemeiniglich der

in seinem Theil der Gelehrsamkeit einiges neue leisten, der einen andern, seinen meisten Wissenschafts-genossen unbekannten, damit verbindet. Es kann aber auch seyn, daß hundert Gelehrte beide Wissenschaften kennen, ohne die geringste Entdeckung zu machen, weil die Frage der einen und die Antwort der andern ihnen nie zu gleicher Zeit beyfallen. Wenn aber ein Lehrer mehrmahls beyde Wissenschaften durchdenken und vortragen muß, so kann der glückliche Zufall leichter entstehen, daß sich Frage und Antwort in seinen Gedanken begegnen. Diesen Vortheil kann freilich der nicht haben, der Jahr aus Jahr ein immer einerley list; und dis ist mit eine Ursache, warum ein Curator der Universität es gern sehen und begünstigen soll, wenn ein Professor ausser seiner eigentlichen Wissenschaft noch eine andere, zu der er Lust hat, lehret.

Die Gesellschaft der Professoren aus allen Facultäten ist in eben dieser Absicht ein Vortheil. Denn wenn die Universität in allen Fächern wohl besetzt ist, so wird der denken und zweifeln könnende Professor, dem gerade zur Erfindung der Wahrheit nur Ein Dictum, vielleicht ein ganz leichtes, aus einer andern Wissenschaft mangelt, sich bey seinem Collegen Raths erholen, und denn wird die Entdeckung gemacht seyn, die er verlangte. Kaum können Academien

demien der Wissenschaften, die eigentlich zum Zweck haben, neue Entdeckungen zu machen, diesen Vortheil in gleichem Grade mit den besten Universitäten haben: denn weil sie sich nur auf wenige Wissenschaften, Physik, Mathesis, und Geschichtkunde einschränken, so können ihnen Mitglieder aus den übrigen Theilen der Gelehrsamkeit mangeln; und selbst in diesen engen Gränzen nehmen sie billig Mitglieder an, die nur in einem einzigen Theil ihrer Wissenschaft groß sind, ohne das ganze System davon zu übersehen, und es ist nicht unmöglich, daß die Societät, in so fern ihre Mitglieder in Einer Stadt beysammen sind, in der Physik, Mathesis, oder Historie, eine Lücke hätte, in der kein einziges gegenwärtiges Mitglied die Fragen von bisher bereits erfundenen Dingen zu beantworten wüßte. Die gutbesetzte Universität hingegen hat in allen Theilen der Gelehrsamkeit Professores, die wenigstens von ihrer Wissenschaft das ganze System ohne Lücken kennen müssen, und bey denen ich mich über das bisher bekannte, das ich in meiner Wissenschaft brauche, Raths erholen kann. Was kann hier ein freundschaftlicher Umgang, wo der eine zu fragen sich nicht schämet, und der andere dienstfertig genug ist zu antworten, für neue Aufklärungen zuwege bringen? --- Aber werden Professores nicht zum Fragen zu eigen-

sinnig und selbstgenugsam seyn? Allerdings einige, aber doch nicht alle! und noch seltener wird einer so neidisch oder unfreundlich seyn, nicht zu antworten; die meisten thun es gern, und nehmen sich zur Belohnung die Ehre, von Collegen gefragt zu seyn. Was ich hier schreibe, sind nicht Vermuthungen a priore, sondern gesammlete Erfahrungen.

Bey aller dieser Gelegenheit zu neuen Entdeckungen wird doch nicht jeder Professor so glücklich seyn, sie zu machen: nicht der, der seine Collegia ohne Vorbereitung liefet, nicht der, der sich knechtisch an sein Manuscript hält, und eigentlich liefet, und am wenigsten der Pedante, der es sich für Schande hält, nicht untrüglich zu seyn, oder seinen Zuhörern einmahl zu gestehen, daß er etwas nicht wisse, und ihnen ohne völligen eigenen Beyfall blos das wahrscheinlichste von dem, was andere gedacht haben, erzähle. Allein wenn auch einer bey aller guten Gelegenheit alle diese guten Eigenschaften des Willens und Fleisses hat, und die Materialien zum Erfinden neuer Wahrheiten liegen vor ihm, so wird er doch darum nicht gleich zum Erfinder. Es kommt noch die Hauptsache auf die Natur an, die dem einen das Genie hierzu gegeben, und dem andern verweigert hat. Dis bestehet gemeiniglich in einem gewissen glücklichen Blick, (Bonnet nennet ihn, Attention,

tion, und wünscht, daß ein Buch davon geschrieben würde,) der die vor uns liegende Wahrheit findet, welche der andere bey eben den Kenntnissen und dem emsigsten Suchen nicht siehet. Dieser Blick pflegt ganz unbemühet zu seyn, und je heiterer das Gemüth ist, desto leichter wirft es ihn auf die rechte Stelle: es gehet hier beynahe so, als wenn man etwas, das man verlegt hat, wieder sucht. Der ängstlich suchende hat es oft vor Augen, ohne es zu sehen, und wenn er aufgehört hat zu suchen, findet er es an dem Orte offenbar liegen, den er vorhin mühsam und vergeblich umgestört hatte.

§. 56.

In Absicht auf den Vortrag werden vielleicht einige meiner Leser sehr vieles von dem guten Professor erwarten und fodern: wenn man aber nicht von dem Professor redet, von dem unsere Einbildungskraft ein Bild entwerfen kann, sondern wie er wirklich zu seyn pfleget, so wird man Ursache haben, mit dem Mittelmäßigen zufrieden zu seyn, ob man gleich immer das Vollkommenste wünschen möchte. In der That sind die Zuhörer selbst hier leicht vergnügt, und schicken sich, wenn nur die Sachen gut sind, in viele Mängel des Vortrages: wer eine Universität zu besetzen hat, kann doch auch nicht

unter Bildern der Einbildung, sondern er muß unter den wirklich vorhandenen Gelehrten wählen, und sie nehmen, wie sie sind. Die ausnehmenden Vorzüge des Vortrages gehören, so wie vorhin das Erfinden neuer Wahrheiten, unter die überverdienstlichen Eigenschaften, die man, wo man sie einmahl als Seltenheiten findet, ausnehmend hoch schätzen und belohnen, nicht aber für unentbehrlich bey jedem Professor halten sollte.

Die guten Eigenschaften eines Professors sind: eine vernehmliche Ausrede, die nicht durch Stammern oder andere übele Eigenschaften dem Gehör beschwerlich fällt; nicht übertrieben geschwinde, aber noch weniger gar zu langsam, denn wenn dis letzte ist, so wird er in dem Collegio weniger Sachen vortragen müssen, um zu rechter Zeit zu Ende zu kommen: Ordnung, und Deutlichkeit, doch diese letztere nicht die den allerschlechtesten Begriffen angemessene, die durch öftere Wiederholungen und Besorgnis, von jemanden nicht verstanden zu seyn, den grösseren Theil der Zuhörer, der den Professor bereits genug verstanden hatte, verdrieslich macht: nichts der Sorgfalt öffentlicher Reden nahe kommendes, sondern der Ton des Discourses, folglich auch gar kein Schmuck, der im Discours unschicklich seyn würde, denn der wird hier ermüdend und verächtlich:

nicht die befliſſene Reinigkeit der Sprache, die alle fremde Wörter vermeidet, denn nicht ſelten kann der Profeſſor durch ein fremdes Wort ſich deutlicher und kürzer ausdrücken, und man braucht wol künftig das fremde Wort bey Ausübung der Wiſſenſchaft; aber doch auch nicht die lächerliche Miſchung von Deutſchem und Lateiniſchen, die dem Zuhörer unangenehm iſt, und die er ſich wol bey allem Misvergnügen und Gelächter darüber zu ſeinem Schaden von dem Lehrer angewöhnt; auch nicht die Miſchung mit fremden lebenden Sprachen, bey der der Zuhörer merken ſoll, der Profeſſor verſtehe mehr Sprachen, oder ſey auf Reiſen geweſen, und denn doch wol, anſtatt dis zu merken, ſonſt etwas denkt, ſondern dasjenige Mittel zwiſchen befliſſener Purität, und der gar zu ſorgloſen oder affectirten Einmiſchung des Fremden, das wir in wohlanſtändigen Unterredungen zu halten pflegen.

Ich will nicht weiter fortfahren: ein jeder, der auf Univerſitäten geweſen iſt, wird ſchon merken, wie viel von dem vorhin genannten bald dieſem bald jenem Profeſſor fehlt, der dem ohngeachtet mit Beyfall lieſet. Die Geduld der Zuhörer gegen Fehler des Vortrages überſteigt alles, was man von jungen Leuten erwarten könnte, wenn ſie nur glauben, daß die Sachen, die der Profeſſor vorträgt,

gut sind. Einen unangenehmern und einschläfernden Vortrag hat schwerlich jemand gehabt, als der berühmte Baumgarten zu Halle, und auch nicht leicht jemand einen so grossen Applausum. Auf Deutschen Universitäten gehen weit und breit Nachrichten davon herum, was dieser und jener Professor vor sonderbare Nebenworte, und andere Fehler an sich hat: man spottet darüber, man macht sich lustig, und in Trinkgesellschaften docirt mancher Studente ihm nach, und man hört ihn doch; seine Fehler würden nicht einmahl auswärtig erzählt werden, wenn er nicht berühmt wäre. Von andern heißt es nur überhaupt, sie haben keinen guten Vortrag; und ihr Auditorium ist doch darum nicht leer. Jener, sagt man, arbeitet und schwitzt im Collegio, daß man Mitleiden mit ihm hat, und sich kaum an ihn gewöhnen kann, er trägt die leichtesten Dinge mit einer unangenehmen Bemühung vor: - -der, redet gezwungen schön, jener gar zu schlecht Deutsch, wieder ein anderer ist schläfrig: aber wenn man nur sonst Zutrauen zu ihm hat, so kommt er mit einem Tadel, oder Lachen in Gesellschaften hinter seinem Rücken, ab, ohne am Applausu gestraft zu werden. Selbst die Undeutlichkeit der Sprache schreckt die Fleißigen nicht ab: sie ist dem Zuhörer das erste halbe Jahr hindurch beschwerlich, und vielleicht ver-

stehet er dismahl nur die Hälfte, aber im zweiten hat er sich schon daran gewöhnt.

Freilich, wenn eben der Professor diese Fehler nicht an sich hätte, so würde er noch mehr Beyfall finden, und seine Zuhörer würden auch noch mehr von ihm lernen: denn das ist unleugbar, daß einige Fehler des Vortrages den Erfolg haben, den grossen Haufen der Zuhörer unwissend zu lassen. Ferner ist auch gewiß, daß einige Professores besser lesen könnten, wenn sie sich die nöthige Mühe gäben, und durch Unfleiß oder Bequemlichkeit daran schuld sind, daß ihr Vortrag tadelhaft ist. Wer sich auf seine Collegia nicht präparirt, und noch mitten unter dem Lehren erst die Sachen in seinem Gedächtniß aufsuchen muß, der wird nicht allein unordentlich reden, sondern auch in der Wahl der Worte unglücklich seyn, und der fehlerhafte Ausdruck wird ihm endlich ganz zur Gewohnheit. Sind hingegen die Sachen dem Lehrer aus kurz vorhergegangener Ueberlegung im Gemüth gegenwärtig, und kann er alle seine Aufmerksamkeit auf die Deutlichkeit des Vortrages richten, so wird dieser dadurch besser werden, und selbst sein frey im Auditorio herumgehendes Auge wird dazu beytragen, wenn es einigen Zuhörern ansiehet, daß sie ihn noch nicht verstanden haben, oder daß der und

der Ausdruck, vielleicht ein unglücklich angebrachter Witz, ihnen misfalle. Denn der Redner, auch der auf dem Catheder, wird durch Ohr und Auge der Zuhörer am besten gebildet. Eben deshalb sollen Professores nie unterlassen, sich auf ihre Collegia vorzubereiten, wenn ihnen die Sachen auch noch so bekannt sind. Ich nehme die ersten Anfangsgründe der Wissenschaften nicht aus: sie sind dem Lehrer zum Ueberdruß bekannt, und dem Lernenden auch nicht angenehm: es ist daher so leicht nicht, sie auf eine Art vorzutragen, die dem Zuhörenden gefällt. Auf diese Kunst, und zugleich auf die Herablassung zu dem, der noch nichts von der Disciplin weiß, und auf alles das, was diesem Anfänger dunkel seyn möchte, soll der Professor bey der Vorbereitung denken: sonst wird er bald etwas zum voraus setzen, was ihm bekannt ist, aber bey einem Anfänger mit keinem Recht zum voraus gesetzt werden kann, bald in dem schläfrigen Ton reden, den eine vielmahlige Wiederholung einer und eben derselben Dinge zuwege bringet. Kann er aber durch seine Vorbereitung es so weit bringen, daß er noch zum zwanzigstenmahl von den unentzückenden Anfangsgründen, vollständig, ohne einiges Nöthige zu vergessen, und mit einer Lebhaftigkeit oder Interesse redet, wäre es gar nützlich, daß der Anfänger

ser ihn mit einigem Vergnügen von dem trockenen
A B C der Sprachen oder Wissenschaften reden
hörte: so wird sein Zuhörer in Einer Stunde mehr
lernen, als bey andern in zehen Stunden. Bey-
nahe von seinem Lehrer betrogen wird er die An-
fangsgründe wissen, ehe er es denkt. Allein Vor-
bereitung erfodert dieser Betrug nothwendig: und
ohne die sinkt der Vortrag von Jahren zu Jahren
immer mehr in das Ermüdende und Mangelhafte
herab.

Auf der andern Seite kann auch die allzusorg-
fältige Vorbereitung, bey der man sich alle Kleinig-
keiten aufschreibt, die man sagen will, oder gar den
Discours concipirt, eine Hinderung wenigstens des
vollkommen guten Vortrages seyn. Sie nimmt
ihm das Lebhafte, das Vertrauliche, das Biegsame,
das sich jedesmahl nach dem Auge des Zuhörers
richten, und ihm deutlicher machen soll, wobey er
ausstehet, als wäre es ihm noch undeutlich: sie
verwandelt den mündlichen Vortrag schon einiger-
massen in ein vorgelesenes Buch, oder abgelesene
öffentliche Rede, wenn auch gleich nicht alles Wort
vor Wort in dem Heft stehet. Eben derselbe Pro-
fessor liest bisweilen die Collegia angenehmer, in
denen er sich weniger oder nichts, als die, von denen
er etwas zu viel concipirt hat.

Dieser Fehler verbindet sich mit dem ersten, und steigt aufs höchste, wenn der Lehrer wirklich den ganzen Discours ehedem ausgearbeitet hat, und nun zur Ruhe gekommen ihn Jahr aus Jahr ein eigentlich, vielleicht mit Einschiebung ein paar synonymischer Redensarten oder matten Spasse, vorlieset, oder, welches noch schlimmer ist, gar in die Feder dictirt. Sich vor diesem Fehler zu hüten, stehet bey ihm; Aufseher der Universitäten thun daher wol, wenn sie eine solche vorsätzliche Sünde der Faulheit oder des für den Verleger arbeitenden Autorgeitzes nicht gestatten, und falls Erinnerungen nicht helfen, den Mann, der der Jugend die Zeit verdirbt und Unwissende ziehet, durch Entziehung aller neuen Belohnungen nöthigen, seinen Vortrag zu bessern. Dis Vorlesen und Dictiren ist doch ein wahrer Betrug: denn auf die Universität kommen junge Leute nicht mit so viel Kosten, um ein Buch vorlesen zu hören, das sie zu Hause eben so gut lesen konnten, sondern um den grossen Vortheil des mündlichen freyen Vortrages zu geniessen. Es ist Unterlassung der Pflicht, die dem Professor in Absicht auf die Sachen obliegt, sein Collegium von Jahr zu Jahr zu verbessern, und mit den neuesten Entdeckungen anderer, wenn er selbst keine eigene hat, zu bereichern, nicht aber im Jahr 1770. zu

lesen,

esen, wie es 1740. gut genug vom damahls fleis-
igen Anfänger concipirt war. Kommt das Dictie-
en des ganzen langsam hergebeteten Collegii noch
dazu, das den Zuhörern die Aufmerksamkeit auf die
Sachen fast unmöglich macht, und sie aus Studi-
renden in Buchdruckereysetzer verwandelt, so ist dis
die sicherste Methode, Unwissende zu ziehen, wenn
auch der Lehrer eine übermenschliche Gelehrsamkeit
hätte. Freilich einige ausnehmende Genies, wer-
den sich selbst helfen, falls sie nicht dadurch, daß
ihnen ein solches Collegium ein wahrer Vorschmack
des Fegefeuers ist, die Lust zu den Wissenschaften
verlieren: aber der grössere Theil derer, die bey
einem bessern Vortrage doch etwas mittelmäsiges
gelernt haben möchten, wird unwissend bleiben.
Will ein Curator der Universität nicht blos dafür
sorgen, daß junge Leute ihr Geld auf ihr verzehren,
sondern auch daß sie in der That etwas lernen, so
muß er alle Mühe anwenden, eine solche Art des
Vortrages zu stören. Je geschickter und berühmter
der Professor ist, der sie aus Gemächlichkeit ge-
braucht, desto mehr ist es Schade, wenn sein vor-
treflich-sein könnender Unterricht durch sie unnütz
werden sollte, und desto ansteckender und verführe-
rischer ist das Beyspiel.

Auf

Auf Englischen Universitäten sind bisweilen die öffentlichen Collegia eine völlig ausgearbeitete, mit allem Wohlstand des Redners vom Papier abgelesene Rede. Allein in der That sind dis nicht, was wir Collegia nennen, sondern Abhandlungen von der Art, als in eine Academie der Wissenschaften gehören. Ihre Seltenheit macht, daß der Professor seinen Hörsal mit etwas ausgesuchtem unterhalten, und, als öffentlicher Redner betrachtet, im Vortrage vollkommen seyn kann; allein dis fällt weg, wenn ein Deutscher Professor täglich einige Stunden zum Lehren widmen soll. Dort ist auch der Unterricht der Jugend in dem ganzen Umfang einer Wissenschaft nicht der Zweck solcher; vielleicht zehn Jahre von einer sehr speciellen Materie handelnden Vorlesungen, denn von jener wesentlichsten Pflicht hat schon die Gewohnheit die Professores Englischer Universitäten losgemacht, und sie andern aufgelegt: allein so weit ist es in Deutschland, auch auf den Universitäten, wo am meisten über Unfleiß geklaget wird, noch nicht gekommen, und so lange dieser Zweck noch bleibt, schickt sich der Ton des Redners nicht. Wer Englische Universitäten kennet, wird wissen, daß das vorhin geschriebene nur von einigen Professoren zu verstehen sey, denn es giebt auch solche, die gar nicht

lesen.

lesen. Ich setze dis hinzu, um Misdeutungen vorzubeugen.

Andere Fehler zu vermeiden, stehet nicht immer in der Gewalt des Professors; und wer von der Natur zu wenig mit den Gaben eines guten Vortrages begünstiget ist, wird sie sich durch Fleiß kaum geben können. Selbst der Umstand, daß Professores täglich einige Stunden reden müssen, ohne die Zeit zu haben, auch nur bisweilen eine einzige Vorlesung bis auf die Worte auszuarbeiten, setzt sie in eine Gefahr, sich gewisse Fehler anzugewöhnen, deren Ueberhandnehmen zuletzt den Vortrag verschlimmern kann. Es bleibt wahr, was ich vorhin gesagt habe, daß der freye Vortrag zum Unterricht besser, und angenehmer zu hören ist, als der ganz concipirte, man mag ihn memoriren oder ablesen: allein die alte Anmerkung des Cicero von dem Nutzen des Concipirens für einen Redner bleibt auch wahr, und wer immer redet, ohne jemahls zu concipiren, gewöhnt sich Fehler an, die er jetzt nicht merket, auf dem Papier aber gar wohl gewahr geworden seyn würde. Ich kann in kein Gotteshaus gehen, ohne an dem Prediger, der nicht concipirt, etwas ihm ganz allein eigenes zu bemerken, das ihm selbst missfallen würde, wenn er noch einigen Geschmack hätte, und es geschrieben vor sich sähe: wie wäre es mög-

lich, daß der Professor, der zwanzig oder dreißig mahl so viel reden muß, ohne jemahls zu concipiren, sich nicht auch Fehler angewöhnte? Nicht selten tragen auch die Zuhörer zu diesen Verschlimmerungen ihr Theil bey: sie sind in den Jahren, in denen der Geschmack noch nicht zu seiner Reife gekommen zu seyn pfleget, und der Geschmack der Zuhörenden bildet doch den Redenden; sollte nun der Docent bisweilen einen schlechten Witz vorbringen, den die Menge mit Zeichen ihrer Billigung belohnte, so ist es kein Wunder, wenn er sich an den sogenannten Studentenspaß gewöhnet, den feine Kenner unter die Fehler rechnen, und für allzufühlbaren oder abgebrauchten Witz halten würden. Der Fehler geht immer weiter, und die geschwornen Scherze einiger Docenten sind die Folge des geschmacklosen Beyfalls. Sind die Zuhörer nicht aufmerksam, oder reden unterdessen, daß ihr Lehrer docirt, so muß er sich entweder bemühen, die Augen zu verlieren, und das ist für den Redner schon viel verlohren, weil seine Augen in dem Gesichte der Zuhörer Ermunterung, Tadel, Fragen, Zweifel, Widerspruch und Beyfall lesen sollen, und wenn er das nicht lesen kann, so sinkt er zu einer Sprachmaschine herab: oder er wird im Vortrage gehört, und gewöhnt sich an die unbequemen Wörter und Wortfügungen, die

ihm

ihm in der Zerstreuung beyfallen. Ferner, da der Professor so oft von einerley Sache zu reden, und einerley Wendungen der Rede zu machen, z. E. verschiedene Meinungen zu erzählen, und von ihnen auf die, welche er für die richtige hält, überzugehen hat, so kann es fast nicht unterbleiben, daß ihm nicht ein sehr oft gebrauchter Ausdruck gar zu gewöhnlich werden sollte, bis er ihn endlich, ohne zu variiren, beständig mit Beleidigung des Ohrs anbringt, und zuletzt ihn aus Gewohnheit gar da setzt, wo er nicht hingehört. Aus Begierde, die Sachen deutlich zu machen, und von jedem verstanden zu werden, setzt der Docente auf gewisse Wörter den Ton: dis klingt zu Anfang nicht übel, aber mit der Zeit wird der Ton zu hart, und fällt wol gar in ein wirkliches Schreyen, dagegen die übrige Rede zu sehr absticht; oder er wird auf zuviel Wörter gesetzt, welches nicht nur unangenehm klingt, sondern auch ein Mistrauen gegen den Verstand der Zuhörenden zu verrathen scheint, der unmöglich gefallen kann. Es ist viel, wenn ein Professor bey so mannigfaltiger Gelegenheit, seinen Vortrag zu verderben, ihn dennoch rein behält, oder gar durch Hülfe einer scharfen über sich selbst geübten Critik verbessert. Am Ende aber kommt doch der unüberwindliche Feind des guten Vortrages, das Alter, das wenig-

stens die weichen und dabey deutlichen Tone der Jugend nicht mehr nachahmen kann, und die Aussprache, wenn sie nicht undeutlich werden soll, etwas langsamer macht, als man sie gern höret.

Dürfte einer von der äussern Schule es wol wagen, den Professoren einen Rath zu geben, wie sie diese Fehler des Vortrages, zwar nicht ganz vermeiden, denn das ist zu viel gefodert, aber doch einigermassen mindern könnten? Er thut es aus gutem Herzen, ob er gleich siehet, daß er nicht angenommen werden wird. - - - Wie wäre es, wenn sie solche verborgene Fenster, als neulich der Pabst hinter den Tapeten seines Audienzgemaches entdeckt haben soll, hinter den Zimmern, wo die Studententische sind, dem Tanzboden und dem Reitstall hätten? Dis pflegen die Oerter zu seyn, wo die Zuhörer freye Urtheile über den Vortrag ihrer eben gehörten Lehrer fällen, gerechte und ungerechte unter einander, bisweilen grosse Lobeserhebungen, und ein andersmahl den satyrischen, den bittern, den kaltblütigen und naiven Tadel. Hier könnte der Lehrer seinen eigenen Vortrag und sich bessern lernen, fast wie jener Mahler hinter dem Bilde stand, um die Urtheile derer, die das Bild besahen, zu hören. Ich habe Excerpten von diesen critischen Gerichten gesehen, und ich muß sagen, daß viel Wahres und

Erbau-

Erbauliches darunter war. - - - Aber nun, wird mancher Leser sagen, sehe man, was für ungeschickte Vorschläge ein Ungeheiligter thut, der selbst nicht Professor gewesen ist, und doch von Universitäten reden will! Professores ein versteckt Fenster hinter den Tapeten haben! Die Urtheile der Studenten belauren! - - - Nein! ich müßte wirklich lachen, wenn jemand dis so eigentlich nähme. Im Ernst will ich nur sagen: Die Studenten fällen im Vertrauen viel richtige Urtheile über den Vortrag ihrer Lehrer, welche zu wissen manchem Professor sehr heilsam seyn würde, wenn er sich überwinden könnte, ihnen zu folgen, und die Fehler, die an ihm missfallen, abzulegen. Die Zuhörer selbst wird er kaum so treuherzig machen können, sie ihm zu sagen: allein durch Freunde liesse sich manches erfahren, wenn man nur nicht empfindlich oder untrüglich ist. Wüßte mancher Docente nur das immer wiederholte Wort, nur die angehängte Syllbe, oder den hundertmahl wiederholten Spaß, die ihn verdrießlich machen: er würde sie fliehen, und viel dabey gewinnen. Es sind mir doch wirklich einige Beyspiele vorgekommen, da Professores auf die Art ihre Fehler erfahren, und nach Vermögen gebessert haben: allein der grössere Theil der Menschen will seine Fehler nicht wissen, und ob er gleich überhaupt zugiebt,

welche zu haben, so sind doch die Freunde, die sie ihm sagen wollen, immer so unglücklich, die unrechten zu nennen. Man kann sich nicht vorstellen, den Fehler an sich zu haben, oder man hält ihn für Tugend. Dem einen wird gesagt, er sey undeutlich, so glaubt er, dis sey blos eine Folge seiner tiefen Gelehrsamkeit, vermöge der er viel schwere Sachen vortrage; dem andern, er sey zu deutlich, so meint er, dis sey das grösseste Lob, und bedenkt nicht, daß es auch eine weitläufige und wiederholende Deutlichkeit giebt, über die ein gutes Genie verdrieslich wird.

Der ausnehmend gute Vortrag, bey dem die Zuhörer das Collegium als eine Vergnügungsstunde besuchen, oder die unangenehmen ersten Anfangsgründe, von ihrem Lehrer betrogen, wissen, ehe sie es selbst dachten, oder fortgerissen werden, mit dem Lehrer selbst zu denken, und was dieser ihnen sagt, aus sich erfunden zu haben glauben, ist ein so ausserordentliches Geschenk der Natur, daß es unbillig wäre, ihn auf jeder Universität auch nur von einem einzigen zu fodern. Er wird immer eine Seltenheit seyn, und sich denn doch mit den zunehmenden Jahren verlieren.

§. 57.

Darf ich noch einige Anmerkungen über den Vortrag machen, die bey Besetzung der Professorstellen wichtig werden können?

Der Professor ist freilich viel nützlicher, der einen guten, oder gar den eben erwähnten vortreflichen Vortrag hat; denn wenn anders die Materialien gleichgut sind, so lernen die Zuhörer bey ihm mehr, und leichter, als bey einem andern: und umgekehrt, der im hohen Grad schlechte Vortrag, der aber gleichfalls eine Seltenheit ist, kann einen zum Professor untauglich, und den Zuhörern unausstehlich machen. Man soll also bey Besetzung der Professorstellen mit auf den Vortrag sehen: indessen trit einiger Unterschied der Wissenschaften ein, nach welchem der gute Vortrag hier unentbehrlicher, und dort unter gewissen Umständen zu übersehen ist. Der Lehrer der Theologie, der Rechtskunde, und der Medicin, verliert durch den Mangel eines guten Vortrags weniger, und kann dabey ein sehr brauchbarer Professor seyn: denn die Zuhörer sehen einmahl seine Collegia für unentbehrlich an, weil sie künftig ihr Brodt davon haben wollen; wenn sie also nur wegen der Sachen selbst das nöthige Zutrauen zum Professor haben, so beweisen sie gegen den unangenehmsten Vortrag die vernünftige Geduld, die

ich schon oben bewundert habe. Sie setzen es ein mahl zum voraus, daß sie kein Vergnügen im Collegio haben, sondern nur das zu ihrer künftigen Lebensart Unentbehrliche, es sey auch noch so unschmackhaft, lernen wollen. Andere Theile der Gelehrsamkeit, die der Unwissende auch allenfalls entbehren zu können glaubt, und zwischen ihnen und Brodt den Weg nicht so deutlich gezeichnet siehet, verlieren schon mehr bey dem schlechten Vortrage: doch diese wieder mit einem neuen Unterschied. Diejenigen, bey denen mehr gezeigt, als geredet werden soll, z. E. Anatomie und Botanik, gedeyhen auch bey schlechtem Vortrage: hingegen Philosophie, Historie und Philologie, gewinnen und verlieren bey dem Vortrage unendlich. Ist er gut, so blühen sie zum grosen Vortheil der wahren Gelehrsamkeit in allen Facultäten: ist er ausnehmend gut, so leben abgestorbene Zweige von ihnen wieder auf, und Collegia kommen empor, die vorher nie gelesen waren: ist er schlecht, so stehen sie in Gefahr, aus der Mode zu kommen, und von dem grössesten Theil der Studirenden, die ihre Wichtigkeit, und sonderlich den Leitfaden von ihnen bis zur Bedienung, nicht einsehen, versäumt zu werden. Vielleicht ist unter ihnen allen die Historie diejenige, bey der sich die Wirkungen des guten und schlechten Vortrages

am

am stärksten zeigen: denn für die Philosophie redet noch mannigmahl eine von Schulen mitgenommene Erinnerung, die dem Ankömmling im Sinne liegt, oder ein Vorurtheil und Mode. Es ist auch kaum eine Disciplin bey schläfrigem Vortrage so lästig, und bey gutem so unterhaltend, als die Historie; so daß sie beynahe der Prüfestein des Vortrages seyn könnte. Köler hatte zu seiner Zeit den grössesten Ruf als Kenner der Geschichte, so gar daß Schmauß, da er nach Göttingen ging, die Profession der Geschichte niemanden anders, als ihm abtreten wollte: und dem ungeachtet hat zu seiner Zeit die Geschichtskunde nicht sehr zu Göttingen blühen wollen. Man durfte ihn nur einmahl gehört haben, um die Ursache davon einzusehen: sein langsamer, unangenehm-emphatischer Vortrag war hinlänglich, den grössern Theil der Studirenden von einer Disciplin, die er entbehren zu können glaubte, und die er wie Arzeney hätte nehmen müssen, abzuhalten, und den Zuhörern, die sich nicht ganz abschrecken liessen, doch die Lust, die besser als Fleiß ist, zu mindern. Diejenigen, die ihn an eben dem Tage mit Schmaussen zugleich gehört haben, als beide in ihrem Collegio den Tod Carl des Sechsten ankündigten, werden sich selbst, ohne daß ich mehr sage, eine Parallele von dem Vortrage aus dem Gedächtniß machen

können. Sie werden zugleich die Anmerkung machen, daß Schmauß dieser Universität, in Absicht auf die Historie, unentbehrlich war.

Es scheint also, wer die Professionen auf Universitäten zu besetzen hat, der solle, wenn ihm anders daran gelegen ist, daß Philosophie, Historie und Philologie blühen, bey der Wahl der Professoren ein hauptsächliches Augenmerk auf ihren Vortrag richten. Er kann eine von diesen Wissenschaften durch die unglückliche Wahl des geschicktesten Mannes, wenn er keinen Vortrag hat, ordentlich todt schlagen: vielleicht verstehet er seine Disciplin so vollständig, als keiner seiner Vorgänger, allein sein mittelmässiger oder unausstehlicher Vortrag macht, daß man sie lieber nicht lernt, als bey ihm hört. Der Schade davon ist für die wahre Gelehrsamkeit überaus groß: denn wenn man diese Hülfswissenschaften versäumt, so kommen in den obern Facultäten Halbgelehrte oder Unwissende heraus, die zum Theil nicht einmahl zu den Aemtern tüchtig sind, von denen sie ihr Brodt haben wollen.

Der Vortrag eines, den man zum Professor berufen will, läßt sich nicht aus seinen Schriften beurtheilen: er kann in diesen die angenehmste Schreibart haben, und doch im Vortrage nicht nur schlecht, sondern eigentlich unausstehlich seyn. Die Flick-

sylben, die manchen so unangenehm machen, und die er zu Hülfe ruft, wenn ihm das folgende Wort nicht sogleich beyfällt, läßt er nicht mit drucken.

Eben deshalb ist es auch bedenklich, Männer von noch so grosser Gelehrsamkeit, die nie vorhin docirt haben, und schon in gewissen Jahren sind, mit ansehnlichen Salariis, die man nicht gern vergeblich ausgäbe, zu Professoren zu berufen: denn man kann zum voraus nicht wissen, wie ihr Vortrag beschaffen seyn wird, und misglückte der, was will man denn mit ihnen anfangen? In der That ist zum Misglücken viel Wahrscheinlichkeit vorhanden. Selten können sie sich in die Bedürfnisse, Wünsche und Gewohnheiten ihrer Zuhörer schicken; bald zu weitläufig und gelehrt, bald zu kurz, ein anderesmahl zu solenn und künstlich, und schon das wird ihnen schwer, ihre Disciplin in das halbe Jahr zu passen, in das sie doch einmahl hineingehen muß. Ich weiß nicht alles, was ihnen fehlen möchte; vielleicht sind es auch nur Kleinigkeiten: allein so nachsehend die Studirenden gegen den schlechten Vortrag manches academischen Lehrers sind, so strenge sind sie gegen die auf Universitäten ausländischen Mängel des Vortrages, und wollen wenigstens das Tadelhafte alsdenn nicht leiden, wenn es wider die Mode ist. Alles Vorhingesagte lernt der

junge

junge Mensch, der auf seine eigene Gefahr den Anfang macht, auf Universitäten zu dociren, ohne viel Mühe: er kennt, weil er kurz vorher selbst Zuhörer war, den Ton seiner Zeit, und ahmt aus Mangel anderer Muster, weil er selbst kein Original ist, den Lehrern nach, die er gehört hatte, und deren Fehler niemand um die Zeit sehr übel nimmt: er sagt zu Anfang alles, was er weiß, und weil das noch nicht übermässig viel ist, so gehet es recht bequem in die zum Collegio bestimmte Zeit, bis er nach und nach immer mehr lernt, ohngefähr so viel, daß er es glücklich einschalten, und dafür etwas anderes weglassen kann. Wenn aber andere nicht so glücklich sind, so gehören sie blos zu ihrem eigenen Verdruß, und ohne einigen Schaden der Universität, zu dem grossen Haufen derer, die sich dem ihnen glänzend scheinenden Universitätsleben übereilt widmen, und nach einigem Zeit- und Geldverlust merken, daß sie ein anderes Amt suchen müssen.

Man kann sich auch darauf nicht verlassen, daß ein gründlich gelehrter Mann vorhin als Prediger oder auf Schulen wegen seines Vortrages Beyfall erhalten hat. Prediger in einem gewissen Alter werden nicht leicht gute Professores, weil sie den solennen Ton, die Weitläufigkeit, und eine gewisse unnatürlich-künstliche Methode der Canzel nicht wieder verler-

erlernen können. Rectores misrathen bey ihrer Verpflanzung auf Universitäten nicht so sehr: aber der Fall ist doch auch nicht häufig, daß ein gewesener Rector, der in diesem Amte schon einige Jahre bestanden hat, auf der Universität vollkommen Beyfall bekommt, oder lange behält.

Diese Beobachtung macht freilich eine unangenehme, vielleicht auch den Wissenschaften nicht vortheilhafte, Scheidewand zwischen den Gelehrten, Ruf, und ausserhalb der Universitäten: indem von diesen selten berühmte Männer auf die Universität gezogen werden können. Die Anzahl derer, unter denen man bey Besetzung einer Profession wählen kann, wird hierdurch sehr verringert. Die Sache ist aber nun einmahl so: in einem gewissen Alter kann man nicht mehr mit grosser Hoffnung eines glücklichen Erfolgs den Anfang machen, den Vortrag zu lernen, den die Jugend haben will. Um dieser Ursache willen ist es zu bedauren, daß in Einer Facultät, gerade in der, bey deren Besetzung am häufigsten über Mangel geklagt wird, eine Hinderniß vorhanden ist, so oft junge Leute sich selbst auf ihre eigene Gefahr zu Docenten zuziehen wollen. Ich meine die theologische; und die Hinderniß ist, daß junge Leute nicht, wie in allen andern Facultäten, vor sich den Anfang machen dürfen, eigentlich sogenannte

theolo-

theologische Collegia zu lesen. Denn die theolo-
gische Doctorwürde pflegt an solche, die noch ausser
Amte sind, nicht gegeben zu werden. Doch hiervon
unten mehr, wenn ich auf die Zuziehung academi-
scher Lehrer zu sprechen komme.

Einige Professores von schlechtem Vortrage ers-
tzen den Mangel doch gewissermassen auf eine andere
Weise, und unterlassen nicht, ausnehmend geschickte
Schüler zu ziehen, wenn gleich der grössere Haufe
bey ihrem Unterricht versäumt wird. Bisweilen
geschiehet dis durch den Umgang, den sie einigen
ausgesuchten Zuhörern gestatten, vielleicht auch wol
dadurch, daß sie sie zu gewissen Arbeiten, zum
Sammlen, zum Excerpiren, zur Einrichtung ihrer
Bibliothek gebrauchen, und also unter ihrer allerge-
nauesten Aufsicht zubereiten. Andere scheinen das
Verdienst zu haben, daß sie einige unter ihren Zu-
hörern glücklich zweifeln und denken lehren, ob sie
gleich der grösseren Menge den völligen Inhalt ihrer
Disciplin auf eine leichte Art beyzubringen nicht im
Stande sind. Es giebt wirklich den Fall, daß in
einer und eben derselben Disciplin zu gleicher Zeit
zwey Lehrer vorzüglich berühmt gewesen sind, der
eine von ausnehmend fliessendem und angenehmem,
und der andere von einschläfrendem Vortrag, den
aber seine Zuhörer ihm vergaben: aus der Schule

des

des letzteren sind viel wahre Gelehrte gekommen, aus des andern seiner kaum ein einziger, und wenn man beider Collegia nachgeschrieben oder im Druck siehet, findet man doch nicht, daß jenes Materialien vor des letztern seinen grosse Vorzüge hatte: allein sein Vorzug war, daß er Zuhörer unter seiner Aufsicht arbeiten ließ.

§. 58.

Man wird aus dem bisher gesagten meine Gedanken von der Foderung errathen können, die ich bisweilen von vornehmen Gönnern der Wissenschaften gehört habe: Man solle keine andere, als ausnehmende Genies zu Professoren wählen. Vielleicht würden sie nach einer gemachten Erfahrung der Curatel über eine Universität bald finden, wie unmöglich es ist, auch nur eine einzige Universität mit lauter Genies zu besetzen, und wie oft auch der beste Kenner sich in der Wahl irret, wenn er Genies ausfuchen will. Das einemahl greift er den eben aufblühenden jungen Menschen, der im dreissigsten Jahre ein alter Mann seyn wird: und, wenn er nicht zugleich den Theil der Gelehrsamkeit selbst Professormässig inne hat, wol gar den Windmacher, der sich in Genie verkleidet. Allein wenn auch diese Unmöglichkeit nicht wäre, so wollte ich doch nicht

rathen,

rathen, jene Regel zu machen, bey der vielleicht die Genies von vornehmen Stande ein wenig Partheylichkeit begehen, und den Unterricht in den Wissenschaften niemanden anvertrauet wissen wollen, der ihnen nicht gleich ist. Ich gestehe es, der gute und brauchbare Professor, der zugleich ein ausnehmendes Genie hat, ist ein sehr grosses Geschenk für eine Universität, und wenn man ihn bekommen kann, mag man ja alle Mittel dazu anwenden; vielleicht ist er schon vor sich allein im Stande, der Universität einen Glanz zu geben: allein ich behaupte, einmahl, daß die meisten grossen Genies darum noch nicht gleichgute und brauchbare Professores sind, zweitens, daß mancher ein sehr guter Professor seyn, und doch dabey in Absicht auf das Genie nichts ausnehmendes haben kann.

Das letzte siehet man aus der Erfahrung. Alle Facultäten zeigen uns grosse und berühmte Lehrer, die nicht blos viele Zuhörer gehabt, sondern auch der Welt die brauchbarsten Männer zugezogen haben, Lehrer, von deren Unterricht ein jeder Zuhörer, der fleissig ist, Nutzen hat, und um deren willen die Universität besucht wird, die doch nichts weniger als grosse Genies sind, sondern theils nur zu den mittelmässigen, theils zu den sogenannten guten Köpfen gehören. Sie zu nennen, würde eine Undankbarkeit

gegen

gegen den Nutzen seyn, den sie stiften, weil doch jeder Gelehrter gern ein grosses Genie heissen wollte: aber man wird sie unter Verstorbenen und Lebenden leicht erkennen. Die Sache ist auch sehr begreiflich, denn das System einer gewissen Wissenschaft, so weit sie bisher bekannt ist, in seinem Umfange zu kennen, und auf eine deutliche und nicht unangenehme Weise vorzutragen, wird doch wahrhaftig kein ausserordentliches Genie erfodert. Ich halte es so gar vor möglich, daß auf einer und eben derselben Universität die Facultät, die lauter mittelmäßige Genies hat, besser besetzt seyn kann, als eine andere, an ausnehmenden Genies reiche: und überhaupt, das Mittelmäßige pflegt das allgemein Brauchbarste zu seyn, das Grosse aber hat die Natur nur zu besondern Endzwecken bestimmet, und eben deshalb seltener ausgetheilet.

Auf der andern Seite schickt sich ein jedes ausserordentlich grosses Genie nicht sogleich auch zum Professor, und ich könnte, wenn es nur niemanden beleidigend schiene, Namen solcher Professoren nennen, die jeder Kenner für grosse Genies gelten lassen wird, ja die wol von der Welt dafür öffentlich erkannt werden, mit deren Beyfall auf Universitäten es gar nicht fort will. Sie sind vorzügliche Gelehrte, aber nur mittelmäßige Professores. Wie

wenn das grösseste, das prometheische Genie, das das Feuer dem Himmel entwenden möchte, keine Disciplin in ihrem Umfang verstehet, oder das bisher erfundene nicht hinlänglich kennet, sondern nur selbst erfinden will, werden wir denn in ihm den brauchbaren Professor haben? Die grossen Genies haben oft zugleich auch grosse Fehler, deren manche zum Lehramt ungeschickt machen: der eine, den die Natur damit beschenkt hat, ist zu paradox, und Neuerungen suchend, er verachtet das Alte, und würdiget es kaum einer unpartheyischen Aufmerksamkeit: der andere, gleichsam lauter Gedanken ohne Rede, hat von Natur keinen Vortrag, oder da er ihn haben könnte, wenn er sich nur die Mühe gäbe, ihn zu erlangen, so siehet er auf den Unterricht der Anfänger als auf eine Beschäftigung herab, die weit unter ihm ist. Wiederum einem andern grossen Genie, und das ist sehr häufig der Fall, fehlt es an Fleiß, und an der Gabe zu sitzen: es wird vielleicht dem ohngeachtet durch seinen glücklichen Blick Entdeckungen machen, allein zum Lehrer möchte ich doch den Mann nicht haben. Dieser ist zu feurig, jener zu tiefsinnig, wider ein anderer sich seiner zu sehr bewußt, zu voll von Verachtung gegen alle, die neben ihm sind, zu ungesellschaftlich, zu beleidigend, als daß er der gute Professor seyn könnte.

Gerade dis Gefühl ihrer selbst ist bey den grossen Genies ein so gefährlicher Umstand, daß eine Gesellschaft von lauter Genies etwas Hobbesianisch aussehen möchte. Gesetzt, eine Universität könnte so glücklich seyn, aus lauter Genies, und lauter Reformatoren ihrer Wissenschaften zusammen gesetzt zu werden, so hätte ich zwar wol Lust ein Zuschauer zu seyn, der Acht gäbe, wie lange diese sonderbare Gesellschaft bestünde, und was etwan bey der unaufhörlichen Gegenwirkung des einen gegen den andern aus ihr würde, aber Mitglied möchte ich, selbst vor den Preis, von dem ehrlichen kühldenkenden Manne, der ich jetzt bin, in ein Genie erhoben zu werden, nicht seyn.

§. 59.

Wäre es möglich, die Professores so zu wählen, daß sie neben ihrer Geschicklichkeit zum dociren auch eine vollkommene Lebensart, oder doch etwas Welt hätten, so würde es freilich sehr erwünscht seyn. Denn obgleich junge Herren von vornehmen Stande nicht in der Absicht auf Universitäten gehen, die Sitten der grossen Welt auf ihnen zu lernen: so ist es doch wirklich ein Vortheil, wenn auf Universitäten die feineren Sitten herrschen, und dis wird kaum geschehen, wenn der grössere Theil der Pro-

fessoren blos die Studirstube und das Auditorium kennet. Selbst der Vortrag verfeinert sich durch die Kenntniß der Welt, und verliert das unangenehme Studentenmäßige: und was das wichtigste ist, Professores ohne Lebensart machen sich verächtlich. Dis ist dem Publico nicht gleichgültig, denn der Vortheil der Lernenden, und nach unserer jetzigen Einrichtung auch die Disciplin, erfodern, daß die Lehrer in Ansehen sind.

Man wird hier einen Unterscheid der Universitäten wahrnehmen. Auf einigen ist mehr Lebensart, auf andern mehr Pedanterey, oder doch das schwere und unbekannte Wesen, so bald der Gelehrte in die Welt kommt. Jene Universitäten sind besser daran, wenn nur in der Hauptsache den Professoren nichts dafür abgehet, und sie etwan blos conversable Leute nach der Welt ohne Fleiß und gründliche Gelehrsamkeit sind: denn der Tausch von Eigenschaften wäre zu nachtheilig.

Wenn sich unter Professoren vielleicht mehrere, als unter andern von gleichem Stande, finden, an deren Lebensart etwas mangelt, so muß man die Wissenschaften selbst nicht darüber in Anspruch nehmen, sondern bedenken, daß es auf Universitäten viele giebt, die sich von einem niedrigen Herkommen, und schlechtern Glücksumständen, blos

durch

durch Verdienste zu einem bessern Stande gehoben haben. Man würde zu viel fodern, wenn man von diesen die feinste Lebensart verlangen wollte: vermuthlich wird ihnen etwas von ihrer Herkunft anhängen, und selbst denen, die in ihren männlichen Jahren mehr Lebensart gelernt, und andern abgesehen haben, wird sie doch nicht leichte genug sitzen. Die meisten Professores von besserem Herkommen sind wieder Söhne anderer Professoren: es ist nicht zu verwundern, wenn diesen auch bisweilen etwas an der Lebensart fehlen sollte, denn sie haben sich auf Universitäten in einem zu engen Bezirk, und wo die Studenten einen sonst in der übrigen Welt nicht gewöhnlichen Ton geben, gebildet.

Es ist wahr, dis würde anders seyn, wenn mehr Leute von gutem Stande, die nicht auf Universitäten gebohren wären, sich dem academischen Leben widmeten. Allein die schlechten Besoldungen auf den meisten Universitäten, das langsame Glück eines Professors auch auf den best-dotirten, die Gefahr gar nicht fortzukommen, und einer von den 9. unter 10. zu seyn, die einen vergeblichen Versuch machen, auf der Universität zu bleiben, die Demuth, mit der der angehende Docent seine Zuhörer zusammen zu suchen pflegt, manche Unannehmlichkeiten, die ein Professor sich bisweilen muß gefallen lassen,

halten Leute von Mitteln und Herkunft, die nicht gerade auf Universitäten zu Hause sind, und sonst ihre guten Aussichten haben, meistentheils davon ab, ihr Glück auf Universitäten zu suchen; dagegen sich oft Arme, unwissend, was für Kummer und Elend ein unbemittelter Docent sich wählet, zu den Universitäten drängen, und in den mißlichen Probestand der Graduirten begeben. Der Adel sucht ohnehin nicht leicht auf Universitäten Bedienungen, so ansehnlich der Rang auch ist, und so viel Celebrität sie geben können, und hält es seinem Stande gemässer, andere nicht völlig so gelehrt aussehende Aemter anzunehmen.

Die Sache ist nicht zu ändern: sie hängt zur einen Hälfte von Nationalvorurtheilen, und zur andern vom ungewissen und langsamen Glück auf Universitäten ab. Dis letzte muß bleiben, wenn man sie nicht verderben, und mit allen Lehrern vorlieb nehmen will: denn wenn der, der sich ihnen widmet, auch sein gewisses oder nur recht wahrscheinliches Glück auf ihnen finden sollte, so müßten die Obern entschlossen seyn, ihn zum Professor zu machen, er mag nun auch dazu tüchtig seyn, oder nicht, Beyfall erlangen oder nicht erlangen. Vielleicht gehen auch die Beförderungen auf Universitäten etwas weniger nach Gunst, weil die, welche die

meisten

meisten Connexionen im Lande haben, und der Adel, sie nicht suchen. Wir wollen also hier Mängel mit Vollkommenheiten compensiren, und mit den Universitäten, so wie sie sind, zufrieden seyn, da doch wenigstens jetzt die Professores viel mehr Lebensart haben, als zu der Zeit, da unsere Väter und Grosväter auf ihnen studirten. Je besser man indes die Professores setzet, und dadurch mehrere nicht Arme zu dem mißlichen Versuche anlocket, auf Universitäten zu bleiben, je gnädiger und freundschaftlicher ihre Obern mit ihnen umgehen, und ihnen den Zutrit gönnen, bey dem sie die Sitten der grossen Welt unvermerkt lernen, wenn sie ihnen auch vorhin fremde gewesen wären, desto mehr Recht und Wahrscheinlichkeit wird man auch haben, feine Lebensart von ihnen zu erwarten.

§. 60.

An den eigentlich moralischen Eigenschaften der Professoren wäre freilich noch viel mehr gelegen. Wie erwünscht wäre es, wenn sie insgesammt durch ihr Exempel besserten? wenn der Theologe, oder vielmehr jeder Professor in den vier Facultäten, der eifrige und vernünftige Christ; der Juriste der einsichtsvolle und durch keine Nebenabsichten bewegte Liebhaber der unbiegsamen Gerechtigkeit; der Medi-

eus ein gewissenhafter und sorgfältiger Arzt; und der Philosophe das Urbild seiner Moral wäre? Aber ich mag in dem Ton nicht fortfahren, aus Furcht, man möchte mich sonst für einen Dummkopf, oder Phantasten, oder aufs erträglichste für den Mann aus dem Monde halten, (und beyläufig, dem letztern möchte ich doch gern mein Raisonnement aufheften, weil ich selbst nicht Author davon seyn will.) Man muß die Menschen in der Welt nehmen, wie sie sind: eine Gesellschaft aus lauter tugendhaften wird man nie zusammensetzen, und wenn man es versucht, so bekommt man Heuchler; werden aber noch sonst so manche Eigenschaften erfodert, als bey einem Professor in Absicht auf Wissenschaft und Vortrag nöthig sind, so wird man wegen der sittlichen Eigenschaften nicht so delicat seyn, oder sich begnügen müssen, die Universität mit Bildern der Einbildung zu besetzen.

Eine einzige moralische Eigenschaft, daß sie ehrliche Leute und strenge Liebhaber der Gerechtigkeit seyn, scheint beynahe bey Professoren indispensabel, weil sie die Gerechtigkeit handhaben, und auf der Universität neben dem Lehramt auch das Richteramt verwalten sollen. Allein es wäre besser, wenn man diese Foderung, die wirklich bey den ausserordentlichen Versuchungen zur Partheylichkeit sehr viel

saget,

saget, wegschaffete, und die Justiz auf Universitäten anders einrichtete. Denn ist es wol möglich, wenn man unter so wenigen Professor-mäßigen Gelehrten, die Deutschland hat, blos für protestantische Universitäten einige hundert Professores aussuchen soll, neben Wissenschaft und Vortrag noch darauf zu sehen, ob sie die strenge, die so manchem Gutwilligen und Menschenfreunde von der Natur versagte eigensinnige Liebe zur Gerechtigkeit haben, ohne die niemand ein rechtschaffener Richter seyn kann? Mir kommt dis ohngefähr so vor, als wenn ich eine Krankheit hätte, die man für tödtlich ansähe, und mein bester Freund riethe mir, den und den weltberühmten Medicum, und zur Zubereitung auf meinen Tod jenen frommen Prediger zu mir bitten zu lassen: im Delirio aber fragte ich, ob es auch gewiß sey, daß sie rechtschaffene Richter, und gegen alle Versuchungen von Vortheil, Furcht, Freundschaft, unüberwindlich wären, so daß man auf Eid und Pflicht sie immer zu Beysitzern eines inappellabeln Tribunals vorschlagen könnte? und wenn mein Freund nicht recht dreiste darauf antwortete, entschlösse ich mich lieber, ohne Medicin, Abendmahl, und Zubereitung zum Tode, zu bleiben.

So gelinde bin ich im Fodern der moralischen Eigenschaften, weil ich nicht eine Sittenlehre für

Professores, sondern Rathschläge von Einrichtung der Universitäten, die practicabel seyn müssen, schreibe. Allein das ist bey aller Gelindigkeit unentbehrlich, daß man keinen offenbar Lasterhaften, wenn er auch sonst noch so überverdienstliche Eigenschaften hätte, keinen, der der Tugend und den guten Sitten durch sein Exempel trotzt, auf der Universität habe. Ihr Beyspiel schadet zu viel, und die Universität, die ihnen nachsähe, würde dadurch eine Schule des Lasters für das ganze Land werden, auch gewiß etwas in ihrem Flor dabey leiden. Die gar zu grob beleidigte Moral rächet sich an ihren Beleidigern. Allein was soll man mit solchen Professoren thun, wenn man sie hat? Sie absetzen? Das rathe ich nicht, denn vor der Universität, wo Professores abgesetzt werden, fürchten sich andere, die man hin rufen will; und der Abgesetzte wird sich vielleicht bessern, anderwärts hingehen, und aus Rache Schaden thun, wenn er die Talente dazu hat: allein man lasse sie den Arm der unpartheyischen Gerechtigkeit fühlen, so werden sie, zwar nicht tugendhaft werden, (denn das kann die Justitz nicht bewirken) aber doch aufhören, öffentlich lasterhaft zu seyn, und ein verderbliches Beyspiel zu geben, da sie sehen, daß ihre übrige Geschicklichkeit und Verdienste sie vor dem Gesetz nicht schützen. Niemahls

mahls aber ziehe man solche Professoren bey noch so grossen Gaben auf die Universität, der man wohl will: und hat man sie, sie suchen aber die Erlaubniß in andere Dienste zu gehen, so halte man sie nicht.

§. 61.

Ich muß noch von einer Foderung reden, welche man häufig an die Professores macht, und die sich die meisten unter ihnen auch wirklich gefallen lassen, ob sie gleich in das Unmögliche gehet. Man will, sie sollen die Aufsicht über junge Leute, die ihnen empfohlen werden, übernehmen, und mancher Vater ist ruhig, wenn er seinen Sohn nur bey einem Professor im Hause hat, denn der, meint er, wird schon vor Verführung und Ausschweifungen warnen. Der Erfolg stimmet denn wol mit der Hoffnung nicht überein: wer billig verfahren will, hält es vor ein Unglück, andere aber werden auf den Professor unwillig, daß er seine Pflicht nicht gethan habe. Dis letzte ist wirklich eine sehr grosse Unbilligkeit: hätten sie ihrem Sohne mit vielen Kosten einen eigenen Hofmeister gehalten, so hätte er doch misrathen können; wie können sie aber von einem Manne, der in einem mühsamen und öffentlichen Amte stehet, fodern, daß er das, wofür sie einem

Hof-

Hofmeister freye Station und noch darüber ein ansehnliches Gehalt hätten geben müssen, umsonst thue, und denn doch noch am Ende für den Erfolg hafte? Geitz scheint sie zu dem Vorschlage gebracht zu haben: sie fanden ihrem Sohn eine Aufsicht nöthig, und so hätten sie einen Hofmeister bezahlen müssen, der kostet aber, wenn er gut seyn soll, viel Geld: sie versuchen es, ob sich nicht ein Professor anführen lasse, eben die Arbeit unentgeldlich zu thun: sie denken dabey nicht, wenn der Mann so einfältig ist, sich auf die Art anführen zu lassen, so wird er ein schlechter Aufseher auf deinen Sohn seyn; du könntest aber auch an einen kommen, der dich anführte, und um Stuben und Collegia besetzt zu haben gern Leute an sich zur Aufsicht recommendiren liesse. Am Ende geschiehet ihnen, was billig ist, der Geitz betriegt sich selbst, und den Sohn, der eine Aufsicht nöthig hatte, bekommen sie verdorben von der Universität zurück. Mit dem, der keiner Empfehlung bedurfte, legt der Professor Ehre ein.

Mir kommen diese Empfehlungen an Professores zur Aufsicht, und auch die in Haus und Tisch, so bedenklich, und zum wenigsten dem jetzigen Zustande der Universitäten so übel angemessen vor, daß ich ein gutes Werk zu thun glaube, wenn ich die

Sache

Sache vorstelle, wie sie sich auf Universitäten wirklich verhält.

Zu einer näheren Aufsicht auf junge Leute werden doch gewiß Eigenschaften und Geschicklichkeiten erfodert, und es ist noch nicht genug, daß der Aufseher tugendhaft und redlich sey. Ist es aber wol möglich, zu verlangen, daß der, welcher seiner Gelehrsamkeit und guten Vortrags wegen zum öffentlichen Lehrer gewählt ist, gerade auch diese Eigenschaften eines guten Hofmeisters haben soll? Eine der ersten unter ihnen ist doch ordentlich, daß der Hofmeister und Untergebene nicht gar zu sehr in Jahren von einander verschieden sind: denn die Jugend nimmt Rathschläge und Erinnerungen williger von ihres gleichen an, als von Männern in dem Alter, das präceptoriren oder befehlen zu wollen scheint; und der Hofmeister ist der beste, der zugleich die Freundschaft seines Untergebenen zu gewinnen weiß, und sein Vertrauter wird, aber auch hierzu wird eine gewisse Gleichheit von Jahren, oder -- viel Verstellung, viel gutgemeinte Arglist von Seiten des Hofmeisters erfodert. In der That pflegt es auch noch wol bisweilen zu gerathen, wenn jüngern Professoren, die vor kurzer Zeit Studenten waren, eine Specialaufsicht aufgetragen wird, und vielleicht übernehmen sie sie, in Hoffnung,

ein

ein Privatissimum dadurch besetzt zu bekommen, (ein Nebenverlust für den Pflegbefohlnen, der sonst seine Collegia vielleicht vortheilhafter wählen könnte, wenn er ohne Einschränkung wäre:) allein Professoren, die schon das vierzigste Jahr zurück gelegt haben, zu Aufsehern junger lebhafter Leute zu wählen, ist offenbar, jene Regel aus den Augen setzen. Wer es thut, hat den übeln Erfolg niemanden als sich selbst beyzumessen.

Allein dis ist noch das wenigste. Der Professor hat einige Stunden des Tages zu lesen, er soll sich auf diese Collegia präpariren, vor sich studiren und Bücher lesen, Bücher schreiben, er hat noch wol über das Facultäts- und Actenarbeit, er ist Vater, und soll seine eigene Kinder erziehen: wo soll nun die Zeit herkommen, die zur Aufsicht auf die ihm anempfohlenen Studirenden nöthig ist? - - Allein, sagt man, er wird doch auch seine Abmüssigungsstunden haben, die er zum Umgang mit jungen Leuten anwenden, und sie zu allem Guten ermahnen kann! Mich dünkt, hier verwechselt man vielerley mit einander. Umgang ist noch keine Aufsicht, und selbst gute Ermahnungen sind es nicht: Abmüssigungsstunden aber hören auf es zu seyn, und wenn sie Ermahnungsstunden werden sollen, und es ist kaum eine angreiffendere Arbeit zu gedenken, als

dem

demjenigen, der vielleicht nicht viel Lust zum Anhören hat, Moralen zu sagen. Nur denn ist der Umgang Recreation, wenn er keinen so genau bestimmten Endzweck hat, und man von Nebensachen redet. Der Professor würde also von diesen Abmüssigungsstunden noch eine neue Abmüssigung nöthig haben, und wo soll er die hernehmen?

Die Hauptsache bey der Aufsicht ist, daß man früh den ersten Anfang der Unordnung, in welche der junge Mensch geräth, ja selbst die nähere Gefahr dazu, erforschet, und vorzubeugen sucht, ehe es zu spät ist. Wenn die Ausschweifungen schon so kenntlich sind, daß sie jedem in die Augen fallen, so ist bereits das meiste verlohren, und es wird schwer halten, den Verführten wieder zurück zu bringen. Und dis ist die Sache, bey der Professores gleichsam von Amts und Pflicht wegen im Dunkeln gehen. Denn wenn sie ihr Amt als Lehrer und Gelehrte abwarten, so ist es ihnen unmöglich, die ersten Fehltritte des Anbefohlnen zu erfahren, ehe sie öffentlich sichtbar werden: sie sollen doch wol nicht Spionen auf ihn halten, und sich durch andere rapportiren lassen! Einige thun dis zwar, allein solche Rapporteurs pflegen nicht die beste Gattung von Leuten zu seyn, und gemeiniglich entsteht nur mehr Schaden daraus, wenn man sie höret. Vielleicht sind sie gar

die Verführer, und werden Ankläger, wenn der junge Mensch sich nicht von ihnen allein leiten lassen will, sondern andern Umgang sucht: und überhaupt der Character des Spions ist nicht derjenige, der Zutrauen verdienet. Wie soll aber ohne sie der Professor, der auf seiner Studirstube sitzt, früher als durch die Stimme des Publici, oder gar aus gerichtlichen Acten, erfahren, daß sein Anempfohlener ausschweift? Der Hofmeister, der selbst Studente ist, und mit andern Studenten familiär umgehet, der dabey seinen Untergebenen so viel möglich ist begleitet, und (eine Sache, die zu dem Endzweck unentbehrlich ist, und ja nicht aus Sparsamkeit unterlassen werden soll) die Collegia mit ihm besucht, und die Leibesübungen mit ihm treibt, erfährt oder sieht früh genug, was vorgehet: aber woher soll es der Professor wissen? Andere Studenten, die ihn besuchen, werden sich, wenn sie keinen allgemeinen Haß haben wollen, wol hüten, in seiner Gegenwart nicht zu viel zu sagen, sonderlich wenn er mit in dem academischen Gericht sitzet, und ihre Erzählungen dadurch zu Denuntiationen werden könnten. Oft weiß er deswegen nicht, was die ganze Stadt weiß, wenn es auch in seinem eigenen Hause vorginge.

Gerade der Umstand, daß die Professores zugleich Richter sind, macht sie noch auf eine andere Art ungeschickt, Hofmeister der Studirenden zu werden. Gesetzt, der Anempfohlene hat etwas verbrochen, wie soll sich der Professor verhalten? Strenge gegen ihn seyn? Das wäre so viel, als sich seinen Haß unvermeidlich zuziehen, wenn der es thut, an den er recommendirt ist, und von dem der Studente Gunst erwartet: und denn ist er schon zum Aufseher verdorben. Sich ganz neutral verhalten? Das wäre freilich das beste! Allein selten geschiehet es: der Anempfohlene erwartet gemeiniglich mehr, und selbst der Empfehlende wünschet es aus väterlicher Partheylichkeit. Der Professor wird sein Vorsprecher, er sucht die Sache ins Feine zu bringen, daß sein Eleve ungestraft, oder allenfalls mit einer Geldstrafe durchkommt: oder wenn das Verbrechen zu groß, und der Thäter noch zur Zeit im Gericht unbekannt ist, der Aufsicht-habende Professor aber erräth ihn aus den Acten oder aus andern Umständen, so läßt er ihn vor geschehener Entdeckung verschwinden. Dis letzte thun wol die Gewissenhaftesten, und wenn sie nur nichts dazu aus den circulirenden Acten nehmen, sondern anderweitig merken, ihr Anempfohlener sey der bisher unentdeckte Verbrecher, den man sucht, so wüßte

ich nichts dagegen einzuwenden: denn ein Aufseher, der Vaterstelle vertrit, ist nicht schuldig, was niemand schuldig ist, ein Angeber zu werden, und er kann für seinen Anvertrauten so sorgen, wie es der Vater selbst gethan haben würde. Allein die Folge von dem allen ist, daß der einem Professor empfohlene junge Mensch, wenn er verführt wird, in Hoffnung auf seine Vorsprache oder Vermittelung mehr waget, als er sonst gewaget haben würde: und in diesem Fall, der nicht eben selten ist, wird die Aufsicht eines Professors nicht blos unnütz, sondern schädlich.

Das pflegt sie aber noch auf andere Weise zu werden. Im achtzehnten oder zwanzigsten Jahr ist es nicht recht angenehm, unter Aufsicht zu stehen; und da die meisten auf Universitäten sich selbst überlassen sind, so setzt es den in ihren Augen herunter, der diese Freyheit nicht mit ihnen genießt, sie ziehen ihn auf, und machen ihm allerley Vorwürfe. Vielleicht hätte er sonst keine Neigung zu Ausschweifungen gehabt, aber nun begeht er sie, ja beynahe muß er sie begehen, um zu zeigen, daß er unter keiner Schulaufsicht sey. Je mehr Lebhaftigkeit und Ehrbegierde er hat, desto stärker ist die Versuchung. Eben der Professor, zu dem er sonst vielleicht ein Zutrauen gefaßt, und seinen Rath sich wol gar

aus-

ausgebeten hätte, wird durch die unglückliche Empfehlung in seinen Gedanken sein Feind, der Einschränker seiner Freyheit, der Rector von Schulen, der Verkläger bey den Eltern, und das alles vielleicht um die Zeit, da der Professor sich um nichts weniger als um des Empfohlenen Aufführung bekümmert. Dis ist gewiß nicht die Verhältniß, bey der eine Ermahnung viel ausrichtet: ist der Professor ein redlicher Mann, der das menschliche Herz genug kennet, um mit jungen Leuten umgehen zu können, so wünschte ich, daß der junge Mensch ihn selbst zum Vertrauten gewählt hätte, denn in solchem Fall habe ich es erlebt, daß die Ermahnungen eines Professors von ausnehmender Wirkung gewesen sind. Allein die Empfehlung zur speciellen Aufsicht hat dis alles verdorben, und der Sohn betrachtet ihn nunmehr immer als den Vertrauten seiner Eltern. Kommt gar noch dazu, daß der Aufseher die Welt und das menschliche Herz nicht kennet, und zu viel einschränkt oder moralisirt: daß er, um Nachrichten von seinem Sorgbefohlnen zu haben, sich einen solchen Spion, als ich vorhin beschrieb, vermuthlich einen alten Studenten, aussucht, der wol selbst ein Verführer seyn könnte: oder daß die Familie des Professors ihm unwissend den Verführer oder die Verführerin enthält, (denn die Kinder-

zucht auf Universitäten pflegt bisweilen etwas mangelhaft zu seyn): so kann der Professor der ehrlichste Mann seyn, aber es ist doch das Unglück und Verderben des jungen Menschen, daß seine kurzsichtigen Eltern ihm diesen Aufseher gewählt haben. - - Wie aber, wenn der Professor nicht einmahl der ehrliche Mann, wenn es ihm blos um Applausum, und seine Collegia zu füllen, zu thun wäre? Denn würde er freilich die Aufsicht am begierigsten annehmen, und alles mögliche und unmögliche versprechen, vielleicht auch dis gottlose Raisonnement nach Verdienst widerlegen: allein von dem Falle will ich nicht reden, ob er gleich, wenn anders nicht aller Professoren moralischer Character gut ist, zuweilen vorkommen möchte. Das gestehe ich, wenn ich einen nicht ganz jungen Professor sehe, der geneigt ist, solche Hofmeisterschaften und Recommendationen anzunehmen, so denke ich: sollte der Mann auch wol wissen, was zur Aufsicht erfodert wird, und wie die Universität beschaffen ist? und wenn er das weiß, sollte er auch wol der redliche Mann seyn, den man suchet?

Der Mann, der die Menschen kennet, ist ohnehin auf solche Universitätsvormundschaften nicht sehr begierig, weil er weiß, daß man selten Dank verdienet, auch selbst nicht bey den Eltern. Sie

werden

werden zwar zum voraus sehr ernstlich bedingen, ihnen von den Fehltritten ihrer Söhne Nachricht zu geben: wenn aber der Professor einfältig genug ist, ihr Verlangen zu erfüllen, so wird die väterliche Liebe ihm unrecht geben, und Kaltsinn oder Feindschaft die Folge seyn. Der Professor hat ganz gewiß etwas versehen, er hat nicht genug Klugheit bewiesen, ist zu heftig gewesen, hat sich von andern einnehmen lassen: - - - und sie haben recht, es war einfältig, daß er ihren Auftrag befolgete. Wem daher ein alter Freund zu lieb ist, daß er ihn nicht gern verlieren wollte, der wird wohl thun, ihm nie aus übertriebener Dienstfertigkeit oder Ehrlichkeit wahre unnütze Nachrichten von seinem Sohn zu ertheilen: er mache ein Compliment, und entschuldige sich, daß er ausser der Welt lebe, und von dem, was auf der Universität vorgehe, nichts erfahre, jedoch alle Hoffnung habe, daß - - - Doch was thue ich vor wunderliche Arbeit, den ganzen Brief zu concipiren? der wird schon ohne mich geendiget werden. Ob diese Regel Ausnahmen leide, da man lieber aus Begierde seinem Freunde zu dienen sich in Gefahr setzt, ihn zu verlieren, gehet mich nicht an: ich überlasse sie der Moral, und sie werden doch nur selten seyn. Aber das scheint aus dieser Betrachtung zu folgen, daß man den Professor,

der die Menschen kennet, selten zu dieser Vormundschaft bewegen wird, (höchstens würde er sie nur über die Söhne der nächsten Verwandten, und der speciellesten Freunde von gleichem Stande übernehmen:) den, der sie nicht kennet, verlanget man vermuthlich nicht: und der dienstfertige Mann, mit dem tiefsten Reverenz, von dem wir argwohnen müssen, er kenne sie, und doch geneigt ist, dis Amt auf jeden Antrag zu übernehmen, möchte vielleicht etwas anders, als den Vortheil des Anempfohlenen dabey suchen.

Ich gestehe es indessen, daß hierin ein Unterscheid zwischen den Universitäten zu machen sey, und auf einigen noch etwas, auf andern gar nichts von der Aufsicht eines Professors erwartet werden könne. Es kommt viel darauf an, in welchem Ansehen die Professores, nicht bey der gelehrten Welt oder bey Hofe, sondern bey den Studenten stehen. Auf einigen haben sie noch viel von der Auctorität, die in vorigen Zeiten gewöhnlich gewesen seyn mag, und wenn auch dabey etwas pedantisches seyn sollte, so werden da ihre Erinnerungen doch mehr Wirkung haben: auf andern ist sie ganz verlohren, und der Professor würde es nicht einmahl wagen, viel zu ermahnen, wenn er es aber thäte, würde er sich Haß und üble Folgen zuziehen. Dis kann selbst auf

den

en fleißigsten Universitäten der Fall seyn, sonder-
ich, wenn sie mit Professoren überladen werden:
enn da pflegt einem jeden am Applausu viel gele-
en zu seyn, und alsdenn wird der grösseste Haufe
er Professoren von den Studenten dependent, und
ie wenigen, die es nicht nöthig haben, müssen
och dem Beyspiel der übrigen folgen, um nicht
ingulär oder lächerlich zu werden. Die gute oder
erfallene Disciplin kann auch das Ihrige zu diesem
nterscheid beytragen: wo ein Professor vor In-
ulten nicht sicher ist, müßte er wol thöricht seyn,
venn er sie sich durch Aufsicht über irgend einen
Studenten zuziehen wollte. Ich habe es erlebt,
daß einer, der lange in den vornehmsten Häu-
sern als Hofmeister gestanden hatte, und sich aus
Erfahrung zutrauete, daß er eine Gabe hätte, mit
jungen Leuten umzugehen, auf eine damahls noch
weniger als nachher in der Disciplin verfallene
Universität als Professor kam: er wollte ihr den
Nebendienst erzeigen, Aufseher einiger jungen Leute
zu seyn, zu welchem Ende er auch einen Tisch an-
legte: allein er gab sein Vorhaben bald auf, und
die damit verbundenen Unannehmlichkeiten verwan-
delten ihn aus einem Aufseher in den blosen Lehrer.
Endlich leugne ich nicht, daß auf kleinen Universi-
täten, wo man alles übersehen kann, vielleicht bis-

weilen wegen der Aufsicht möglich ist, was auf grösseren in das Unmögliche fällt: aber der kleine Vortheil wird durch andere grössere Mängel dieser kleinen Universitäten überwogen, und selbst durch diesen die Sitten angehenden, daß auf ihnen noch mehr Verführung und weniger Disciplin zu seyn pflegt, als auf den grossen.

Das bisher gesagte ist der fast allgemeinen Meinung der ausserhalb der Universitäten Lebenden, die noch dazu von einigen Professoren bestärket wird, so zuwider, daß ich mir hier schwerlich Beyfall versprechen darf. Ich wundere mich nur, wie es zugehet, daß Väter, die selbst auf Universitäten gewesen sind, sich von ihnen so ganz unerfahrungsmäßige Begriffe machen, wenn sie ihre Söhne dahin schicken wollen, und alles vergessen zu haben scheinen, was sie vor dreißig Jahren selbst gesehen, gehört, und gethan haben. Ich wünschte, ihnen dis wider ins Andenken zu bringen, damit ihr Vertrauen zu der Aufsicht der Professoren nicht so vielen Söhnen auf eine unwiderbringliche Weise nachtheilig werde. Daß man Lehrern auf Schulen und Gymnasiis dergleichen besondere Aufsicht mit Nutzen aufträgt, muß hier gar nicht zum Einwurf dienen. Von Schulen gilt kein Schluß auf Universitäten, und selbst der Versuch einer solchen Nachahmung würde

den

den, der unter Aufsicht stehen sollte, beynahe zwingen, das äusserste zu wagen, um sich lasterhaft zu zeigen. - - - Aber wäre es nicht besser, wenn unsere Universitäten, nach dem Exempel der Englischen, mehr von der Einschränkung der Schulen beybehielten? Ich glaube es nicht: nur hier ist nicht der Ort, davon zu reden, sondern unten in dem Capitel von der Universitätsdisciplin.

Ein wichtiger Einwurf gegen meine neue Lehre ist es, den mir Personen vom ersten Range gemacht haben: sie beriefen sich auf ihr eigenes Beyspiel, daß sie in dem Hause und am Tische eines berühmten Professors gewesen wären, und sagten, daß ein Scheu vor ihm viel dazu beygetragen hätte, sie von Verführungen und Unordnungen zu entfernen. Sie werden es mir doch nicht ungütig deuten, wenn ich etwas dagegen einwende, und so dreist ich auch bin, aus mündlichen Unterredungen eine Controvers zu machen, so sind sie doch gewiß zu edelmüthig, an dem unbekannt seyn wollenden, und bisher zum Glück ungenannt gebliebenen Verfasser des Raisonnements die Rache zu üben, daß sie ihn verriethen, wenn sie ihn auch erkennen sollten.

Erstlich, diejenigen, die sich auf ihre Erfahrung beriefen, sind in dem Anfang dieses Jahrhunderts

noch vor 1720, keiner nach 1725, auf Universitäten gewesen: allein sie können sich gewiß nicht vorstellen, wie sehr sich die Universitäten seit der Zeit geändert haben. Damahls war, so viel ich gehört habe, manches thunlich, das es jetzt nicht mehr ist, und die Professores, sonderlich die berühmten, stunden in einem Ansehen bey ihren Zuhörern, das sie nachher auf einigen Universitäten verlohren haben. Zum andern haben Gegenpart, so viel ich verstehen können, den Professor nicht zum Aufseher, sondern blos zum Haus- und Tischwirth gehabt, und das ist eigentlich nicht die Sache, davon ich hier rede. Nur glaube ich, sie sey ein betriegliches Präservatif gegen Verführung, und das werden sie mir eingestehen, wenn sie sich so vieler andern Beyspiele entsinnen, bey denen derselbe Convictus mit einem Professor, und wol gar die dazu kommenden genauesten Empfehlungen, nichts gegen die Verführung vermocht haben. Es kommt hier alles auf die Zahl an, und das Zählen will ich, weil die Exempel älter sind als ich, mir nicht anmassen: in neuern Zeiten würde meine Kätzerey gewiß bey dem Zählen gewinnen. Ich möchte auch noch das wissen, darum ich zu fragen vergessen habe: ob sie sich Wohnung und Tisch bey dem Professor selbst gewählt, oder ob dis ihre Eltern gethan haben?

Ist

Ist jenes, so ist gar keine Frage mehr von der Sache: denn daran ist nicht zu zweifeln, daß der Professor, zu dem der Studirende selbst Liebe und Zutrauen fasset, und seinen Umgang sucht, einen grossen Einfluß in seine Sitten haben könne. Aber das wichtigste habe ich noch nicht einmahl gesagt. So viel ich die vornehmste Person, die mir diesen Einwurf gemacht hat, zu kennen die Ehre habe, oder aus anderer Erzählungen, die sie in der Jugend gekannt haben, weiß, brachte er sehr gute Schulstudia auf die Universität, und seine grosse Lebhaftigkeit hatte eine gewisse natürliche Richtung auf das Solide und Arbeit, so daß noch jetzt nach einem halben Jahrhundert von Hofleben eine übers aus grosse Arbeitsamkeit ihn von seines gleichen und Subalternen unterscheidet. Wenn ein Professor einen jungen Herrn von dem Character in das Haus bekommt, so kann er gewiß Ehre mit ihm einlegen: allein in jedem andern Hause würde er eben so gut gerathen seyn, denn wer genug Schulstudia hat, daß ihm die Wissenschaften leichte werden, und denn Eifer in dem, was er treibt, den bewahren Wissenschaften und Arbeit von selbst zum wenigsten vor der gröberen Verführung der Universitäten. Allein noch einen kenntlichen Character habe ich, und hundert andere mit mir, an ihm bemerkt, eine ihm durch

alle

alle Stufen gebliebene Höflichkeit und Complaisance, bey der es ihm nicht recht möglich ist, etwas indiscretes zu thun: er war also auch so discret, nie etwas, einem gelehrten Mann, den er hochschätzte, unangenehmes mit Ueberlegung zu thun, und diese Discretion hat alles ausgerichtet, was er aus unterlassener Reflexion über seinen eigenen Character, einem andern zueignet. Allein dieser Character ist nicht etwas so gewöhnliches, daß man schon ordentlich bey jungen Leuten darauf rechnen könnte: sonderlich auf den Universitäten, wo einmahl die Professores ihren Respect verlohren haben.

Allein soll man die Söhne gar nicht an Professores empfehlen? Das ist im geringsten meine Meinung nicht. Man empfehle sie zu ihrem Umgange und Freundschaft, und suche ihnen einen Zutritt zu verschaffen, wiewohl es hiezu gemeiniglich nicht einmahl einer Empfehlung bedarf. Man weise sie an, wenn man zu einem Professor ein besonderes Zutrauen hat, sich seines Raths zu bedienen, wo sie etwan zu Einrichtung ihrer Studien oder auch sonst Rath nöthig zu haben glauben. Nur stelle man sich nicht Professores als Hofmeister und Aufseher von Amts wegen vor, und bilde sich nicht ein, seinen Sohn vor Verführung gesichert zu haben, wenn man ihn der Aufsicht eines Professors, von

dem

dem man vielleicht weiter nichts weiß, als daß er ein gelehrter Mann ist, übergeben, oder wol gar nur ihn bey dem Professor in das Haus und an den Tisch gebracht hat. Ob man einen Professor, den man speciel kennet, einen Verwandten, um eine solche Aufsicht bitten solle oder könne, davon ist hier auch die Frage nicht. Dis werden ohnehin nur wenige thun können, und der Professor kann doch auch in solchem Falle Ursachen finden, ein Amt, zu dem er die Zeit nicht hat, zu verbitten.

§. 62.

Aber was sollen, wird man mir einwenden, solche Eltern denn thun, die ein Mistrauen in ihren Sohn setzen, und ihn, weil er zu Ausschweifungen geneigt seyn könnte, mit Furcht auf die Universität schicken? -- Ich weiß nichts anders zu sagen, als: sie sollen das Geld anwenden, ihm einen Hofmeister zu halten, bey dessen Wahl sie aber wiederum nicht sorgfältig genug seyn können, und gewiß nicht jeden nehmen dürfen, den ein berühmter Mann recommendirt. Man muß hier selbst Vater seyn, und mit eigenen Augen sehen: oder wo das unmöglich ist, so muß man nicht gerade den berühmtesten Professor, sondern den, zu dessen Redlichkeit, Einsicht, und Kenntniß des menschlichen Gemüths man

das

das beste Zutrauen hat, um die Wahl eines Hofmeisters ansprechen; auch nicht von dem Hofmeister grosse Gelehrsamkeit, oder viel Kenntniß der lebenden Sprachen verlangen, sondern nur das, wozu man ihn nöthig hat, die Gabe, als Freund das Herz eines jungen Menschen zu gewinnen, und ihn vor Verführung in Acht zu nehmen.

Dieses Mittel ist zwar kostbar, aber sehr oft würde es doch eine wahre Gelderſparung seyn. Denn es findet sich wol am Ende, daß der Sohn, der in Ausschweifungen und Schulden gerathen ist, allein mehr verzehret hat, als er mit dem Hofmeister gekostet haben würde. Ist man so glücklich, einen guten Hofmeister zu bekommen, der zugleich ein umgängliches und angenehmes Wesen hat, so ist wirklich dadurch die Gefahr der Verführung um ein grosses gemindert. Diese entstehet im Anfang grossentheils aus langer Weile: weil der Ankömmling Umgang wünscht, und keinen hat, so nimmt er den ersten den besten begierig an, und die Verführer sind, wenn er etwas aufgehen lassen kann, eben so begierig, sich seiner zu bemächtigen; auf die Weise wird gerade der beste, der lebhafte junge Mensch, der nicht ohne Beschäftigung seyn kann, und etwas zu früh vor Anfang der Collegien ankommt, durch blosen Mangel des Umgangs in sein

Ver-

Verderben gestürzt. Giebt man ihm nun, nicht blos einen Hofmeister, sondern zugleich einen Freund mit, so ist diese erste gefährlichste Versuchung vermieden.

Man muß aber auch an dem guten Hofmeister, wenn man ihn hat, nichts in Kleinigkeiten sparen. Ich rede hier nicht von seiner Besoldung, denn die wird bedungen, und kein Rathgeber kann sie allgemein bestimmen. Allein manche Eltern suchen darin etwas abzudingen, daß sie dem Hofmeister die Collegia und Leibesübungen nicht frey geben wollen, wovon denn die natürlichste Folge ist, daß er die Collegia, die sein Untergebener hört, nicht mit ihm besucht, da er sie ohnehin schon längstens gehöret hat, und eben so wenig die Exercitienstunden. Und nun ist es beynahe so gut, als hätten die Eltern gar keinen Hofmeister mitgegeben: denn der, welcher seinen Untergebenen nicht unaufhörlich in Collegia und zu den Leibesübungen begleitet, wird weder den Verführungen, noch den Querellen und Schlägereyen vorbeugen können: alles wird schon geschehen seyn, ehe er den Anfang erfähret. Wer also einen Hofmeister halten will, sehe diese Kleinigkeiten nicht an: will er da sparen, so ist das übrige Geld für den Hofmeister vergeblich ausgegeben, und blose Verschwendung.

Es ist freilich sehr zu bedauren, daß gute Hofmeister etwas so seltenes sind, und manche Eltern durch unglückliche Rathgeber, vielleicht gar durch Professores, verleitet, ihrem Sohn den Verführer zum Aufseher mitgeben. Ich darf kein Wort mehr sagen, denn jeder genauere Zug in dem Gemählde würde von diesem oder jenem als persönlich angesehen, und dadurch beleidigend werden. Wer nicht lange auf Universitäten gewesen ist, kann sich kaum eine Vorstellung machen, mit was für Mistrauen die Hofmeister anzunehmen sind, die ein wegen seiner Gelehrsamkeit noch so berühmter Professor, ich weiß selbst nicht recht, ob aus Unkunde der Welt und der Menschen, oder aus partheyischer Liebe für seine Zuhörer, und für die Anpreiser seiner Collegien, oder aus andern hier nicht zu nennenden geheimen Ursachen, vorschlägt. In der That ist kaum eine wichtigere Beleidigung gegen einen Vater zu gedenken, als wenn man ihn in einer Sache, von der seines Sohnes Glück, und Leben, und moralischer Character, grossentheils abhänget, betrieget: mannigmahl wünschte ich, wenn ich das Unrecht und die Grösse der Beleidigung eben vor Augen habe, daß es möglich wäre, den Betrug zu strafen: aber es fällt mir bald wider ein, daß der Professor, der den schlechten Hofmeister recommendirt, meistentheils

theils nicht wissentlich fehlet, sondern selbst ein Betrogener ist, und die Eltern sich allein die Schuld beyzumessen haben, weil sie sich an ihn wendeten, und glaubten, wenn er Collegia läse, so kennete er auch ohne Nebel von Partheylichkeit die menschlichen Gemüther. Kommt noch dazu, daß der, welcher einen Hofmeister für seinen Sohn sucht, so anfrägt, als wäre es beynahe ein Glück, ihm jemand recommendiren zu dürfen, oder doch, als wäre dis, was blos von überverdienstlichen Eigenschaften eines Professors abhänget, eine gemeine Pflicht, die man von jedem, ohne viel Dank dafür zu sagen, erwarten kann: - - - mich dünkt, so thut der Professor unrecht, der ihm einen unüberlegten Rath giebt, aber ihm geschieht Recht, wenn er Schaden leidet. Es ist ärgerlich, daß vornehme und reiche Leute oft auf ihre Söhne weniger Sorge wenden, als auf ihr Vermögen, oder Dinge, die zum Vergnügen gehören, und sich mit mehr Vorsichtigkeit und Dankbarkeit einen Verwalter, oder einen noch niedrigern Bedienten, vorschlagen lassen, als einen Hofmeister.

In einigen Gegenden, sonderlich im Catholischen Deutschland, giebt es Hofmeister von Profession, die einen jungen Herrn nach dem andern auf Universitäten führen, und dabey sehr wohl stehen: sie sind aber auch von gemischter Art, und überdas viele

unter ihnen zu strenge, und schon gewohnt, den jungen Herrn in einer solchen Dependenz zu halten, als es auf protestantischen Universitäten nicht angehet, daraus denn wiederum schlimme Folgen entstehen. Ueberhaupt aber schickt sich der Mann, der seine Jahre erreicht hat, nicht zum beständigen Begleiter, nicht zum Vertrauten junger Leute, und wenn er das nicht ist, so ist er kein guter Hofmeister. Er hat auch gemeiniglich den Fehler, das Studiren nur so zu kennen, wie es vor 20 Jahren üblich war. Die besten Hofmeister sind die zwischen 25 und 30 Jahren, und höchstens noch um ein paar Jahre ältere.

Wenn auf einer Universität den Hofmeistern, die ihre Pflicht thun, von Seiten des academischen Gerichts nicht die Hülfe, die bisweilen nöthig seyn kann, erzeiget wird, so ist dis ein sehr grosser Mangel, der über kurz oder lang die Folge haben wird, daß Bemittelte, die ihren Söhnen Hofmeister halten können, eine solche Universität vermeiden, und sich eine aussuchen, dahin sie ihre Söhne mit mehrerer Sicherheit schicken können, gesetzt, sie lernten da auch weniger: und die Hofmeister selbst, die bey der Wahl der Universität häufig ihren Rath zu geben haben, werden zu der nicht rathen, auf welcher man ihnen vor dem Verführer der reichen Jugend, und vor

Insul-

Insulten, keine Sicherheit schaffet. Sonderlich gilt dis von den Hofmeistern von Profession, die mehr Universitäten als Eine kennen, und wissen, wo ihnen am meisten und am wenigsten beygestanden wird.

Aber was soll denn nun der Vater thun, der die Mittel nicht hat, einen Hofmeister zu halten, und doch aus früheren Proben ein Mistrauen in seinen Sohn setzt, daß er bey Ermangelung einer näheren Aufsicht misrathen werde? - - -. Ich bedaure es, daß ich hierauf nicht zu antworten weiß. Es giebt im menschlichen Leben noch mehr Uebel, als dis, dawider man keinen Rath geben kann, und bey denen der Arme schlechter daran ist, als der Reiche: selbst in der Medicin klagt man, daß Arme die kostbaren Recepte nicht bezahlen können, die zu ihrer Genesung nöthig sind. Vielleicht handelten in manchen Fällen solche Eltern besser, wenn sie sich früh zu dem entschlössen, was sie doch wol nach einigen Jahren, und einem für sie empfindlichen Geldverlust, werden thun müssen, ihrem Sohn, in den sie ein gegründetes Mistrauen setzen, eine andere Lebensart auszusuchen: und bey der ohnehin zu grossen Anzahl der Studirenden würde das Publicum nicht dabey verlieren, wenn die wenigen, deren Neigung zu Ausschweifungen selbst die väterliche Liebe früh erkannt hat, nicht,

wie man es nennet, den Wissenschaften gewidmet würden. Ihr guter Kopf, den man vielleicht zum Bewegungsgrunde gebraucht, kann nicht blos beym Studiren, sondern auch in andern Ständen, der Welt eben so nützlich seyn; und sie selbst werden dabey nicht verlieren. Das gestehe ich freilich, wenn auf einer Universität gewisse allgemeine Mängel der Disciplin verbessert würden, und man sonderlich sehr sorgfältig wäre, die Verführer anderer, nebst den Anhetzern zu Schlägereyen, nicht so wol zu strafen, als früh genug zu entfernen, und ihnen ohne weitere Beschimpfung höflich und nachdrücklich zu erkennen zu geben, ihre Studia seyen hier geendiget, so würde es leichter seyn, solchen Eltern einen guten Rath zu geben. Sie dürften nur ihre Söhne auf die Universität schicken, die dis thäte, und denn würde auch ohne genauere Aufsicht die Gefahr der Verführung nicht eben grösser seyn, als in andern Lebensarten, zu denen ein Sohn ausser dem väterlichen Hause den Anfang macht. Allein dis gehört theils in einen spätern Abschnitt, der unten folgen wird, theils bisher noch unter die Wünsche, die man Projecte nennet.

Man hat wol den Vorschlag gethan, ob nicht die Veranstaltung getroffen werden könnte, daß angehende Privatdocenten Häuser mietheten, und jeder

etwan

etwan 4 oder 5 junge Leute, gegen eine mässige Erkenntlichkeit von 40 oder 50 Thalern, zur Aufsicht zu sich nähmen. Mir ist es nicht wahrscheinlich, daß dis auf zahlreichen Universitäten, (und wie kleinen sind wegen der Verführung noch gefährlicher, weil sie jeden Bürger willig aufnehmen) Mhunlich seyn möchte. Junge Docenten sind freilich wegen ihrer Jahre zu Auffehern geschickter, als Professores, die schon ihr völliges Alter haben: sie haben aber auch davor weniger Auctorität, und eine grössere Abhängigkeit von den Studenten, durch eren Applausum sie sich erst ihre Beförderung erwerben wollen. Zum Hofmeister ist Lebensart und Kenntniß der Welt unentbehrlich: diese werden den meisten Privatdocenten mangeln, so lange der grösere Theil von ihnen aus Unbemittelten, und die von geringerem Herkommen sind, bestehet. Und ohne diese Eigenschaften, die ein Docent allenfalls entbehren kann, wird doch ein Aufseher bey seinem Untergebenen nie in der nöthigen Hochachtung stehen, und vor seinen eigenen Augen von ihm hintergangen werden. Doch dis sind alles nur kleine Einwürfe, der wichtigste ist: Privatdocenten suchen ihr Glück durch den Beyfall der Studirenden zu machen, und der blose Versuch einer solchen Hofmeisterschaft würde sie einem allgemeinen Haß und Verachtung

unterwerfen, bey dem nicht allein an keinen Applaus sum in Collegiis, sondern nicht einmahl an leibliche Sicherheit zu denken wäre. Denn obgleich Hofmeister, die die Väter ihren Söhnen mitgeben, nicht verhaßt sind, weil die Sache einmahl durch die Gewohnheit auch in den Augen der Studenten gerechtfertiget ist, und vornehm läßt: so würde doch derjenige, der wider die Gewohnheit sich anböte, ein Aufseher über mehrere Studenten, deren Eltern er nicht einmahl kennet, zu seyn, dem allgemeinen Haß unmöglich entgehen. So, wie einer von seinen Untergebenen die Aufsicht am nöthigsten hätte, würde er auch der erste seyn, alles gegen ihn aufzuwiegeln, und wohlmeinend riethe ich ihm, des Abends nicht viel auffer Hause zu seyn. Eben der Umstand, daß die Studenten so blind nicht sind, es unbemerkt zu lassen, wie sehr das ganze Glück des Privatdocenten von ihrer Gunst und Beyfall abhänget, wird machen, daß es ihnen desto unerträglicher vorkommt, wenn er über sie oder ihres gleichen etwas zu sagen haben will. Die ganze Aufsicht würde endlich, nach der einmahl eingeführten Denkungsart, ein schulmässiges Ansehen haben, so, als wenn ein Präceptor die Schüler neben sich wohnen hat: und davon ist die nächste Folge, daß die unter Aufsicht stehenden Studenten lächerlich werden, bis sie sich durch deutliche

Beweis

Beweise der Ununterwürfigkeit (das werden aber keine gute Werke seyn) legitimiren. Ich fürchte also, dis würde nicht blos des armen Privatdocenten, der gutherzig genug zu Ausführung des Vorschlages wäre, Unglück, sondern auch für die Anempfohlenen der richtige Weg zur Verführung seyn.

§. 63.

Sollen Professores den Studenten auch durch den Umgang nützlich werden? - - Ich wünsche es sehr: und sie werden selbst dabey gewinnen. Liebe und Vertrauen der Studenten, und einen Einfluß auf sie, werden sie schwerlich in eben dem Grad erhalten, wenn der Zuhörer sie blos in den Collegiis siehet.

Zur eigentlichen Pflicht der Professoren will ich diese Gefälligkeit, die ihnen in den Gesetzen nicht als Pflicht aufgelegt zu werden pflegt, nicht rechnen: auf einer zahlreichen Universität ist es ohnehin nicht möglich, sie allen zu erzeigen, wenn der Professor dabey arbeiten soll, sondern ihm muß, wie jedem Menschen, erlaubt bleiben, seine Freunde auszusuchen; und dabey hänget es nicht einmahl von dem Professor allein ab, ob er seine Nebenstunden zum Umgang mit Studenten anwenden will, sondern zur grössern Hälfte von den letzteren, in deren Belieben es stehet, ob sie seinen Umgang suchen wollen,

oder nicht. Irre ich mich nicht, so ist auch bey weitem der grössere Theil der Professoren so geneigt dazu, daß man von Pflicht zu reden nicht nöthig hat: und wenn es an Umgang zwischen Lehrenden und Lernenden mangelt, so ist die Ursache meistentheils in einer Abneigung der Studenten davon zu suchen, oder in der Bemühung dieses und jenes Professors, den ganzen Umgang der Studenten sich zuzueignen, und seine Collegen davon auszuschliessen, wozu der Eigennutz, der sich wegen Applausus oder Ansehens hierbey interessirt glaubt, mannigmahl künstlichere Mittel erfindet, als man den Gelehrten zuzutrauen pflegt. Der Fall, daß die Arbeit einen Professor von dem Umgang mit den Studenten abhält, ist wirklich sehr selten, wenn sie sich nur einigermassen nach seiner Zeit richten, und die Stunden wählen, die er von Geschäften abbrechen kann. Ich wüßte vielleicht nur den eigentlich gelehrten Umgang auszunehmen, den sehr wenige Studirende fodern, oder nutzen können, denn da dieser selbst Arbeit ist, so glaube ich wol, daß mancher Professor nicht Lust haben möchte, die Abmüssigungsstunden dazu herzugeben.

Doch es ist besser, ich rede von jeder Art des Umganges besonders, von dem, der blos Umgang und Zeitvertreib in guter Gesellschaft seyn soll, und von dem gelehrten, bey dem der eine Theil allerley

lernen

lernen will, was sich entweder wirklich, oder, seiner Meinung nach, in Collegiis nicht eben so gut lernen läßt.

Jenen suchen gemeiniglich die Vornehmeren, wenn sie anders Umgang mit ihren Lehrern verlangen: und ihm sollen eigentlich die Zeiten, da man nicht arbeitet, z. E. die Sonntäge, gewidmet seyn. Es ist der Universität sehr nützlich, wenn er gewöhnlich wird. Denn ob ich gleich nicht vermuthe, daß viel Ermahnungen dabey vorfallen, wie sich Eltern bisweilen vorstellen: so wird doch durch ihn manchen Ausschweifungen vorgebeuget, die aus langer Weile entstehen, und selbst die genauere Bekanntschaft zwischen Lehrern und Lernenden macht, daß die letzteren zu discret werden, gewisse grössere Excesse zu begehen. Wären die Sitten so verdorben, daß er diese Wirkung zu haben aufhörete, so ist dem Publico wenig daran gelegen, ob er fortgesetzt wird, oder unterbleibt.

So erwünscht dieser Umgang der Lehrenden mit den Lernenden ist, so ist er doch, wie es mir vorkommt, nicht genug, sondern noch überdas zu wünschen, daß einige gar nicht zu der Universität gehörige gute Familien in der Stadt seyn möchten, die Studirenden den Zutrit verstatteten. Jener allein bleibt leicht etwas zu einförmig, oder zu gezwungen.

und das letzte nicht blos, wo Professores den Lehrer zu sehr beybehalten, sondern auch, wo sie vielleicht mehr als andere nachgebend und gefällig sind. Einige haben um des Applausus willen zu viel Abhänglichkeit von den Studenten, als daß sie die recht guten Gesellschafter seyn könnten. Wer sich wegen eines Interesse zu sehr nach dem andern richtet, der bemühet sich wol, Vergnügen zu geben, aber er giebt es nicht: und wer weiß, daß der andere Theil auf eine gewisse Art bey seinem Umgange interessirt sey, der bemühet sich weniger, sich der Gesellschaft angenehm zu machen, und davon ist die natürlichste Folge, daß er selbst weniger Vergnügen genießt. Dis empfindet man in der Gesellschaft ohngefähr nach der Verhältniß, wie man es andern giebt: und wenn sich andere zu sehr nach uns richten, und deswegen genirt sind, so ist aller ihr guter Wille, uns zu unterhalten, nicht so angenehm, als die natürliche Freyheit, deren sich die bedienen, die ganz ohne weitere Absicht, blos um sich selbst zu unterhalten, uns gern in ihrem Hause sehen. Man hält sich auch leichter durch etwas beleidiget, wo man, sollte auch die Vorstellung falsch seyn, sich einbildet, dem andern sey der Umgang um seines Nutzens willen wichtig: denn da will man schon so viel Aufmerksamkeit, und so viel Freyheit, und ich weiß nicht

was

was alles haben, daß man nie ohne Vorwand seyn wird, sich über einen Mangel zu beklagen, und sich darüber zu ärgern. Dis, oder etwas anderes, sey die Ursache, so ist doch so viel klar, daß Studirende die Universitäten wegen des Umganges am meisten rühmen, wo sie ihn mehr mit Stadt- als Universitätsfamilien haben, (z. E. zu Leipzig und Erlangen) und wo ihnen noch dazu wol der Zutrit schwerer wird, und sie sich sehr nach der übrigen Gesellschaft richten müssen: und an andern Orten, wo sich die Professores Mühe geben, ihren Umgang zu gewinnen, finden sie es bald gezwungen, bald so viel davon zu erzählen, wie sich der eine oder andere Gelehrte gebährde, daß es beynahe nur eine Zubereitung auf andere vertraulichere Conversationen wird. Wer mit in diesen ist, wird urtheilen können, ob ich die Wahrheit sage. Hier haben grosse Städte, in denen viel bessere oder vornehme Familien wohnen, einen Vorzug: sie haben aber dagegen auch einige nachtheilige Einflüsse in die Universität, die hier nicht her gehören.

Es können zum Umgange der Professoren mit den Studirenden noch gewisse Veranstaltungen getroffen, z. E. Assembleen gehalten werden. Sie werden ihren Endzweck am besten erreichen, wenn solche, die nicht eigentlich zur Universität gehören,

sie

sie geben; oder die Universität einen Canzler von dem Herkommen und Stande hätte, als Veit Ludwig von Seckendorf war, und dabey noch etwas weniger einen Gelehrten, und noch etwas mehr einen Mann nach der Welt. Die Studirenden, und selbst der vornehmere Adel, werden es alsdenn als reine Gefälligkeit ansehen, es wird ihnen nicht als eine gelehrte Nachahmung des Hofes und der vornehmen Welt vorkommen, wobey der Gelehrte oft unschuldig, bisweilen auch verdient, leidet, weil entweder der Adel gewisse Nahmen von Zusammenkünften allein für den Hof behalten will, (über Sachen streitet man nicht) oder weil dem Gelehrten die Nachahmung nicht leichte genug ansteht: und der Character eines vornehmen, von dem Applausu der Studenten schlechterdings unabhängigen Mannes, wird die Wohlanständigkeit und zuvorkommende Gefälligkeit bey der ganzen Gesellschaft erhalten, die zum allgemeinen Vergnügen nöthig ist. Es ist Schade, daß man diesen Gedanken, den der Stifter der Hallischen Universität hatte, auf andern Universitäten nicht zur Wirklichkeit gebracht hat. Dort unterbrach ihn der Tod: Seckendorf sollte gar nicht lesen, sondern blos der Universität ein Lüstre machen, und wöchentlich zweymahl Assemblee halten: allein er starb, da er nur einen Monath lang Canzler gewesen war, noch

einige

einige Jahre vor wirklicher Einweyhung der Universität. Doch müßten Assembleen nicht die einzige Gelegenheit zum Umgang mit Professoren seyn, und die kleinern Gesellschaften und Besuche, die gerade die nützlichsten werden können, nicht ihrentwegen aufhören.

Die andere Art des Umganges ist die gelehrte, worunter ich nicht verstehe, wenn einmahl der Zuhörer zu seinem Lehrer kommt, um sich Zweifel lösen zu lassen, sondern wenn er einen genauern Zutrit hat, sich mit ihm von gelehrten Sachen zu unterhalten. Nur wenige Studirende verlangen diesen, und noch wenigere sind im Stande, ihn zu brauchen: denn dis erfodert, daß man schon ziemlich weit in Wissenschaften gekommen sey, in der That etwas weiter, als die meisten, die nach Endigung ihrer Universitätsjahre eine sogenannte gelehrte Reise vornehmen. Nichts traurigers ist, als sie zu hören, wenn sie einen Gelehrten besuchen, und nach vielen, ich weiß nicht eigentlich aus wie viel Reisebüchern zusammengetragenen Regeln, den gelehrten Discours anfangen, der bey jeder Antwort ins Stecken geräth, bis sie sich wieder auf etwas neues besinnen: und das alles mit dem arbeitenden verfänglichen Gesicht, daß man blos aus der Geduld dessen, der sie anhöret, und die Offenbarung nicht abbricht, wenn gleich

eine Stille bey einer halben Stunde wird, ein erbauliches Beyspiel nehmen kann. Ich habe diese Scenen bisweilen angesehen, dadurch ein zu ewiger Obscurität prädestinirter Pedante, der keine Hoffnung haben konnte, durch seine Unterredung voll langer Pausen, die sich jedesmahl von selbst abbrach, auch nur um etwas weiser zu werden, Gelehrte von Stadt zu Stadt um einen Theil ihrer Zeit und ihres Vergnügens brachte; gemeiniglich denn erst schlimm, und Gift habend, wenn er etwan vorher Magister geworden war: und ich habe dabey immer gedacht, die Gelehrten, die ihn nicht wegwiesen, müßten viel Geduld haben, zugleich aber, ein Professor sollte übel daran seyn, wenn er von vielen auf die Art Lehrbegierigen umgeben wäre. Doch zum Glück für sie überfällt dis Fieber die Deutschen nicht auf Universitäten, sondern erst bey Verlassung derselben. Auf Seiten der Professoren ist es auch nicht möglich, mit vielen ihrer Zuhörer diesen gelehrten Umgang zu haben, weil doch immer ihre öffentliche Arbeit die Hauptsache bleiben, und unter dem Nutzen, den sie einzelnen schaffen, nicht leiden soll: blos einige wenige, denen es am Vortrage oder doch an Zuhörern fehlet, und die dabey grundgelehrte Männer sind, ersetzen den Mangel dadurch, daß sie im Umgang desto nützlicher, und gleichsam Reper-

toria der Studirenden, bisweilen auch ihrer Colle-gen, werden; doch war dis nicht eigentlich der Endzweck, mit dem sie zu Professoren bestellet wurden. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn auf den fleissigsten Universitäten aus dieser Art des Umgangs weniger zu profitiren ist, als bisweilen auf einer minderfleissigen. Abmüssigungsstunden können auch nicht die Stunden des gelehrten Umganges werden, wenigstens nicht anders, als bey denen, die aus Liebe zu den Wissenschaften der Welt gleichsam abgestorben sind, und an nichts als gelehrten Sachen Vergnü-gen finden. Aus diesen einförmigen Gelehrten, die die Welt zum Lohn Pedanten nennet, und die zur ersten Classe des Umganges untüchtig sind, soll denn doch wol nicht die ganze Universität bestehen: die übrigen aber wollen auch einmahl von andern Dingen reden, und sich im eigentlichen Verstande abmüssigen.

So viel ich Gelegenheit gehabt habe auf Univer-sitäten zu bemerken, sind es seltener die Bemittelten, und häufiger die Armen, die von dem gelehrten Um-gang eines Professors Nutzen haben. Die allerbeste Art von ihm ist, wenn der Lernende Handlanger oder Abschreiber des Lehrers wird, und sich von ihm zu allerley gelehrten Geschäften gebrauchen läßt: denn dis ziehet eine gewisse gelehrte Vertraulichkeit

nach

nach sich, bey der man auf Materien zu sprechen kommt, an die der Zuhörer nicht gedacht haben würde, der Lehrer lernt auch aus der Arbeit alle seine Fehler kennen, und bessert sie, um ihn besser brauchen zu können. Allein zu dieser gelehrten Handlangerarbeit läßt sich der seltener gebrauchen, den die Armuth nicht dazu zwinget: und wenn auch unter Bemitteltern einige dazu geneigt seyn möchten, so weiß es doch der Lehrer nicht, oder er scheuet sich, sie zu misbrauchen. Dis ist vermuthlich die Ursache, warum unter Armen einige sich mehr hervorthun, als unter Bemittelten: die Natur macht keinen Unterscheid unter ihnen, und ist mit dem Genie gegen Arme nicht freygebiger, den Bemittelten mangelt es auch nicht immer an Fleiß; allein jene sind oft durch ihre Dürftigkeit zum täglichen Umgang mit dem Manne gezwungen, von dem sie recht viel lernen werden, den andere mit Geld nicht erkaufen können. Doch habe ich es bisweilen gesehen, daß auch Bemittelte sich das alles haben gefallen lassen, was man von einem gelehrten Handlanger wünschen konnte: die Beyspiele sind aber nicht sehr häufig. Auch dis meine ich gefunden zu haben, daß einige Gelehrte gar nicht im Stande sind, einen Handlanger zu gebrauchen: alle Arbeit, die sie thun, müssen sie allein thun. Die gelehrte Welt gewinnet dabey,

denn

denn ihre Arbeit wird genauer und zuverlässiger, als dessen, der wol gar Excerpten für sich machen läßt: nur von ihrem gelehrten Umgange haben keine Lehrlinge den vorhin beschriebenen Nutzen; sie sind Meister, die keine Gesellen zuziehen, sondern, wie sie selbst geworden sind, was sie sind, aufs künftige auch dem in Collegiis angefeuerten Genie ihrer Zuhörer überlassen, zu werden, was sie seyn sollen.

§. 64.

Müssen die Professores durchaus Schriftsteller, berühmte Schriftsteller seyn? - - Dis ist eine neue Frage, darauf man eine Antwort erwarten wird.

In der That glaube ich nicht, daß dis eine unentbehrliche Eigenschaft eines guten Professors sey: und wo man zu sehr darauf dringet, da habe ich den Verdacht, es sey den Obern, (mit tiefstem Respect sey es gesagt, was sie selbst und ihre Vertrauten bisweilen nicht leugnen) nicht blos um die Brauchbarkeit der Universität, oder um die Aufnahme der Wissenschaften, sondern um etwas günstigen Wind zu thun, der die Universität in Aufnahme bringe. (Wäre ich Professor, so wäre ich hier verrathen, so unbekannt ich noch bleiben will: denn meine Leser würden gleich merken, daß ich einer bin, dem es im Avanciren nicht hat glücken

wollen, weil er zu wenig geschrieben hat. Glücklicher Weise bin ich doch weder das eine, noch das andere: und dis Buch ist ja der lebendige Beweis meiner Authorschaft.) Ich will zwar hier nicht darüber streiten, ob etwas Wind den Universitäten nützlich seyn könne, wiewohl ich in der That hier sehr furchtsam denke, und ein kleines Uebermaas davon für schädlich, die blose treue Wahrheit aber der wohlbestellten Universität für vortheilhaft halte. Allein das sehe ich doch gewiß für nachtheilig an, wenn man von jedem Professor fodert, ein Schriftsteller zu werden, wodurch er sich nicht selten herunter setzt. Hier ist mein aufrichtiges Glaubensbekenntniß von dieser schweren academischen Frage:

Es kann einer ein guter, ja er kann ein vortreflicher Professor seyn, ohne etwas zu schreiben. Ist es denn nicht möglich, daß er seine Disciplin vollkommen verstehen, und darin den treuesten und angenehmsten Unterricht geben kann, ohne Ursache zu finden, warum er ein Schriftsteller werden sollte? Wie, wenn er nun nichts neues erfunden zu haben glaubt, sondern so viel gelesen hat, daß er die Sachen, die manchen in seinem Vortrage als neu vorkommen, schon in alten Büchern zeigen kann: muß er denn nothwendig das noch einmahl drucken lassen, was schon gedruckt ist? - - Aber ein hübsch Com-

pendium

pendium könnte er schreiben! Und warum das, wenn schon ein gutes da ist? Denn vermuthlich wird doch nicht, so oft ein neuer Professor gut ist, ein ehemahliges Compendium schlecht geworden seyn! Alle Professores sollen doch wol nicht Compendia schreiben, oder eins würde durch das andere erstickt werden, weil jedes nur für eines einzigen, noch dazu sterblichen Mannes, Zuhörer geschrieben ist. Man wird mir dis hoffentlich nicht so auslegen, als wollte ich überhaupt das Schreiben neuer Compendien tadeln. Gute Compendia sind etwas sehr erwünschtes, und diejenigen Professores, die sie uns geben, nachdem sie ihre Disciplin oft mündlich vorgetragen, und dadurch alle Vortheile des Unterrichts gelernt haben, thun, wenn die bisherigen Compendia fehlerhaft sind, ein sehr gutes Werk: allein eben darum, weil auf die Güte des Compendii viel ankommt, soll nicht jeder Professor, oder gar jeder Anfänger, ein neues schreiben, sondern blos die wenigen, die völlig dazu im Stande sind, und wenn man gute Compendia hat, so mag man sie billig beybehalten.

Wenn nun also der Professor, der Gründlichkeit, Vortrag, und Applausum hat, sich nicht vorstellet, etwas neues erfunden zu haben, (vielleicht gar, weil es in seiner Disciplin nicht möglich oder nicht

erlaubt ist) wenn er mit den bisherigen Compendiis vergnügt ist, oder sich an sie gewöhnt hat, oder endlich gar kein Compendium zum Lesen gebraucht, (der Fall derer, die über classische Schriftsteller lesen) warum muß er denn nothwendig etwas drucken lassen? Warum schätzt man seine Verdienste nach der Arbeit, die Setzer und Buchdrucker dabey haben, und nicht nach dem, was hundert Zuhörer bey ihm lernen? Er erfüllet ja völlig seine Pflicht, wenn er die gut unterrichtet, und dem Vaterlande brauchbar macht. Einige der berühmtesten Professoren, die jede Universität der andern beneiden könnte, sind es doch nicht so wol wegen ihrer Schriften, als wegen ihres vorzüglichen mündlichen Unterrichts gewesen, und sind es noch. Ich kenne einen, der beynahe blos als Docente berühmt ist, und wenig geschrieben hat, und doch ist er innerhalb dieser letzten sechs Jahre, so viel ich weiß, (vielleicht ist es noch mehr geschehen) vor vier Universitäten, denen man aufhelfen wollte, gesucht worden, und sein Applaus hielt ihn auf der, welche ihn hatte, weil Salaria ihn nicht ersetzen konnten.

Und dennoch ist den Professoren anzurathen, daß sie sich durch Schriften hervorthun: sie selbst, und die Universität, gewinnen dabey. Auswärtige können sie doch nicht anders, als aus ihren Schriften

kennen

kennen lernen, wenn sie mit eigenen Augen sehen wollen: will man nun, daß die Universität zahlreich werden soll, so ziehet oft der mittelmässige Docent, der ein berühmter Schriftsteller ist, ja bisweilen gar der Author, der unfleissig und selten Collegia lieset, durch seinen ausgebreiteten Ruhm mehr Lernende hin, als der beste aber durch Schriften nicht bekannte Docent. So gehet es ja in der ganzen Welt: das Glänzende fällt besser in die Augen, als das Brauchbare. Auch die Obern können die Vorzüge und Gelehrsamkeit der Professoren kaum anders, als aus ihren Schriften beurtheilen, denn auf den blosen Beyfall und Zeugniß der Studenten können sie sich nicht schlechterdings verlassen: sie sind daher zu entschuldigen, wenn bey Austheilung der Belohnungen der verdienteste Docent bisweilen übersehen wird, weil sie das Verdienst nicht kennen, auch nicht das Mittel haben, es kennen zu lernen.

Dis sind Bewegungsgründe, von der Aussenseite hergenommen, aber auch die Sache selbst, zu der ein Professor bestellet ist, gewinnet dabey, wenn er ein guter Schriftsteller ist. Denn es ist nicht zu leugnen, daß der in den Wissenschaften weiter sehen lernt, der einzelne Materien mit einer mehreren Genauigkeit, und mit scheuer Ehrfurcht vor dem Publico, untersucht, um von ihnen in Schriften zu handeln, als

wer blos seinen Zuhörern einen Inbegriff der Anfangsgründe, wie er sich in ein halbes Jahr zusammenpressen läßt, vorträgt: er gewöhnt sich dabey zu einer Art von vorsichtigen und tiefern Untersuchungen, die in alle seine Collegia einen glücklichen Einfluß haben wird. In der That wird selten ein Professor von Genie und Gelehrsamkeit klagen, daß er nichts zu schreiben wisse: wenn er sich nur mit nöthigem Fleiß auf seine Collegia präparirt, so wird er manches finden, das des Schreibens werth ist, nicht eben immer ganze Systeme, aber doch einzelne Anmerkungen.

Das Resultat des bisher gesagten ist also: es ist zwar keine wesentliche Pflicht eines jeden Professors, ein berühmter Schriftsteller zu seyn, und man soll die nicht zurück setzen oder tadeln, die es nicht sind: allein es ist doch sehr erwünscht, wenn der Professor zugleich als Schriftsteller den Beyfall des Publici erhält; wer dis thut, und dabey ein guter Docent ist, ist doppelt werth zu schätzen, und der Author, den die gelehrte Welt für ihren Lehrer verehret, kann, ungeachtet der Mängel oder gar des Unfleisses im mündlichen Unterricht, doch ein Professor seyn, den die Universität nicht ohne ihren Schaden verlieren würde.

Vielleicht ist es denen, unter deren Aufsicht Universitäten stehen, nicht ganz gleichgültig, zu

wissen,

wissen, was manchen Professor abhält, ihren Wunsch zu erfüllen, und ein Schriftsteller zu werden. Nur selten kommt es daher, daß er mit Collegiis und andern Arbeiten zu sehr überhäuft ist: und bey noch wenigern, oder beynahe nur bey einzelnen, daß er zwar den mündlichen Vortrag, aber nicht die Feder in der Gewalt hat, und ihm das Schreiben zu schwer wird. Die meiste Zeit mangelt es an dem Mann, der den Gelehrten zu ihrem Ruhm und zu ihrer kurzen Unsterblichkeit so unentbehrlich ist, der Verleger. Die Schriften mögen noch so gelehrt, oder noch so vortreflich ausgearbeitet seyn: das sind alles Sachen, die der Verleger nicht beurtheilen kann, und nach denen er ziemlich vernünftiger Weise nicht einmahl fragt, sondern blos nach der wahrscheinlichen Hoffnung eines künftigen Abgangs: und diese Wahrscheinlichkeit misset er nicht nach den inneren Verdiensten des Buchs ab, welches gemeiniglich noch nicht einmahl da ist, wenn man es ihm anbietet, und erst geschrieben werden soll, sondern nach der Erfahrung, ob von eben dem Verfasser andere Bücher stark gegangen sind, bisweilen auch nach einem gerade um die Zeit glücklichen Schall des Titelblatts. Daß er so handelt, da es ihm nicht um die Aufnahme der Wissenschaften, sondern um seinen Handlungsvortheil zu thun ist, kann man ihm nicht übel nehmen.

Aus dieser Ursache aber wird es nicht allein den Anfängern, sondern auch oft sehr grossen und berühmten Gelehrten, schwer, einen Verleger zu finden. Ich kenne einen noch jetzt lebenden Gelehrten vom ersten Range, (und wenn ich ihn nennen dürfte, würden ihm den alle Leser, die Kenner der Wissenschaft sind, eingestehen) der noch dazu eine deutliche und in seiner Wissenschaft vorher kaum so gut gewöhnliche Schreibart hatte, und doch mit der grössesten Mühe auf seiner Universität keinen Verleger finden konnte, und sich an einem Ab-Ort Bedingungen gefallen lassen mußte, die er niemanden, als seinen recht guten Freunden, unter welchen zu seyn ich die Ehre hatte, wider sagen wollte. Wenn ich ohne Beleidigung, (wiewohl für wen? gewiß für ihn nicht, sondern für den schlechten Geschmack der Bücherkäufer oder Buchhändler) das Buch nennen dürfte, so würden die Leser sich wundern, daß ein nachher so beliebt gewordenes Buch so viel Mühe kostete, accouchirt zu werden. Sind die Buchhandlungen auf einer Universität zahlreich und blühend, so wird diese Schwierigkeit freilich vermindert, welche am meisten die angehenden Universitäten so lange drücket, bis Zeit und Glück auf ihnen etliche blühende Buchhandlungen zuwege gebracht hat: und keine hohe Schule ist hierin so glücklich, als

Leipzig, weil die Stadt der Mittelpunkt des ganzen Deutschen Buchhandels ist, welches zum anhaltenden Flor der Universität nicht wenig beyträgt, und andere Universitäten nach der Proportion niederdrücken kann, als sie eine unglückliche Lage, oder Frachts und Poststrasse gegen Leipzig haben. Doch davon unten mehr, wenn ich von Buchläden und Buchdruckereyen handle. Hier wollte ich nur noch sagen, daß doch auch an Orten, wo der Buchhandel ziemlich blühend, und mehrere Buchläden sind, es sehr angesehenen Gelehrten unmöglich geworden ist, zu Schriften, die vermuthlich gut gegangen seyn würden, Verleger zu finden. Bald liegt die Schuld an dem blosen Eigensinn der Buchhändler, oder ihrer Rathgeber, die gerade Bücher von einer gewissen Art nicht haben wollen. Selbst die Lateinische Sprache wird anstössig, und dis ist kein bloser Eigensinn, weil Lateinische Bücher jetzt in Deutschland einen langsamern Abgang haben. Indes muß doch manches Lateinisch geschrieben werden, und blos durch Lateinische oder Französische Bücher kann ein Deutscher Gelehrter ausserhalb Deutschland, Dännemark und Schweden, (der engen Welt, in deren zehnten Theil mancher weltberühmte Mann genannt wird) bekannt werden. Französisch zu schreiben, ist denn doch nicht leicht einem Deutschen zu rathen, wenig-

stens keinem Gelehrten; also bleibt ihm das Lateinische allein übrig: und gegen das protestirt wol der Verleger. Ein anderesmahl hat der collegialische Haß der Rathgebenden einen Einfluß: oder die Zusammenkunft mehrerer, die ihre Schriften zum Verlag anbieten, da denn, weil der Buchführer nicht alle annehmen kann, oft die besten zurücke stehen. Mancher Buchführer will herzlich gern verlegen, allein weil er siehet, daß an Compendiis, wenn sie einen allgemeinen Lauf erhalten, und auf mehreren Universitäten eingeführet werden, viel und geschwind zu gewinnen ist; so will er, unbesorgt, daß die Compendia nicht mehr so gut abgehen können, wenn ihrer zu viel werden, lauter Compendia haben, und vielleicht braucht man in der Disciplin des Professors, der eben ein viel wichtigeres Buch schreiben will, kein neues Compendium, weil die alten gut sind. Sein gutes Buch, das den Wissenschaften Licht, und ihm Ruhm geben könnte, bleibt also ungeschrieben oder ungedruckt, und will er ein Author werden, so mag er sich zu dem bequemen, was er für überflüssig hält.

Verleger kann denn doch der Gelehrte selbst nicht werden, nicht blos, weil es viel Unkosten erfodert, sondern auch, weil der Debit eines vom Author verlegten Buchs von den Buchführern gehindert wird.

So lange wir nicht in Deutschland eine ganz andere noch blos in einem Leibnitzischen Project vorhandene, Einrichtung der Buchhandlung haben, ist nichts unbilliger, als einem Professor dis anmuthend seyn.

Aber sollte er, werden seine Obern sagen, nicht so uneigennützig, und blos von Liebe zu den Wissenschaften oder Eifer für die Ehre der Universität beseelt seyn, daß er seine Arbeit dem Buchführer ohne Honorarium hingäbe? - - - Ohne viel Untersuchungen anzustellen, ob sie selbst uneigennützig sind, oder den Gelehrten in den Ueberfluß setzen, es seyn zu können, will ich gestehen, daß von der Frage der zehnte Theil gegründet ist, neun Zehntheil aber entdecken einen Fragenden, der nie Buchhändler gekannt hat. Einige Gelehrten, die noch nicht viel mit Verlegern zu thun gehabt haben, setzen den Preis ihrer Schriften nach dem, was sie ihnen für Mühe gekostet haben, oder was sie selbst, vielleicht partheyisch, von ihrem inneren Werthe denken, und da der Buchführer nach einem ganz andern Maasstabe urtheilet, und das Honorarium blos nach dem Abgang und Vortheil berechnet, den er wahrscheinlicher Weise erwarten kann, so behalten sie ihre Arbeit. Bisweilen hat ein wenig Eitelkeit, und Hochachtung des Gelehrten gegen seine eigenen Verdienste, mehr Antheil an dieser hohen Taxe, als

die

die Begierde, Geld zu gewinnen. Allein wenn der Schriftsteller das thun wollte, was vielleicht vornehme und reiche Gönner der Wissenschaften von ihm verlangen, und sein Buch ganz ohne Bezahlung dem Verleger anböte; so würde es abermahls das regelmässigste Mittel seyn, den Druck zu hindern. Denn der Verleger fasset ein schlimmes Vorurtheil gegen Schriften, die ihm umsonst angeboten werden, und hält sie für eine Arbeit, an deren Abgang der Author selbst zweifelt.

Bisweilen geschiehet es, der Fall ist aber nicht häufig, daß die Casse des Landesherren, dem, oder dessen Minister, es um den Ruhm seiner Universität zu thun ist, den Gelehrten zu Hülfe kommt, und dem Buchführer gewisse Ermunterungen giebt, ein Buch zu drucken, das vielleicht sonst ungedruckt geblieben wäre. Diese Freygebigkeit verdient den grössesten Dank, nicht blos des Authors, (der nun wol sein Honorarium könnte schwinden lassen,) sondern auch der gelehrten Welt: denn die Gedenkungsart der meisten Bücherkäufer ist so superficiel, daß wol ein Buch gerade deswegen, weil es zu gelehrt ist, und nur von wenigen gebraucht werden kann, nicht genug Abgang findet, die Kosten des Drucks zu bezahlen. Sie kann aber doch nicht oft, sondern blos in ausserordentlichen Fällen, erwartet

werden:

werden: und nicht leicht wird sie einem angehenden Gelehrten widerfahren, sondern blos solchen, von deren Arbeiten man schon den innern Werth kennet. Eigene Stiftungen, alle Bücher zu drucken, welche die Lehrer auf Universitäten schreiben wollten, lassen sich gar nicht machen: die Zahl der Competenten würde zu groß seyn, und die Schriften würden zum Theil schlecht werden, wenn man doch des Drucks gewiß wäre. Ueberhaupt aber erfodert eine solche Gnade Sparsamkeit und Einschränkung, sonst wird sie, anstatt ihren Zweck zu erreichen, nur den Buchführern Gelegenheit geben, bey jedem Buche vorzugeben, daß sie es nicht ohne Zuschuß der Casse verlegen können, und sich zu bereichern, wozu man ihnen desto weniger nöthig hat behülflich zu seyn, da ohnehin jetzt die Klage in Deutschland ist, daß die Buchführer gar zu viel gewinnen wollen, und der hohe Preis der Bücher, bey schlechterem Papier und Druck, sie zu bestätigen scheint.

Disputationen sind sonst ein bequemes Mittel gewesen, daß Professores sich in Schriften zeigen, und wol die ausgesuchtesten Materien abhandeln konnten. Sie haben noch nicht ganz aufgehört, es zu seyn: allein die Sachen haben sich doch von Jahren zu Jahren sehr geändert. Die Inauguraldisputationen in der juristischen und philosophischen Facultät

werden

werden immer seltener, weil ihre sogenannte höchste Würde zu wenig hilft: die blos zur Uebung angestelleten Disputationen verlieren sich auf einigen Universitäten noch mehr. Es steht zwar in manchem Professoreide, daß der Professor disputiren soll, allein dis setzt immer, wo ich nicht irre, zum voraus, daß jemand sich meldet, unter ihm zu respondiren. Werden noch Disputationen gehalten, so wollen jetzt die Respondenten, häufiger als sonst, selbst Verfasser der Disputation seyn, auch wol die Ehre haben, sie ohne Präses zu vertheidigen. Sind sie in der That die wahren Verfasser einer wolgerathenen Disputation, so ist dis eine sehr erwünschte Veränderung, dazu man unserer Zeit Glück wünschen kann: arbeiten sie sie mit Hülfe des Präsidis aus, der ihnen Anweisung giebt, und alles genau corrigirt, so ist es ihm viel mehr Arbeit, aber ihnen ein grosser Vortheil: ist alles vom Präses, und sie setzen blos das, *Auctor Respondens*, auf den Titel, so ist es keine Aenderung in der Sache, sondern in ein paar Buchstaben, vielleicht nur abbreviirt, A. R. die Welt erkennet denn doch wol den wahren Verfasser. Giebt es aber gewisse Fabriken, wo ein Respondens Disputationen erkaufen, und als die seinigen drucken lassen kann, bey denen der wahre Vater auf die Ehre, dis zu seyn, aus gutem Grunde gar nicht eifersüchtig ist: so verliert

liert das gelehrte Publicum manche schöne Abhandlung, dergleichen Professores sonst zu liefern pflegten, und die Universität eine Gelegenheit für ihre Professores, sich auch ohne Hülfe des Verlegers in Schriften, deren Verkauf kein Buchführer hinderte, und die dabey wohlfeil waren, hervorzuthun. Ob man die Disputationen durch gewisse Mittel wieder häufiger machen, und den Misbräuchen der aus Fabriken erhandelten, und sine Praeside vertheidigten, zu denen der Fabrikante noch wol Complimente, Opposition und Responsion aufschreibt, vorbeugen könne, gehört hieher nicht: ich werde unten davon reden.

§. 65.

Es wäre ein sehr grosser Vortheil, wenn einige Professores, nachdem sie schon eine geraume Zeit im Amte gestanden haben, noch einmahl auf Reisen gehen, und, nebst einer sich immer erweiternden Denkungsart, auswärtige Schätze der Gelehrsamkeit in das Vaterland zurückbringen könnten. Von dem Nutzen gelehrter Reisen brauche ich hier nicht zu reden: es ist nur Schade, daß sie gemeiniglich zu früh, und vor dem Alter, da man sie am besten nutzen kann, unternommen werden. Dem Reisenden, der etwan 25 Jahre alt, oder noch jünger ist, mangelt zu viel von

dem,

dem, was er in seinem Vaterlande eben so gut hätte lernen können: es ist ihm gleichsam alles neu, und er weiß das nicht zu unterscheiden, was er aus fremden Ländern mit nach Hause bringen sollte. Er besieht die Werke der Kunst, und weiß nicht, was er eigentlich an ihnen besehen soll; vielleicht gehören sie gar nicht zu seinem Zweck, und waren in seinem Vaterlande eben so gut anzutreffen, und desto weniger kann er von ihrem blosen Anblick lernen, weil er noch nichts weiß, womit er sie vergleichen kann: eben so besieht er die Bibliotheken, ohne Zweck, und nur blos um sie besehen zu haben; kommt es weit, so excerpirt er etwas, um excerpirt zu haben, aber er hat eigentlich nichts, darum er sie befragen will: und eben so thut er noch mehr, was in einer Anweisung zu Reisen vorgeschrieben ist. Ein älterer Gelehrter hingegen, ein vierzigjähriger, der die Wissenschaften schon lange getrieben, und noch überdas gelehret hat, konnte wol kaum unterlassen, gewisse Lücken zu entdecken, die er in seiner Studirstube und Stadt nicht ausfüllen konnte. Er hat in seinem Gemüthe schon die Fragen entworfen, welche ihm eine an Handschriften oder raren Büchern reiche Bibliothek, ein Münz- ein Naturaliencabinet, ein in seiner Art einzelner Gelehrter, ein Kaufmann, und ich weiß nicht wer, beantworten kann. Er weiß,

was

was noch in seinem Vaterlande mangelt, und er selbst bisher vergeblich gesucht hat, und dis trift er vielleicht auswärtig an: und eben so weiß er, was sein Vaterland schon hat, und er, wenn er es auch bey Auswärtigen anträfe, ohne Schaden vorbeylassen kann. Anstatt daß jener Recommendationsbriefe mitnehmen muß, die ihm den Zutrit auf einige Besuche, und keinesweges den vertraulichen Umgang erwerben können, wird den schon vorhin berühmten Gelehrten sein Nahme selbst empfehlen, und ihm das Vertrauen verschaffen, das den Umgang nützlich machen kann. Einer der grössesten Vortheile des Umgangs mit fremden Völkern ist, daß man in seinem System ein wenig erschüttert wird, und nicht blos in dem Schrit seiner Nation fortdenkt: dis kommt aber für den ein wenig zu früh, der noch kein System hat, wenigstens kein selbst durchgedachtes, und es vielleicht bey der Rückkehr in sein Vaterland erst annehmen wird. Das Reisen kann ihm zwar zu Erweiterung seiner Gedenkungsart sehr nützlich seyn: aber ich wünschte doch auch noch wol manchem grossen Gelehrten, der bey vielen Kenntnissen nur zu einförmig denkt, und durch sein oder seiner Nation System ein wenig gelähmt ist, diese electrische Erschütterung: zu dem allen kommt noch, daß der jüngere Reisende seine künftige Bestimmung nicht

weiß: bey dem, der schon mehrere Jahre im Amt stehet, ist sie entschieden, und Er kann seine Reise auf Einen gewissen Zweck richten. Auch die Bekanntschaften, die er mit auswärtigen Gelehrten stiftet, werden bey mehrerer Gleichheit, auf einen freundschaftlicheren Fuß seyn, und ihm noch nach Endigung der Reise Nutzen schaffen. Wenn mancher, der in seinen jüngeren Jahren auf Reisen gewesen ist, über sich selbst unpartheyisch nachdenket, so wird er sich vielleicht im Vertrauen erzählen, daß seine sogenannte gelehrte Reise ihm zu nicht viel mehr, als, eine ausländische Sprache fertiger zu verstehen, und, falls er ein gutes Auge gehabt hat, ein fremdes Volk kennen zu lernen, genutzt hat. Dis ist wirklich nicht zu verachten, und es mag für einen jungen Herrn von Stande, der in Affairen gebraucht werden soll, nicht nur sehr interessant, sondern auch genug seyn: allein der Gelehrte von Profession braucht noch sonst etwas, und wird wünschen, die ehemahlige Reise jetzt thun zu können.

Bey einigen Disciplinen ist es beynahe unentbehrlich, daß der Professor reiset. Wer z. E. die Politik, (ich meine nicht die philosophische, sondern die historische, die politische Kenntniß der Staaten) zu lehren hat, der wird nicht blos in Büchern lesen, sondern durch sein eigenes Auge und Ohr von

manchen

manchen auswärtigen Dingen Begriffe bekommen müssen; oder er steht in Gefahr, wenn er auch nichts in seiner Studirstube erdichtet, eine Politik zu lesen, die vor 30 Jahren wahr gewesen ist, und es längstens zu seyn aufgehört hat. Der politische Zustand der Reiche, ihre Macht, Bevölkerung, Reichthum, Handlung, u. s. f. sind in einer unaufhörlichen Veränderung; und um die Zeit ist wol schon die Macht des Reiches sehr gesunken, da man es für eine politische Allmacht hält. In Büchern ist das Neueste nicht zu finden, oder wenn Misvergnügte Wahrheiten sagen, so hört man doch nur die Sprache des Partheygeistes, und weiß nicht, was wahr oder falsch ist: in Zeitungen, (die Englischen ausgenommen,) erfähret man auch nichts von den schleichenden Krankheiten des Staats: denn sie werden unter Censur gedruckt. Freilich wird man auch dem Reisenden keine Staatsgeheimnisse anvertrauen, wenn er unbedachtsam genug wäre, darnach zu fragen, aber es giebt Veränderungen, die in das Auge fallen, und die jeder Reisende ohne Mühe erfahren kann. Gemeiniglich sind diese die wichtigsten, und es giebt manches Geheimniß des Staats, damit das Cabinet sich nur selbst hintergehet, wo das gemeine Auge viel richtiger siehet, weil es unpartheyischer ist.

Bey andern Professionen ist freilich das Reisen nicht so unentbehrlich: ich glaube aber doch kaum nöthig zu haben, irgend einem meiner Leser vorzurechnen, was eine Universität für Vorzüge erhalten würde, wenn bisweilen der Professor der Artzeneykunst fremde Länder, wo man neue Entdeckungen haben will, selbst besuchte, und z. E. vor einigen Jahren die damahls noch ausländische Inoculation nicht aus Büchern, sondern aus dem Augenschein an den Orten, wo sie häufig geübet ward, hätte kennen lernen: wenn der Kenner der Alterthümer Italien, der Lehrer der morgenländischen Sprachen die an Handschriften reichen Bibliotheken, (ich will nicht wagen, dazu zu setzen, den Orient selbst) besuchte, wenn der Naturkenner, oder der bereits ausgebildete Professor der Oeconomie, noch einmahl Reisen in die fremde Länder thun könnte. Die Sachen brauchen nur genannt zu werden, so werden die Leser schon mehr dabey denken, als ich hier schreiben kann.

Vielleicht gewönnen die Wissenschaften bey solchen Reisen gelehrter Männer noch das, daß ihr ganzes Reich in einen mehreren Zusammenhang käme, und man die Schriften des einen Landes auch in dem andern haben und gebrauchen könnte. Wir in Deutschland kennen zwar die Schriften der Ausländer noch

so

so zimlich, und auf einigen berühmten Universitäten kann man sie auch wirklich früh genug antreffen: allein was von Deutschen Gelehrten geschrieben wird, bleibt wegen einer Caprice des Buchhandels in dem ganzen Westen und Süden beynahe unbekannt, oder kann doch, wenn es auch bekannt, und recht sehr gesucht werden sollte, dort für Geld nicht erhalten werden. Ich weiß nicht recht, an wem die Schuld lieget, aber so viel ist gewiß, daß unsere Deutsche Buchführer sich über den Debit der von ihnen verlegten Lateinischen Schriften mit den Englischen Französischen und Italiänischen Buchführern gar nicht zu verstehen wissen, und das zu einer Zeit, da wirklich die Deutsche Literatur durch den letzten Krieg bey den Franzosen in Ansehen steht, und einzelne Gelehrte unseres Vaterlandes in England berühmt sind, ja was noch mehr ist, da die Deutsche Sprache anfängt in Frankreich und England gelernt zu werden. Ich will zwar vors erste noch nicht von Deutschen, sondern blos von lateinischen Schriften unserer Gelehrten verstanden seyn: und da sage ich nicht etwan auf Speculation, sondern ich weiß es, daß man sich in England, Frankreich und Italien viel vergebliche Mühe gegeben hat, sie zu bekommen, und ich kann es desto zuverlässiger sagen, da ich einigemahl der Unterhändler gewesen bin,

als Gelehrte in Paris mir nicht Einen, sondern etliche dortige Buchführer nannten, die gewisse in unserm Vaterlande herausgekommene Schriften von den Verlegern übernehmen wollten; allein ich bin nicht ein einzigesmahl so glücklich gewesen, von den Deutschen Buchhändlern nur eine Französisch geschriebene Antwort, die ich hätte überschicken können, zu erhalten: einige achteten gar nicht darauf, andere versprachen mir, sie wollten unmittelbar schreiben, und thaten es nicht. Mistrauen, Nachlässigkeit, die zufrieden ist ihren gewöhnlichen Schrit zu gehen, Unkunde der auswärtigen Sprachen, die der Ladendiener nicht bey dem von Herr Leßing beschriebenen Zubinden der Pakete lernt, und Unkunde der Wege etwas wohlfeil zu übermachen, müßten wol die Hauptursachen dieses Stillschweigens seyn. Sollte aber nicht bey öftern Reisen der dabey interessirten Gelehrten, solcher nehmlich, die selbst Autores sind, und deren Schriften man auswärtig verlanget, sich beyläufig eine Gelegenheit entdecken, dadurch die Schriften der Deutschen so gut nach fremden Ländern, als auswärtige zu uns gelangen könnten? Freilich auch hierzu werden die Reisen angehender Gelehrten, die noch keine auswärtig bekannte Schriftsteller sind, nichts beytragen: allein ich dächte, der, dessen

Schrif-

Schriften auswärtig gesucht werden, fände doch vielleicht ein Mittel; und thäte es der eine nicht, so wäre der andere oder dritte wirksamer und glücklicher. Ich gestehe es, bey dem Mangel des zusammenhängenden Buchhandels verlieren auswärtige Länder mehr im Reellen, und Deutschland, das die Bücher der Auswärtigen bekommt, mehr am Schein, und der Satisfaction, die Werke seiner Gelehrten bekannt zu sehen. Allein die Professores, und die Curatoren der Universitäten, sind doch selten so philosophisch, den Schein für nichts zu schätzen, und prosaisch von der Ehre so zu denken, wie der Herr von Haller im Gedicht.

So vortheilhaft und reitzend solche Reisen der Professoren, für die Wissenschaften, und für sie selbst seyn mögen: so groß sind doch die Schwierigkeiten, dadurch sie gemeiniglich denen unter ihnen unmöglich gemacht werden, die schon mehrere Jahre im Lehramt gestanden haben, und von denen allein ich hier rede. Das ist nur ein kleiner Einwurf, daß man den berühmten Professor ohne Schaden der Universität nicht so lange entbehren könne. Man darf ja nur die Reise auf ein Jahr einschränken, oder, wenn ein Jahr zu wenig ist, den Professor anweisen, daß er nach vollbrachter Reise zurück kommt, wider ein paar Jahre docirt,

und denn zum zweytenmahl ein Jahr verreiſet, ſo wird keiner der Studirenden Schaden davon haben. Denn da ſie doch nicht blos Einen Lehrer zu hören pflegen, ſo dürfen ſie ja nur in der Zeit, da Er verreiſet iſt, deſto mehr Collegia bey andern, und wenn Er wieder kommt, deſto mehr bey Ihm hören. Vermuthlich würden auch die meiſten Landesherren gnädig genug ſeyn, nicht allein ihre Einwilligung zu der Reiſe zu geben, ſondern auch dem Profeſſor in ſeiner ſo verdienſtlichen Abweſenheit die volle Beſoldung zahlen zu laſſen. Allein Reiſen koſten Geld, man braucht auf ihnen weit mehr, als zu Hauſe, und dabey muß der Profeſſor ſeine zurückbleibende Familie erhalten, folglich doppelte Haushaltung führen: dis zuſammen genommen heißt, er braucht beynahe noch einmahl ſo viel, als wenn er zu Hauſe iſt. Selten iſt das Salarium der Profeſſoren ſo beſchaffen, daß ſie davon allein leben können, und wenn ſie ein Jahr auf Reiſen gingen, ſo würden ſie zugleich einen beträchtlichen Theil ihrer Einkünfte verlieren, der ihnen von den Collegiis zuwächſt. Wenn man ſich nun die Profeſſores nicht als Capitaliſten, und dabey freygebig genug, ihre Capitalien für die Wiſſenſchaften zu verzehren, oder als alte Philoſophen, die aus Liebe für noch unbekannte Schätze der Wiſſenſchaften, auf deren Entdeckung

ſie

sie ausgehen, eine philosophische Armuth leiden, und fremde Länder bettelhaft durchwandern wollen, oder als Mönche, die blos für sich zu sorgen haben, vorstellet: so wird man leicht begreifen, warum die Reisen, die mir so erwünscht vorkommen, doch so selten sind. Wir haben in unsern Zeiten unter den Gelehrten wenig Enthusiasten für die Wissenschaften: und der Vornehme, der selbst nicht genug Enthusiaste ist, sein Geld zu den Unkosten der Reise herzugeben, darf es den Professoren nicht übel nehmen, wenn sie es nicht in dem Grad sind, mit Verleugnung ihrer Bequemlichkeit und des Wohlstandes den auf das Handwerk reisenden Gesellen nachzuahmen.

Wenn ich irgend eine Stiftung unsern Universitäten, oder besser zu reden, 2 oder 3 der vorzüglichsten unter ihnen wünschete, so wäre es diese, daß bisweilen Professores, die nicht die Universität durch gemeinschaftliche Stimmen, sondern die Obern oder der Executor der Stiftung aussuchten, auf öffentliche Kosten reisen könnten, nachdem sie (denn um Anfänger ist es mir bey diesem Vorschlage nicht zu thun, ob ich gleich auch ihnen das Reisen anrathen, und Kosten dazu wünschen will) etwan zehn Jahr im Amte gestanden hätten. Die Stiftung müßte freilich ansehnlich, und, wenn sie

etablirte Männer von ihren Familien losreiſſen und zum Reiſen bewegen ſoll, ſo reich ſeyn, daß von ihr die ganze Reiſe ohne weiteren Zuſchuß geſtanden werden könnte. Wer es ſtiftete, würde ſich um Wiſſenſchaften, Nation, und die Univerſität, an die er es wendete, auf eine bisher noch unvorgegriffene Weiſe verdient machen: und auf einigen Univerſitäten könnte man mit Vortheil zwey oder vier Profeſſores weniger ſalariren, um das Geld nützlicher zu dieſem Project anzuwenden.

Diejenigen, welche als Obere für die Univerſitäten ſorgen, pflegen nicht ſo ganz allein, als man es in der Entfernung glaubt, auf die Wiſſenſchaften ſelbſt zu ſehen, ſondern von einer kleinen Partheylichkeit für den Ruhm ihrer Univerſität, oder von cameraliſtiſchen Betrachtungen des Vortheils, gelenkt zu werden. Sollte das ſeyn, ſo wagte ich, ihnen zur Ueberlegung anheim zu geben, was für einen Vorzug die Univerſität vor allen andern gewinnen würde, deren Profeſſores auf die eben beſchriebene Art reiſeten, und am früheſten ausländiſche Schätze zu denen, die unſerm Vaterlande eigenthümlich ſeyn mögen, brächten. Beynahe ſollte ich glauben, wenn Eine Univerſität allein dieſen Vorzug hätte, ſo würde ſie die übrigen, die ihr nicht nachahmeten, entvölkern. Dis iſt nun zwar

mein

mein Wunsch und Absicht nicht, da ich gern zum Besten der Wissenschaften eine gemäßigte Anzahl von Universitäten recht blühend sähe: aber wenn ich den Mäcenaten etwas anrathen soll, das den Wissenschaften selbst nützlich ist, so muß ich mich in ihre Gedenkungsart schicken, und die Bewegungsgründe nennen, die am kräftigsten wirken. Wollen sie noch einen Bewegungsgrund von eben der Art haben? Auf einigen Universitäten wünschete man wol, auswärtige Lehrlinge aus dem westlichen Europa, (Holland, England, und Frankreich) zu erhalten, und man wird sie wegen der Verschiedenheit der Sprache und Studien, wie auch wegen Unbekanntschaft der Ausländer mit unserer Deutschen Literatur, schwerlich in einiger Anzahl erlangen. Allein wenn Gelehrte, deren Ruhm doch schon vorangegangen seyn müßte, durch ihre Reisen persönlich in auswärtigen Ländern bekannt würden, so wäre noch wol die Frage, ob das Project, daran den Mäcenaten etwas mehr als den Wissenschaften gelegen ist, sich nicht von selbst erfüllete?

Man hat auf einigen Universitäten, z. E. zu Tübingen, Reisestipendia: ich halte sie für sehr nützlich, sie sind es aber doch nicht, von denen ich hier rede, denn sie werden denen gegeben, die sich zu einem Amte zubereiten sollen, nicht aber solchen,

die

die schon mehrere Jahre darin gestanden haben. Zu Göttingen ist wirklich das Exempel gegeben, denjenigen Lehrer, zu dessen Profession es am unentbehrlichsten ist, fremde Länder mit eigenen Augen zu kennen, zweymahl auf Reisen gehen zu lassen: die besondern Umstände sind mir zwar unbekannt, und ich kann bey der jetzigen Entfernung nicht zuverläßig erfahren, ob er blos Erlaubniß und Recommendation zu der Reise gehabt, oder sie auf öffentliche Kosten gethan hat; doch das mag seyn, wie es will, so ist der Nutze sehr in die Augen fallend gewesen. Auf einer weiter gegen Osten gelegenen Universität ist man jetzt wirklich mit einer diesem Vorschlage sehr nahe kommenden Verbesserung beschäftiget. Den Obern ist der Vorschlag geschehen, ein reiches, aber zu sehr zerstücktes Stipendium, zusammen zu ziehen, und einen Theil davon an solche zu geben, die sich zum academischen Leben zubereiten, und zwar dergestalt, daß sie einige Jahre reisen sollen. An der Billigung eines Anonymi wird wol freilich nichts gelegen seyn: ich kann aber doch nicht verschweigen, daß ich der Universität zum voraus dazu gratulire, wenn der Vorschlag zu Stande kommt. Indes ist es doch nicht eigentlich der, von welchem ich rede: denn er gehet nur auf eine einzige Facultät, und soll, wenn ich ihn recht ver-

verstanden habe, angehenden Docenten, und nicht Professoren, die lange im Amte gestanden haben, die Mittel zu gelehrten Reisen schaffen. Das letzte liesse sich vielleicht noch ändern, und in Betracht desjenigen, was ich zu Anfang von gelehrten Reisen gesagt habe, möchte es nicht allein nützlicher seyn, sondern eben die Person, die reisen soll, würde es vielleicht nach 10 Jahren für viel erwünschter halten, wenn sie das Geld zur Reise in ihrem etliche und dreißigsten Jahre bekäme, als wenn es zehn Jahr früher geschehen wäre.

Doch es geschehe auf welcher Universität es wolle, (denn ich will alle Partheylichkeit für die ablegen, die ich besonders hoch schätze, und denen ich wegen ihres Unterrichts und Vergnügens Dank schuldig bin) wäre es doch möglich, grossen Herren eine Stiftung dieser Art abzupressen, die von Zeit zu Zeit angewandt werden könnte, einen Professor, bald aus dieser, bald aus jener Facultät, vollkommener zu machen! Ich denke gar nicht an den Einwurf, ob sie auch davon Gebrauch machen, und auf ein Jahr ihre Familien verlassen würden: hoffentlich würde ich nicht im Stiche gelassen werden, wenn ich für 6 oder 7 unter 10 die Bürgschaft übernähme, daß sie sich über die Gelegenheit, ihre Kenntnissen zu erweitern, dankbar freuen werden,

so

so bald sie nur nicht bey der Reise zusetzen oder eine philosophische Armuth üben sollen. Die wenigen, die denn nicht Lust dazu haben, thun auch sehr wol zu Hause zu bleiben: sie sind die Männer vermuthlich nicht, die Munterkeit genug haben, eine Reise zu nutzen, sie verdienen den aufrichtigen Dank des Publici, daß sie den Gebrauch der Stiftung, (aber wie übereile ich mich? sie ist ja noch nicht vorhanden!) einem andern überlassen, der besser ist, als sie.

§. 66.

Die Stelle eines Lehrers auf Universitäten erfodert so sehr den ganzen Mann, daß es immer bedenklich ist, wenn Professores noch andere Bedienungen, die nicht mit zur Universität gehören, und auch ihren Mann erfodern, dabey haben. Das System einer ganzen Wissenschaft ohne Lücken inne haben, die neuesten Zusätze, Entdeckungen, Irrthümer, frühzeitig kennen lernen, sich auf jeden Vortrag so vorbereiten, daß man das zwanzigmahl gesagte noch immer lebhaft, deutlich, und interessant vorträgt, die Collegia nicht aussetzen, wenn die Gesundheit es nicht schlechterdings befiehlet, sie zu der, nicht gerade nach dem Inhalt der Wissenschaften, sondern nach dem Calender abgemessenen Zeit ohne schädliche Auslassungen schliessen: ist mehr, als

man

man von einem erwarten kann, der noch ein anderes Amt hat. Ich will nicht davon reden, ob etwan einmahl bey einem ausserordentlich wirksamen Mann eine seltene Ausnahme entstehen könnte: allein die ordentliche Folge davon, wenn der Professor noch andere Aemter hat, wird seyn, daß er sich auf seine Collegia nicht hinlänglich präparirt, nicht genug das Neue in der Gelehrsamkeit zulernt, seine Collegia zum grossen Schaden der Zuhörer, denen ihre Zeit zu kostbar ist, öfters aussetzt, und deswegen entweder ein oder anderthalb Jahr zu dem Collegio nimmt, das bey ununterbrochenem Fortgange in einem halben Jahre geendiget werden konnte, oder die Sachen, die vorgetragen werden sollten, abkürzet und zusammenziehet, um bey allem Aussetzen doch am Ende des halben Jahrs schliessen zu können. Sollten sich auch diese Folgen nicht gleich im Anfang zeigen, so werden sie doch, nach Art der Misbräuche, mit der Zeit entstehen: und zuletzt geschiehet es wol, wenn mehrere Professores noch andere Aemter darneben haben, daß sie sich zusammen angewöhnen, wenigere Collegia zu lesen, wodurch der Unterricht der Studirenden zu sehr in die Hände der Privatdocenten fällt. Dis kann nicht anders als sehr nachtheilig seyn: denn vermuthlich sind doch die Privatdocenten nicht profes-

sors

formäßig, oder es ist unbegreiflich, warum man sie nicht anstatt derer, die ihre andern Aemter vom Lesen abhalten, zu Professoren macht.

Und doch wird es kaum unterbleiben, daß nicht solche, die schon andere Bedienungen haben, solicitiren sollten, zugleich Professores zu werden: oder auch daß Professores sich bemühen, andere Bedienungen mit den ihrigen zu verbinden, entweder weil zwey Bedienungen mehr einbringen, als eine, oder weil ihnen vielleicht die andere Bedienung mehr Rang und Ansehen geben kann. Dis ist mit eine von den Ursachen, die anrathen, mit dem Amte eines Professors einen ansehnlichen Rang zu verbinden; denn wo das nicht geschiehet, werden Männer, die bey sich die Geschicklichkeit fühlen, andere höhere Bedienungen an eben dem Ort zu verwalten, nicht abgehalten werden können, sich darum zu bewerben, und so schädlich die Sache auch ist, wird es ihnen doch bisweilen gelingen. Ueberhaupt aber muß man sich, wenn die Universität auf lange blühend bleiben soll, die unverbrüchliche Regel machen, daß kein Professor noch ein anderes nicht zur Universität gehöriges Amt verwalten dürfe: ich rede aber, wie man leicht siehet, nicht von einem so wenige Arbeit erfodernden Amte, daß man ihrer etliche als eine Nebensache verwalten

kann,

kann, sondern von einem mühsamen. Die wenigen Ausnahmen, die eintreten könnten, und mir etwan beyfallen, will ich nicht verschweigen.

Der Professor Theologiä soll also nicht zugleich Stadtprediger seyn, (denn wider die von aller Seelsorge freye Stelle eines Universitätspredigers habe ich nichts einzuwenden.) Hier treten ausser den allgemeinen noch besondere Gründe ein, welche die Verbindung beider Aemter verbieten. Ein Prediger, der Seelsorge hat, ist so wenig Herr über seine Stunden, daß er sehr oft in seinen Collegiis, oder doch in der nöthigen Vorbereitung auf sie, gestöret werden müßte: und der Vortrag auf der Canzel und Catheder sind so von einander verschieden, daß einer den andern mit der Zeit verderben wird. Ich habe hiervon schon beyläufig im 25sten Abschnitt des ersten Theils geredet, daher ich hier kürzer seyn darf, auch schon dort angemerkt, welches die einzige Ausnahme sey, die man mit Nutzen machen könne: wenn der Professor, der die Pastoraltheologie lehren, und im Predigen und Catechisiren Anweisung geben soll, selbst ein Prediger ist, so wird sein Unterricht practischer und brauchbarer, und so viel Zeit, als dazu nöthig ist, (vielleicht täglich eine oder bisweilen zwei Stunden, und zur Censur bey denen, die

ihn im Predigen subleviren) wird er leicht übrig haben.

Für die Lehrer der Rechtsgelehrsamkeit möchten sich gleichfalls in eben der Stadt noch andere Bedienungen finden, die sie, aber zum Nachtheil der Universität, mit ihrer Profession verbinden können; es sey nun in höhern Justitzcollegien, oder in dem Stadtmagistrat, wenn er ansehnlich ist. Ein Beyspiel ausserhalb Deutschlands zu nennen, haben in Königsberg alle Professores Juris eine solche, ich weiß nicht ob Neben- oder Hauptbedienung, und dort scheint so gar die Einrichtung der Universität darauf gemacht zu seyn, denn die Professores Philosophiä, bey denen man nicht so leicht auf Nebenbedienungen rechnen konnte, sind besser salarirt, als die in den obern Facultäten. Falls dergleichen Nebenbedienungen der Universität zum Nachtheil gereichen, so dürfte vielleicht die Hauptstadt des Landes, oder die Stadt, in welcher ansehnliche Justitzcollegia ihren Sitz haben, nicht ohne einige Furcht auf das künftige zur Universität gewählt werden, ob ich gleich auf der andern Seite den vortheilhaften Einfluß nicht leugne, den die Gegenwart hoher Collegien in die Bildung der Sitten der Studirenden haben kann: so möchte es doch schwer halten, in die Länge zu verhüten, daß nicht

Pro-

Professores in die Justitzcollegia eindrungen, oder die Beysitzer von diesen Professores würden. Ein Professor Juris muß doch ordentlich, wenn er zu seinem Amte tüchtig ist, auch in jedem höhern und höchsten Justitzcollegio brauchbar seyn, da man seine Schüler nach Verlauf weniger Jahre dazu tüchtig findet: höchstens würde es nur darauf ankommen, daß er sich ein wenig practischer gewöhnte, und im Votiren gewisse Fehler ablegte, die einem Universitätslehrer vom Dociren anhängen, und die man in höheren Dicasterien das Peroriren nennet. Einige academische Lehrer würden noch mehr, sie würden die Zierde und der Ruhm des Justitzcollegii seyn, das sie hätte. Und diese Stellen würden doch auch in Absicht auf Rang und Einkünfte einiges reitzende für Professores haben, das sie wol bewegen könnte, sich auf eine entfernte wegwerfende Weise, die man auf Universitäten so gut als am Hofe verstehet, um sie zu bemühen. Kaum stelle ich mir Gesetze so kräftig und in ihrem Eigensinn anhaltend vor, daß sie, wo so viel Gelegenheit, und Versuchung, und Vorwand zur Uebertretung ist, es auf lange verhindern könnten, daß Professionen mit Justitzbedienungen verbunden werden: man wird Exceptionen machen, und über die Menge von Ausnahmen wird im zweiten Menschenalter

kein Gesetz mehr seyn. Als die jetzige Göttingische Universität gestiftet werden sollte, sind mehrere Städte in den Hannöverischen Landen im Vorschlag gewesen, diese Ausländerin zu beherbergen: hätte die Wahl Celle getroffen, so könnte es leicht seyn, daß jetzt die vorzüglichsten Lehrer des Rechtes mit in einem der dortigen Gerichte sässen, und ich zweifele, ob alsdenn die Universität geworden seyn würde, was sie jetzt ist, oder bey einer unmerklichen Veränderung werden könnte.

Ich erinnere mich Vorschläge, die im Werk gewesen sind, Stadtrath und Universität so mit einander zu verbinden, daß ein Professor Juris zugleich Burgermeister seyn sollte. Dis würde ausser dem allgemeinen, noch seinen besondern Schaden gehabt haben, weil Universität und Stadtrath selten ohne alle Streitigkeiten und Eifersucht zu seyn pflegen. Im Stadtmagistrate würde ein Burgermeister, der dabey Professor ist, verdächtig gewesen seyn, als sey er für die Universität partheyisch: in der That aber würde er, wenn man nach den gewöhnlichen Gesinnungen der Menschen urtheilen soll, für das Collegium partheyisch geworden seyn, dessen Haupt, und nicht dessen Glied er wäre, und wenn er denn zugleich im Senat der Universität Sitz und Stimme gehabt hätte, so würde entweder beständiger innerer

Streit,

Streit, oder der Verlust mancher Rechte der Universität, die Folge gewesen seyn.

Die Universitäten haben einige beständige Gerichtspersonen, einen Syndicus und Secretarius, auch wol noch auffer diesen einen Quästor nöthig: es kann sich zutragen, daß man, um eine Besoldung zu ersparen, diese Aemter Professoren aufträgt, oder daß der, der sie verwaltet, gern zugleich Professor seyn wollte. Allein auch dieses wird nachtheilig seyn: vielleicht litte das Amt des Lehrers weniger dabey, als die eigentlichen Geschäfte des Gerichts, und die Unpartheylichkeit. Wenigstens ist es doch eine Versuchung, wenn die beständige Gerichtsperson den einen als Zuhörer kennet und liebet, und den andern nicht. Doch davon habe ich unten mehr zu sagen, wenn ich an die Verwaltung der Justiz komme: hier thue ich blos vorläufig den Wunsch, daß der Syndicus und Secretarius der Universität nicht zugleich Professores, ja nicht einmahl Privatdocenten, sondern blose Gerichtspersonen seyn, und als solche, wie es die Justiz wol verdienet, hinlänglich besoldet werden möchten, welches denn auch auf den meisten Universitäten wirklich geschiehet.

Mich dünkt, ich habe auf einigen Universitäten wahrgenommen, daß die Professores Juris weniger

Lust zu Nebenämtern gehabt haben, als die Geistlichen. Vielleicht kommt es daher, daß die juristischen Profeßionen reichlicher dotirt waren als die theologischen; oder daß die Juristen, die zugleich im Spruchscollegio der Facultät sitzen, ihre Zeit fast eben so einträglich zu Responsis anwenden können, als sie ihnen bey Uebernehmung eines zweiten Amtes seyn würde: oder, daß die Stunden des Tages, die zu gerichtlichen Handlungen am meisten angewandt werden, die bequemsten zu Collegiis sind, und ihre Collegia ihnen mehr einbringen, als ein Nebenamt thun kann; welches sich bey Theologen anders verhält, denn die hoffen vielleicht, ohne daß eine Arbeit der andern Eintrag thun solle, in der Woche zu lesen, und am Sonntage zu predigen.

Das juristische Spruchscollegium selbst, die Privatresponsa, die mancher berühmte Lehrer des Rechts giebt, und die Anfragen des Landesherren oder seiner Geheimden Rathsstube an den Professor des Staatsrechts, zähle ich gar nicht unter die Arbeiten, welche die Brauchbarkeit des Professors mindern: sondern ich trete dem gewöhnlichen Urtheil vollkommen bey, daß sie viel beytragen, ihn noch brauchbarer und practischer zu machen. Er kann sie eben so gut übernehmen, als ein anderer seine überflüssige Zeit anwendet, Bücher zu schreiben.

Gegen die mediciniſche Praxis der Profeſſoren, ſonderlich derer, die die practiſchen Theile der Medicin vortragen, iſt nichts einzuwenden, und es wäre vielmehr ein Schade, wenn die ſämmtlichen Profeſſores der Medicin zu theoretiſch ſeyn, und ſich von der Praxis entfernen wollten. Werden ſie von Auswärtigen weit und breit conſulirt, ſo giebt dis der Univerſität einen Glanz, und bereichert die Kenntniß des Profeſſors mit Krankheits- und Heilungsgeſchichten. Nur in dem Fall geräth die Praxis eines Profeſſors mit ſeinen Amtspflichten in Widerſpruch, wenn er ihrentwegen häufig auf das Land verreiſet, und alsdenn Tage oder Wochen lang die Collegia ausſetzet. Wenn das geſchiehet, ſo werden die Collegia in die Länge gezogen, und wol, was in einem halben Jahr geendiget werden ſollte, kaum in anderthalb Jahren zu Ende gebracht: und zuletzt müſſen ſich die Zuhörer wol das Collegium des zu oft ausſetzenden Profeſſors, (etwan ſein an Geheimniſſen reich ſeyn ſollendes Practicum) als ein Buch abſchreiben. Daß dieſes für Studirende, denen ihr Aufenthalt auf der Univerſität koſtbar iſt, ein groſſer Schade, und zugleich eine Ungerechtigkeit ſey, braucht wol keines Beweiſes: auch wird der Zweck der Univerſitäten ganz verfehlt, wenn man anſtatt Collegia zu hören, ſie abſchreibt; wäre dis

genug, so dürfte das Collegium nur gedruckt wer-
den, und denn könnte es jeder zu Hause durchlesen.
Vielleicht ist diese Versäumniß des academischen
Amtes selbst für den Professor ein Schade, der,
wenn er seine Collegia unausgesetzt abgewartet hätte,
mehr damit verdient haben würde, als mit der
Landpraxis: verhielte sich dis aber auch anders,
so scheint es doch unrecht zu seyn, sich als Professor
besolden lassen, und dabey sein Amt versäumen;
denn den Arzt des reichen benachbarten Adels, oder
der in einer noch grössern Entfernung liegenden
Städte, soll vermuthlich die Universitätscasse nicht
besolden. Indessen ist schwer zu rathen, wie man es
hindern soll, wenn ein Professor der Medicin auf
diesen Fehler verfällt. Bey dem überaus berühmten
Manne, dessen bloser Nahme der Universität schon
mehr werth ist, als die Besoldung beträgt, würde
man es sehr wol übersehen können: allein bey ihnen,
bey einem Hoffmann, oder Boerhave, pflegt der
Fall nicht so leicht einzutreten, als bey denen, die
nur erst auf dem Wege zur grossen mediciniſchen
Celebrität sind. Jene befragt man schriftlich, und
nur wenige werden es wagen, ihnen eine Reise
anmuthend zu seyn: wenn sie einmahl zu Königen
oder grossen Herren gerufen werden, so geschiehet
dis zu selten, als daß es der Universität schaden

könnte,

könnte, und es hilft vielmehr ihren Ruhm ausbreiten: auch müssen die Obern vorher ihre Erlaubniß zur Reise geben: wer hingegen über seine Landpraxis das Amt eines Lehrers versäumet, der thut es Jahr aus Jahr ein, und fragt niemanden um Erlaubniß. Sollte es nicht höchstbillig seyn, wenn ein Professor dis thut, und wegen öftern Aussetzens das halbjährige Collegium erst in anderthalb Jahren endiget, daß die Universitätsgesetze den Zuhörer von Bezahlung des Collegii lossprechen? oder, wenn sie noch gütig seyn wollen, verordnen, daß die anderthalb Jahre nur als ein halbes Jahr bezahlt werden? zum wenigsten würde doch kein Juriste, der wegen öftern Aussetzens die Institutionen erst in anderthalb Jahren endigte, sich in den Sinn kommen lassen, die Bezahlung für drey Collegia zu fodern! Vermuthlich würde ein solch Gesetz den allzugrossen Eifer, seinem kranken Nebenmenschen auf dem Lande zu dienen, mit der Treue gegen die, denen man Unterricht schuldig ist, in ein nützliches Gleichgewicht bringen.

Die philosophische Facultät hat die wenigste Versuchung, sich durch Nebenämter von ihrer Pflicht zu zerstreuen. Bisweilen bemühet sich der Rector der Stadtschule, in ihr eine Stelle zu erhalten: und eigentlich ist es denn für die Schule das grösseste

Unglück, wenn es ihm glücket: aber umgekehrt sucht selten der Philosophe ein Amt darneben, er müßte denn etwan zugleich ein Theologe seyn, und seine Absicht auf eine Predigerstelle gerichtet haben. Die Ursache fällt in die Augen: für Philosophen, für Kenner der Natur, und Mathematiker, für Geschichtkundige und Philologen, sind in wenigen Städten Aemter vorhanden.

Doch ich muß, nicht so wol um der Universitäten selbst, als um der Schulen willen, noch etwas mehr von dem Fall reden, da der Rector Professor, und zwar gemeiniglich Professor der Philosophie, zu werden sucht. Wo man vorsichtig ist, hütet man sich, ihn nicht dazu zu machen, es wäre denn, mit der Absicht, ihn mit der Zeit ganz von der Schule wegzunehmen. Mich dünkt, ich habe einmahl wo gelesen, daß der Leipziger Rath nicht habe zugeben wollen, das Rectorat an der Thomasschule mit einer Profession zu verbinden, und daß er so strenge darüber gehalten habe, selbst Gesnern lieber von Leipzig wegziehen zu lassen, als eine Ausnahme von dem Gesetze zu machen. Sollte ich mich irren, (denn ich weiß mich wirklich nicht genau genug zu entsinnen, wo ich die Nachricht gehöret oder gelesen habe,) so ist die Sache doch werth, rar zu seyn. Und wenigstens hat man in Halle nicht daran gedacht,

beide

beide Aemter zu vereinigen, ob man gleich vor kurzen einen Rector des Gymnasii besaß, den eine andere Universität würdig fand, ihn zum Professor zu berufen, und den der grössere Theil von Deutschland als Schriftsteller hoch schätzete. In der That glaube ich, ein Rector soll nicht Professor seyn, nicht Professor heissen, ja auch nicht einmahl als Privatdocente Collegia lesen: sondern der Stadtmagistrat, oder wer sonst Patronus der Schule ist, soll ihm die Bedingung machen, daß er abdancke, so bald er den Studenten Collegia lesen, oder einen academischen Titel haben will. Die Schule erfodert so sehr den ganzen Mann, daß sie gewiß leiden wird, wenn der Mann sich theilen, und zugleich ein Lehrer auf der Universität seyn will. Hierzu kommen noch eine Menge besonderer Umstände, die sich in der Einrichtung der meisten Schulen finden, und die Verbindung verbieten. Der Rector soll Privatstunden halten: wird er das fleißig genug und mit gehörigem Eifer thun, wenn er Studenten Collegia lesen darf, und diese ihn anhörenswerth finden? Die Privatstunden sollen wohlfeil seyn, und ihren gesetzten Preis auf den Schulen haben: setzt er sich einmahl in den Kopf, Collegia zu lesen, die mehr einbringen könnten, so ist schon die nahe Gefahr, daß er den Preis der Privatstunden, die

er doch nur als Verleugnung und das pis-aller ansiehet, erhöhet. Wenn auch seine Collegia selten und sparsam besetzt würden, so rechnet er schon nicht nach dem, was er aus ihnen löset, sondern er hört zu, wie hoch sich etwan andere Professores ihre Privatissima bezahlen lassen, (d. i. Arbeiten, zu denen sie gar nicht verpflichtet sind) er rechnet die Möglichkeit, daß ihm ein Collegium auch so viel einbrächte, und darnach taxirt er nun die Privatstunden in der Schule, welche wohlfeiler zu halten er angenommen und besoldet ist. Sollte ein solcher Mann die Gelehrsamkeit besitzen, die ihm Applausum erwerben könnte, also gerade in dem Fall seyn, der Schule nützlich werden zu können, wie unerträglich würde er seine Privatstunden noch steigern? Ueberdas ist es der Fehler so mancher Schulleute, daß sie mit Versäumung der Schulsachen gern academische Wissenschafen, etwan die weniger Mühe kostende Philosophie, treiben, und auch im Vortrage academisch seyn wollen; beides zum Schaden der Schüler: zu dieser Thorheit ist für sie keine stärkere Versuchung, als gerade der gefährliche Titel, Professor. Man mache aus dem Schulmann, was man will, man gebe ihm Titel, wie er es selbst beliebet, von Rath, und allem, was vor dem Rath stehen soll, so wird es ihn sonst ein wenig

eitel,

eitel, auch wol einmahl in einer Gesellschaft lächerlich machen: aber auf das Innere seines Unterrichts hat es den Einfluß nicht, als das einmahl ihm so gros klingende Wort, Professor. Ich will von dem Umgange des Schullehrers mit Studenten, die seine Zuhörer würden, nicht einmahl sagen, der für die Schüler, die noch unter anderer Aufsicht gehalten werden müssen, von Folgen seyn kann, wenn sie selbst dadurch mit den Studenten in Bekanntschaft gerathen, und denn mehr Freyheit verlangen, als ihnen nach ihren Jahren gebührt. Ich glaube nur, wer der Schule oder dem Gymnasio wohl will, und die Aufsicht oder Patronat darüber hat, muß nicht leiden, daß Rector, Conrector, oder wer es sonst ist, Professor werde, und Collegia lese: und der Vorsteher der Universität soll ihm dis wol nehmen, und sich darüber freuen, weil auch der Universität daran gelegen ist, daß Schule oder Gymnasium eben der Stadt blühend sind. Zum Professor Eloquentiä wird man doch vermuthlich den Rector, wenn er auch der geschickteste, wenn er Cellarius oder Gesner wäre, nicht gebrauchen können, so lange er Rector ist, ohne gerade den Wissenschaften, deren Flor auf Universitäten man so sehr zu wünschen hat, Schaden zu thun. Ein Vorurtheil, das nicht leicht zu überwinden ist, würde

über

über die classische Gelehrsamkeit, und die Kenntniß der Schönheiten des Alterthums, einen gewissen unangenehmen Schatten werfen, wenn man sie bey dem lernen sollte, der noch zu eben der Zeit Lehrer einer Schule ist: und es müßte eine sehr glückliche Ausnahme von der Regel seyn, wenn die gesunde Vernunft allgemein über das Vorurtheil siegete, und diese in der That schönen Wissenschaften durch ihn auf der Universität blühend und auch bey der vornehmen Jugend beliebt würden.

Dieses Amt ist das einzige, so nicht allein mit keiner Professorstelle verknüpft, sondern auch nie einem Privatdocenten anvertrauet werden muß, wenn man anders die Schule lieb hat. Wenn hingegen die Prediger in der Stadt, wenn Beysitzer von höhern oder niedern Justitzcollegiis, oder die Stadtärtzte, zugleich als Graduirte Collegia lesen, so ist dis der Universität nicht allein unschädlich, sondern in mancher Absicht auch nützlich: nur müssen sie nicht Professores werden. Der Unterscheid fällt vermuthlich ohne mein Erinnern in die Augen. Werden diese Männer Professores, so entziehen sie der Universität Besoldungen, welche angewandt werden sollten, dem academischen Lehramt allein sich widmende Männer zu salariren: sie nehmen die Professorstellen ein, die einen eigenen Mann erfo-

derten:

derten: sie kommen in den Senat der Universität, und votiren, da sie wol wegen ihres andern Amtes ein der Universität entgegen stehendes Interesse haben. Alles dis hingegen thun sie nicht, wenn sie als Privatdocenten Unterricht ertheilen: und da dieses etwas blos freywilliges ist, und ihre eigene Inclination sie treibt, Collegia zu lesen, so ist wahrscheinlich, daß sie es auch mit dem nöthigen Eifer und Fleiß thun werden; geschiehet das nicht, setzen sie öfters aus, oder lesen ohne hinlängliche Vorbereitung, so werden ihre Collegia unbesetzt bleiben, ohne daß die Universität Schaden davon hätte. Diese verliert nicht bey ihnen, wenn sie schlecht, sie gewinnet aber, wenn sie gut sind.

§. 67.

Die Anzahl der Professoren muß weder zu klein, noch zu übertrieben groß seyn, sondern in einer gewissen Mittelmäßigkeit bleiben, wenn man die Universität recht blühend sehen will.

Daß sie nicht zu geringe seyn dürfe, davon wird man mir den Beweis vermuthlich schenken. Jede Wissenschaft, die auf Universitäten gelehrt werden soll, muß besetzt, und noch über das eigentlich Nöthige so viel Ueberfluß seyn, daß eine Nacheiferung erhalten, und niemand sich darauf verlassen

kann,

kann, er sey der einzige, der in seiner Disciplin lese, und man müsse ihn wol hören, er möge nun auch so schlecht lesen als er wolle. Wie diese Nacheiferung erhalten werde, habe ich zum Theil schon oben gesagt: das meiste dazu trägt das Recht bey, das jeder Professor haben muß, alle zu seiner Facultät gehörige Collegia zu lesen, wenn sie auch gleich nicht in seine specielle Profession einschlagen sollten: läßt man die Freyheit der Privatdocenten ungekränkt, so ist dis das zweite, das natürlichste und beständigste Mittel die Nacheiferung zu erhalten, welches zugleich den Vortheil hat, gar keine Unkosten zu erfodern: endlich tragen auch die Professores Extraordinarii, die man zuziehet, obgleich noch eigentlich keine Profession erlediget ist, das Ihrige dazu bey; und wenn der Professor, dem ein gewisser Theil der Gelehrsamkeit zu lehren aufgetragen ist, entweder zu späte untüchtig dazu befunden wird, oder nicht den nöthigen Fleiß anwendet, z. E. wenn das einträfe, was ich oben von Professoren der Medicin gesagt habe, die über die Landpraxis ihre Collegia aussetzen, oder sonst ein Professor zu wenig, zu unfleißig, zu unpräparirt läse, und keiner von seinen Collegen oder den Privatdocenten ersetzte die Lücke von selbst, so wird es freilich nöthig, noch einen berühmten Mann in eben dem Fache zu berufen.

Auf

Auf der andern Seite muß man aber auch wissen, daß es möglich ist, des guten zu viel zu thun, und die Anzahl der Professoren zum Schaden der Universität zu sehr zu vermehren. Wollten die überflüßigen Professores umsonst dienen, oder wäre die Casse so unerschöpflich, daß sie alle reichlich besoldet werden können, so kann doch blos ihre allzugrosse Zahl den Nutzen der Universität, und den Beyfall, den sie bey Auswärtigen findet, vermindern; und vielleicht bekäme sie mehr Lernende, wenn sie weniger Professores hätte. Der Satz ist zwar der Erfahrung gemäß, (denn man denke nur zurück, wie viel die Universitäten, die vor 50 Jahren so frequent waren, gerade in den Facultäten Professores hatten, in denen sie die meisten Lernenden zählten) aber doch so paradox, daß ich die Ursachen dieser sonderbaren Erscheinung vorlegen muß. Nur will ich zum voraus erinnern, daß ich nicht überall einerley Anzahl von Professoren vest zu setzen verlange. Sie kann, oder muß, nach verschiedenen Umständen verschieden seyn: wenn z. E. zwey Wissenschaften gemeiniglich mit einander verbunden zu seyn pflegen, es fügt sich aber, daß der jetzige Professor nur eine von beiden verstehet, so ist freilich die Folge, daß man für die andere, die er nicht lehren kann, noch einen eigenen Professor bestellen muß: oder wenn in einer

Facultät, die an vier Professoren genug hätte, nur hundert Lernende wären, so würde der Schade für die Universität überaus gros seyn, wenn man sechs oder gar acht Lehrer bestellen wollte; sind hingegen der Lernenden 500 oder 1000, so wird dieser Ueberfluß an Lehrern zwar nicht nützlich, aber doch in geringerem Grad schädlich seyn: denn er wird die Lehrer der Facultät nicht hindern, berühmt, sondern nur so berühmt zu werden, als sie zum Ruhm der Universität selbst hätten werden können, falls ihrer nur vier gewesen wären.

Wo eine übermäßige Anzahl von Professoren ist, die noch dazu insgesammt gelehrte Männer, und keiner ganz ohne Applausu seyn, sondern die wenigen Studenten ziemlich gleich unter sich theilen sollen, da wird selten Einer unter ihnen berühmt genug werden, der Universität viel auswärtige Mitbürger herbey zu ziehen. Er kann den grossen Applausum nicht erhalten, der auswärtig ein Aufsehen macht, und soll er berühmt werden, so muß es nur durch Schriften geschehen, und er wird es nicht eigentlich als Docent. Allein selbst diesen Ruhm eines Authors zu erlangen, wird ihm dadurch schwerer, weil er weniger Zuhörer hat: denn der Verleger bedenkt sich schon mehr, ein Buch von ihm zu übernehmen, als wenn eine grössere Anzahl von

Zu-

Zuhörern gleichsam zum voraus vor den guten Abgang Bürge wird. Zehn noch so gründliche Professores, deren Vortrag auch untadelhaft seyn mag, die aber nur das Unglück haben, nicht berühmt genug zu seyn, locken wol nicht so viel aus der Fremde an, als Ein recht sehr berühmter, oder um dis durch Nahmen von Verstorbenen deutlicher auszudrücken, als ein einziger Gundling, oder Böhmer, oder Buddäus, oder Wolf, so lange er noch in Marpurg war, und nicht bey seiner Rückkehr nach Halle durch zu viel Docenten in eben dem Fach verdunckelt ward. Die Celebrität der Universität hänget von dem Ruhm ihrer Professoren ab: will man jene im hohen Grad erhalten, so muß man dieser ihre Zahl nicht so vermehren, daß es ihnen menschlicher Weise unmöglich wird, die grosse Celebrität zu erlangen. Ich will die Sache in einem erdichteten Beyspiel vorstellen, wo mir niemand die Folgen ableugnen wird, um es nachher auf wirkliche Vorfälle anzuwenden.

Gesetzt, man beriefe auf eine Universität, wo etwan alle halbe Jahr funfzig die Historie hören wollen, fünf gleich geschickte Professoren der Geschichte, und zwar nicht in verschiedenen Fächern, sondern daß sie alle einerley lesen sollen: ist es wahrscheinlich, daß einer unter ihnen als Docent

berühmt, und den Auswärtigen bekannt werden wird? Gewiß nicht! es müßte denn seyn, daß wider das, was ich angenommen habe, vier, oder wenigstens drey unter ihnen so schlecht sind, mit dem Einen gar nicht verglichen werden zu können. Dis wäre in der That noch die glücklichste Wahl, wenn sie so untauglich wären, daß sie ihr Salarium ganz umsonst verzehrten, denn so thäten sie doch wenigstens keinen Schaden: allein dis ist bey den vielen Künsten, die Professores anwenden, Applausum zu erhalten, kaum möglich, und vermuthlich werden sie doch sein Auditorium leer erhalten helfen. - - - Oder ein anderer Fall! Man nehme bey gleicher Zahl der Lehrbegierigen fünf Professores Eloquentiä an: würden sie nicht bey aller möglichen Geschicklichkeit den Auswärtigen unbekannt bleiben, oder ihnen doch nur als mittelmäßig vorkommen? der Verleger würde dabey so wol dem einen als dem andern seine belebende Influenz zum Wachsthum der Bücher versagen, weil er bey der grossen Theilung der Zuhörer zu wenig Hoffnung hätte, sie los zu werden: gesetzt aber, zum guten Glück würde Einer als Author bekannt, so würde man ihn doch nur vor einen mittelmäßigen Docenten halten, folglich seine Schriften lesen, ohne eben seinetwegen eine entlegene Universität zu besuchen. Ich will

nun

nun setzen, alle diese fünf Professores sind völlig zu ihrem Amt geschickt, sie haben jeder für sich die Gabe, ihre Wissenschaft in die Höhe zu bringen, und zu beleben, sie sind sich nur einander zu gleich, und balanciren einander zu sehr, als daß einer die übrigen vier unbrauchbar und stumm machen könnte: wie wenn denn eine wohlthätige Pest unter sie käme, und nähme die vier überflüßigen Professoren der Geschichte oder der Beredtsamkeit ab, und ihre Stellen blieben unbesetzt? Nicht wahr? nun würde der Eine berühmt werden können? Er würde Collegia, so vorhin kaum möglich war, zu Stande bringen? Die 50 Zuhörer, denen er seine Wissenschaft lebhaft und interessant vortrüge, weil er durch den Beyfall ermuntert wird, würden andern den Nutzen erzählen, den sie aus seinen Collegiis haben, und sie erst pro hospite mit hinein nehmen? Diese würden selbst sehen, daß auch für sie etwas zu lernen sey, und vielleicht hätte er künftig 100 oder 150 Zuhörer, an statt der 50, in die er sich vorhin mit seinen vier Collegen theilen mußte? Der Verleger bekäme denn Lust, etwas zu drucken, dadurch der Professor sich der Welt auch auswärtig zeigen könnte? Man hörte überall von seiner Geschicklichkeit und Applausu, und läse auswärtig seine Schriften? und nun kämen um seinetwillen solche auch auf die Universität, sollte

es auch anfänglich nur auf ein halbes Jahr seyn, um ihn zu hören, die sie sonst nicht besucht haben würden? sie fänden die Universität auch in andern Fächern wohl besetzt, und erzählten das Rühmliche von ihm und von ihr bey der Zurückkunft in ihr Vaterland? Nicht wahr? nun ist doch Ein Gelehrter Mann mehr werth, als er und vier seines gleichen zusammen? und er war unnütz, da er jene an der Seite hatte? Nur in dem einen Fall konnte er, wiewohl weniger als jetzt, zum Ruhm der Universität beytragen, wenn er, es sey in Wissenschaft oder Vortrage, genug vor seinen Mitarbeitern zum voraus hatte, sie beynahe müssig und unbrauchbar zu machen, und etwan höchstens durch die Aemulation mit Einem unter ihnen, der ihm am nächsten kam, genöthiget ward, sich mehr hervor zu thun, als geschehen seyn würde, wenn er ganz allein gewesen wäre. Wiewohl, diese Aemulation zu erhalten, war nicht einmahl ein zweiter Professor in eben der Wissenschaft nöthig, sondern andere Professores, die von freyen Stücken dieselben Collegia lasen, oder Privatdocenten, waren hinlänglich, sie zu unterhalten.

Nun pflegt es zwar nicht leicht zu geschehen, daß man gerade diese Wissenschaften dergestalt mit Professoren überhäuft: und eben deswegen habe ich sie

zum

zum gedichteten Beyspiel gewählt. Allein die Sache bleibt einerley, wenn dasselbe in den obern Facultäten geschiehet. Z. E. Drey Theologen sind, wenn man sie gut wählet, hinlänglich, den ganzen Umfang der theologischen Wissenschaften so vorzutragen, daß doch kein Hauptcollegium von Einem allein gelesen wird, sondern die Studirenden eine Auswahl unter den Lehrern behalten: und in der unangenehmen Vermuthung, daß man bey Besetzung einer unter drey Stellen unglücklich gewählt haben könnte, will ich es für rathsam annehmen, daß ihrer vier sind. Zum wenigsten zeigt die bisherige Erfahrung, daß, wo die grösseste Frequenz der Lernenden in der Theologie gewesen, und wol fast bis tausend gestiegen ist, diese Anzahl wirklich arbeitender, und wahre theologica lesender Professoren, hinlänglich gehalten und befunden ist: hatte man mehrere, so war etwan einer darunter, der wegen anderer Aemter die Profeßion nur zu seiner Nebenarbeit machte, oder der eigentlich nicht theologica, sondern morgenländische Sprachen las. Die grosse Anzahl der Studirenden erfoderte auch keine Vermehrung der Lehrenden: denn dadurch, daß einige hundert in eben dem Lehrsaal zuhören, lernen sie nicht weniger, als wenn ihrer nur zehn wären; das Tausendtheil des Schalles, das ihr Ohr trift,

ist vollkommen so lehrreich, als das Zehnttheil, oder das Ganze. Gesetzt aber, man überschritte diese Zahl der Lehrer, so wäre es auf der Universität, wo die Lernenden so zahlreich sind, ein unnützer Ueberfluß und Geldverlust; auf einer minder zahlreichen aber, z. E. wenn der Lernenden in der Facultät nur hundert oder noch geringer seyn sollten, würde kräftig genug vorgebauet seyn, daß keiner unter den Lehrern die Celebrität erlangen kann, die er vielleicht sonst erlanget haben würde. Eben dis gilt auch bey der Juristen-Facultät, nur mit dem Unterscheid, daß vier oder fünf Professores nothwendig erfodert werden, wenn alle Theile der Jurisprudenz besetzt seyn sollen, ferner daß wegen der Arbeit im Spruchscollegio noch wol ein Professor mehr nöthig ist, indem bisweilen der Ordinarius mit dieser Arbeit so beschäftiget ist, daß er nicht viel Zeit zu Collegiis übrig behält, und daß bey stärkerer Anzahl der Lernenden auch mehr Elaboratoria gehalten werden müssen, also in dieser Absicht ein oder gar zwey Lehrer mehr nöthig werden können, wenn die Frequenz der Studirenden sehr groß ist. Hier können also freilich mehr Professores seyn, als in der theologischen: allein wenn die Vermehrung ein gewisses Maaß überschreitet, so wird sie ebenfalls schädlich werden: und bey einer

gemäs-

gemäßigten Anzahl von Professoren, die grosse Männer sind, wird die Juristen-Facultät vorzüglich blühen können, wovon Halle im Anfang dieses Jahrhunderts ein grosses Beyspiel gab. Bey der medicinischen Facultät versteht es sich ohnehin, daß eine übermäßige Vermehrung der Lehrer sie in Abnahme bringen könnte, weil die Anzahl der Lernenden die kleinste ist, und selten auf hundert steiget.(*) Der Schade, der aus dem unnöthigen Ueberfluß an Professoren entstehet, ist bey einer schwachen Universität ungleich grösser, als bey einer zahlrei-

 chen:

(*) Wenn man bey dieser Facultät sich Erfahrungen sammlen wollte, ob sie unter den und den Fällen zugenommen, oder abgenommen hat, oder sich gleich geblieben ist: so muß man nicht blos auf die Anzahl der Studirenden sehen, (denn es wäre möglich, daß funfzig Studiosi Medicinä, die eine Universität beziehen, um etwas vorzügliches zu lernen, das sie anderwärts nicht finden können, wirklich mehr wären, als hundert, die nur gern aus Feldscherern oder Apothekern, ohne sich hinlänglich zuzubereiten, Medici und Doctores werden wollten, und gern die gütigste Universität suchen) sondern noch, erstlich auf ihre Qualität, und ob etwan ein zu grosser Theil unter ihnen aus solchen bestehet, als eben beschrieben sind; ferner auf den auswärtigen Ruf, nicht dieses und jenen einzelnen Lehrers, sondern der ganzen medicinischen Facultät, und dessen, was auf der Universität in der Medicin zu lernen sey? und endlich,

chen: erträglich, wo eine Facultät 500 oder 1000, und unerträglich, wo sie 100, oder 50, oder noch weniger Lernende hat.

Der bisher beschriebene Verlust betrift eigentlich nur den Ruhm und die Frequenz der Universität: ob, wenn die Vermehrung zu einem noch grösseren Grad fortgesetzt würde, nicht auch zuletzt das Reelle und der Unterricht dabey leiden würde, wage ich zwar aus Mangel deutlicher Erfahrungen nicht mit Gewißheit zu bestimmen, allein ich darf die Gründe, die um nicht blos nach dem Ruf zu urtheilen, auf die Beschaffenheit der Inauguraldissertationen, und ob sie ihre alte vorzügliche Güte behalten. Ich rede aber eigentlich von denen, deren wahre Verfasser die Candidaten selbst sind. Dis ist ohngefähr der Maasstab, nach welchem man die Zu- und Abnahme einer mediciniſchen Facultät beurtheilen kann: gebraucht man den, so darf ich wol kaum fürchten, daß man mir Erfahrungen von Universitäten entgegen setzen wird, deren mediciniſche Facultät bey unproportionirter Vermehrung der Lehrer gleich blühend geblieben ist; gebraucht man ihn aber nicht, so werde ich so fern Unrecht behalten, daß man mir Beyspiele der übermässigen Vermehrung zeigen könnte, wo die Anzahl derer, die Medicin studiren, noch so ziemlich einerley bleibt. An das Zunehmen wird wol schwerlich zu denken seyn: einen Einwurf von der Art erwarte ich nicht, brauche ihn also auch nicht zu beantworten.

die mich es fürchten lassen, anzeigen. Gemeiniglich hat doch jeder Professor die Mittel, einige Zuhörer zu erlangen: würde nun die Anzahl der Professoren gar zu sehr vermehret, so müßten sich die Zuhörer zuletzt so sehr theilen, daß zwar noch allenfalls die Brodtcollegia, nicht aber die zur höhern Gelehrsamkeit gerechneten, die der grosse Haufe der Studirenden für entbehrlich ansiehet, besetzt werden, und also diese nach und nach absterben dürften. Mit der Zeit möchten die Lehrer auch vermuthlich aufhören, den Fleiß auf die Collegia zu wenden, zu dem ein volles Auditorium ermuntert, und den man in der That bey den sogenannten Privatissimis nur selten wahrnimmt: oder die Professores, denen nun einmahl an schlecht besetzten Collegiis wenig gelegen ist, möchten sich gewöhnen, nach und nach weniger zu lesen, und weiter nichts als ihre Pflicht zu thun: und denn würden achtzig Professores vielleicht nicht so viel, oder doch nicht mehr lesen, als auf einer guten und fleissigen Universität 25 bis 30, bis zuletzt gar das Professorat eine Bedienung sine cura, ein gutes Canonicat würde. Vorwand genug würden sie dazu haben, da sie nicht schuldig seyn können, die Privata (denn von dem einzigen Publico, das jedem oblieget, rede ich jetzt nicht) einer jeden noch so geringen Anzahl zu lesen: wenn nun der Eigennutz

so

so wol als die Ehre aufhörte, dabey interessirt zu seyn, daß sie Collegia zu Stande bringen, so würden sie vermuthlich lernen, es sich bequemer zu machen: und auf die Art würde der anfängliche Ueberfluß, der vielleicht zehn oder zwanzig Jahre daurete, die Ursache eines künftigen Mangels werden. Dieser würde freilich langsam entstehen; ist er aber einmahl eingetreten, und sind Professores gewohnt geworden, wenig zu lesen, so wird er auch alsdenn fast durch kein Mittel wider zu heben seyn. Denn die Gemächlichkeit, an die man sich einmahl gewöhnt hat, gefällt zu sehr, und wird zur Natur: und je mehr man, um dem Mangel abzuhelfen, neue Professores hinberiefe, desto mehr würde man nur die Quelle des Uebels verstärken.

Wem dis unbegreiflich vorkommt, der erläutere es sich durch das Beyspiel der ganz schwachen Universitäten, die noch unter hundert Studenten, und vielleicht in der medicinischen Facultät so viel Lehrer als Lernende haben. Wie wenig Collegia, ausser den eigentlichen Brodtcollegiis, pflegen auf ihnen zu hören zu seyn? und das, nicht weil es an Professoren, sondern an Zuhörern fehlt? und wie oft findet man auf ihnen Professores, die ihre Besoldung ohne Arbeit nehmen, weil der Mangel der Zuhörer sie auf eine Art, dawider sich nichts einwenden,

wenden läßt, dispensirt hat? Hier ist denn doch die unrechte Proportion der Lehrer und Lernenden an dem Uebel schuld; und dieser oder jener vorzüglich geschickte Mann, der sich auf ihnen befindet, würde sehr brauchbar werden, wenn er in seinem Fache allein wäre, und die wenigen Zuhörer nicht mit etlichen Collegen theilen dürfte: es mag so gar seyn, daß man beynahe die ganze Disciplin bey ihm vollständiger hören könnte, als jetzt getheilt bey der ganzen Facultät. Wenn nun aber eben diese Disproportion auch auf einer etwas zahlreichern Universität sehr groß würde, sollte sie nicht mit der Zeit eine ähnliche Wirkung, wiewohl, ich gestehe es, in geringerem Grad hervorbringen? Gesetzt, eine grosse Universität von 1500 oder 2000 Studenten hätte einen entbehrlichen und übertriebenen Ueberfluß an Professoren, (ich will zum Beyspiel nur die runde Zahl, funfzig, wählen) so würde es ihr den Schaden freilich nicht thun, von dem ich jetzt rede: aber wiederum gesetzt, eine schwächere, die etwan 500 Studenten zählte, ahmte ihr in der Zahl der Lehrer nach; so sollte man denken, sie würde hierdurch ihre Lehrer mit der Zeit fast in eben die Umstände bringen, in denen 15 Professores auf einer Universität von 150 Studenten sind, und es würden ähnliche Folgen entstehen. Ich glaube, es

wird

wird noch ein Unterscheid bleiben, darum rede ich auch nur von ähnlichen, und nicht von vollkommen gleichen Folgen: aber auch diese wären schon unangenehm genug.

Einen Einfluß der übertriebenen Anzahl der Professoren in die Universitätsdisciplin werden vielleicht die bemerken, die Gelegenheit haben, mehrere Universitäten gegen einander zu halten: denn sie werden gewahr geworden seyn, daß bisweilen auf einer Universität, auf welche die grösseste Sorgfalt gewandt wird, und die sonst fast alle günstige Umstände zu Erhaltung der besten Disciplin beysammen hat, diese doch schlechter ist, als auf andern. Man könnte dis unter die Räthsel der Universitäten rechnen, und in der That wissen bisweilen weder die Obern, noch die Professores selbst, woher es kommt, daß die, freilich ein wenig zweideutige und oft critisirte Einrichtung, welche die Lehrer zugleich zu Richtern ihrer Zuhörer macht, doch auf der einen Universität einen ganz andern Einfluß in Disciplin und Justitz hat, als auf der andern. Sollte nicht vielleicht auch hier die übertriebene Anzahl der Lehrer eine mitwirkende Ursache seyn können? Wir wollen einmahl die Frage blos a priore untersuchen, ohne an irgend eine wirklich vorhandene Universität zu denken.

So lange noch Fleiß auf der Universität herrschet, will doch jeder Professor gern Applausum haben: freilich, wenige können ihn auf einer allzustark besetzten Universität erlangen, weil aber doch die Studenten einmahl die Vergeber dieser Wohlthat sind, so werden ihnen fast alle Professores, vielleicht - -, vielleicht aber auch nicht, - - mit Ausnahme derer, die sich auf vorzügliche Meriten verlassen können, sehr subaltern. Da nun die Professores die einzigen Richter der Studirenden, und wechselsweise Rectores oder Prorectores sind, wird man die Folgen einer solchen Dependenz leicht überrechnen können. Die Regierungsform der Universitäten hat überhaupt viel bedenkliches, und giebt Gelegenheit zur Partheylichkeit für die eigenen Zuhörer: allein wenn noch, wie es billig seyn soll, einem jeden Professor am Applause gelegen ist, wenn man auf diesen von Seiten der Obern bey Austheilung der Belohnungen siehet, und denn wären etwan gegen Einen Professor nur zwanzig oder gar nur zehn Studenten auf der Universität, so wird man leicht begreifen, daß die Professores schon weniger zum Richteramt geschickt sind, als auf der Universität, die 30 oder gar 50 Studenten gegen Einen Professor hat, oder auch auf denen der Fleiß der Professoren in Abnahme, und ihnen am

Applausu wenig gelegen ist. Falls der grössere Theil der Menschen nicht eine vollkommen reine Tugend hat, so wird man nur von wenigen Professoren hoffen können, daß sie weit genug über alle Versuchungen des Eigennutzes hinaus sind, um von dem Applausu, der Ehre, Vortheil, und den Beyfall der Obern bringt, gar nicht gelenkt zu werden: und noch von wenigern, daß sie blos aus Bewustseyn, lieber möchte ich sagen, aus Stolz auf ihre Verdienste, gar nicht fürchten, daß der Lehrer bey der strengen Redlichkeit des Richters etwas von seinem Beyfall verlieren könnte.

Was ich bisher gesagt habe, trift meistentheils nur noch den Fall, da die Professores, die zu viel sind, sonst zu ihrem Amte hinlänglich geschickt sind, und nichts als der Ueberfluß des Guten zu tadeln ist. Sollte aber dieser Ueberfluß aus untauglichen Männern bestehen, die man übereilt auf Bitte oder Recommendation zu Professoren gemacht hat, und nun behalten muß: so ist klar, daß die Salarien, die sie bekommen, schlechterdings verschwendet sind; und falls sie denn doch, ungeachtet des Mangels an gründlicher Gelehrsamkeit, die Geschicklichkeit haben, sich Zuhörer zu erwerben, so ist der Schade desto grösser. Denn der Fall ist gar nicht selten, daß der unwissende Lehrer, der nur dabey ein gutes Mund-

werk

werk hat, oder gewisse Künste glücklich übet, den Beyfall des grössern Haufens desto mehr an sich ziehet, je mehr die Anfänger eine gewisse Sympathie mit ihm haben, oder er die Gabe der Unverschämtheit besitzet. Alsdenn gehet schon die wahre Gelehrsamkeit auf einer solchen Universität die ersten Schritte zum Alter und zum Grabe hinab; und wenigstens verdirbt ein grosser Theil der Studirenden auf eine Mitleiden verdienende Weise seine nur Einmahl im Leben kommende kostbare Universitätszeit, im Vertrauen auf die, die ihm Professoren gesetzt haben, und lernt Nichts, oder Worte, oder Irrthümer, anstatt daß er, wenn keine halbgelehrten Schwätzer den Nahmen der Professoren geführt hätten, den Unterricht der wahrhaftig gelehrten Männer gesucht haben würde. Seine Zurückkunft nach Hause wird eine schlechte Empfehlung für die Universität, die dis wol verdient: aber das Vaterland leidet noch mehr dabey, und eine Landesuniversität, auf der solche Professores häufig werden, kann, ungeachtet sie auch gute Professores dabey hat, ein wahrer Schade für das ganze Land werden. Es wäre nicht unmöglich, Beyspiele davon anzuführen, allein ich vermeide alles, was jemanden beleidigen kann, desto sorgfältiger, weil ich anonymisch schreibe: aber von der vergangenen Zeit dürfte ich doch wol erzählen,

daß in einem ansehnlichen und grossen Lande noch vor 20, ja vor 16 Jahren in einer fast allgemein nöthigen, und zum Besten des gemeinen Wesens unentbehrlichen Disciplin eine erstaunliche Unwissenheit herrschete, die so gar den Auswärtigen in die Augen fiel, wenn sie auch nur beyläufig in ihren Universitätsjahren diese Disciplin als eine Nebensache, und blos zur Cultur des Verstandes, gelernt hatten. Und doch hatte die Landesuniversität in eben der Disciplin, nach dem Geständniß aller Kenner, den vortreflichsten Mann, nur daß er etwas zu unbiegsam war, sich auf seinen Vortrag zu präpariren, weil er dis für überflüssig hielt, und daher nicht so ganz vollkommen fliessend und kinderleichte war. Allein die Schuld lag daran, daß dieselbe Universität noch einen sehr unwissenden Professor besaß, der eben die Disciplin lehrte, nicht mehr davon sagte, als er wußte, und als jeder schlechteste Anfänger schlafend und langsam begreifen konnte, dabey aber sich in seinen Spassen zum niedrigsten Geschmack herabließ, oder vielmehr von selbst in den Ton fiel, mit dem und mit seiner Unwissenheit der grosse Haufe eine Sympathie empfand. Darüber mußte ein ganzes Land in Einem Stücke unwissend bleiben, und erst einige Jahre nach seinem Tode fing die von ihm erstickte Wissenschaft an zu blühen.

Die

Die Obern, das muß ich billig dabey sagen, waren unschuldig, denn sie hatten ihn zu einer andern Wissenschaft gesetzt, und ihm nie aufgetragen, eine zu lehren, die er nicht so gut verstand, als ein Studente sie verstehen muß. Man sehe dis Exempel, das historisch wahr ist, für gedichtet an, so wird es doch eine wahrscheinliche Erdichtung bleiben, und den Schaden erläutern, den ein überflüssiger schlechter Professor thun kann, ob man gleich den vortreflichsten Mann neben ihm hat: und wenn das in mehreren Disciplinen geschiehet, wenn es gar endlich aus Freygebigkeit oder Uebereilung des zu viele Professores ungeprüft machenden Hofes geschiehet, wie unglücklich fährt alsdenn das Land bey seiner einheimischen hohen Schule? Wäre es nicht besser, es hätte gar keine, und schickte Geld auswärts, um doch Wissenschaften dafür zurück zu bekommen? Bisweilen gehet es gar so weit, daß die Professores, die gründliche Gelehrsamkeit, aber vielleicht nicht den Fluß des Vortrages haben, durch den halbgelehrten fast ganz ausser Activität gesetzt werden: alsdenn genießt der wahre Gelehrte seine Besoldung umsonst, und ist Supernumerarius; und Halbgelehrte, die allein die wirklichen Lehrer der Jugend sind, und allen Applausum an sich gezogen haben, machen das Reelle der Universität aus. Dis ist die gewöhnliche

Bahn der Universitäten, zu ihrem Verfall: schlechte Professores kommen neben die guten, und weil sie jünger sind, ziehen sie durch leichtern Vortrag, durch Gunst der Jugend, und durch Familiarität, alles an sich; der Geschmack für die Gelehrsamkeit verliert sich, die alten noch wahrhaftig gelehrten Professores sterben aus; noch einige Jahre erhält sich der Ruf der Universiät durch ein Vorurtheil von ihren guten Zeiten hergenommen, obgleich schon die Sache verlohren ist: in einigen Jahren verschwindet aber auch der übrig gebliebene Schein, und denn sind alle Mittel vergebens, sie wieder herzustellen, sondern es ist besser, sie eingehen zu lassen, und, wenn man will, nach 10 Jahren eine ganz neue aufzurichten. Man kann sich daher vor Bestellung schlechter Professoren kaum sorgfältig genug in Acht nehmen, und darf ja nicht denken, wenn sie nicht helfen, so schadeten sie doch nichts, indem man bey bemerktem Fehlgriff ihnen einen bessern an die Seite setzen könne. Ist man bey der Wahl der Professoren nicht sehr scrupuleux, macht man Experimente, oder aus Gefälligkeit und Gutheit nur erst einige untüchtige Professores, die sehr bitten können oder sehr starke Recommendationen haben, und will, wenn das Experiment mislinget, dadurch helfen, daß man andere bessere Professores beruft und neben

jene

jene setzt: so ist dis schon der Anfang zum Verfall. Beide äussersten Abwege sollen zwar vermieden werden: allein der Curator sorget doch besser für seine Universität, und wird sie sicherer im Flor erhalten, der zu viel Bedenklichkeiten hat, ehe er jemand zum Professor macht, und darüber vielleicht einmahl einen brauchbaren Mann verliert, als der, welcher sich übereilt, solche zu Professoren zu machen, die er künftig wird wegwünschen müssen. Dis letzte bleibt gemeiniglich ein vergeblicher Wunsch, und absetzen kann er den einmahl berufenen Professor weder nach Gerechtigkeit noch Klugheit: hätte er aber durch zu viel Sorgfalt auch den allerbesten Mann verlohren, so wird es meistentheils möglich seyn, ihn noch nachher zu bekommen, nachdem seine Verdienste sich deutlicher aufgeklärt haben. Er kostet zwar vielleicht alsdenn mehr Besoldung, aber er bringt dafür der Universität auch einen Theil von auswärtigem Ruf mit, den er auf ihr allein nicht erlanget haben würde.

Was ich vorhin vom Einfluß der übertriebenen Anzahl von Professoren in die Disciplin gesagt habe, ist noch in viel grösserer Maasse zu befürchten, wenn die überflüssigen Professores die zu ihrem Amt erforderliche Gelehrsamkeit nicht haben. Sie werden den Mangel durch etwas zu ersetzen suchen, und

wem wahre Verdienste mangeln Beyfall zu erwerben, der wird in grösserer Versuchung stehen, unerlaubte Mittel anzuwenden, als der sich kennende Gelehrte.

Der Fall entsteht freilich selten, daß vollkommen untüchtige Professores, von so berühmter oder kenntlicher Unwissenheit, daß sie gar keine Zuhörer erhalten können, eingeschoben werden: er ist aber doch nicht ganz unerhört, und ansehnliche Universitäten haben noch in unserm Zeitalter Beyspiele davon gegeben, an denen gutherzige Recommendationen solcher Männer, die sich zu leicht erbitten liessen, oder Verwandtschaften, oder Secteneifer, schuld seyn mochten. Dergleichen ganz unbedeutende Professores nehmen nun freilich andern gelehrteren die Zuhörer nicht, allein sie bringen nach und nach den ganzen Orden der Professoren in eine Verachtung, die ihren besseren Collegen nicht wol erträglich, und auch sonst von nachtheiligen Folgen ist. In einem andern Amte fällt die Untüchtigkeit nicht so deutlich in die Augen, wenigstens merkt das Publicum sie nicht so, als bey einem Professor: und dieser hat noch dazu lauter junge Leute zu Aufsehern und Censoren, die in den Jahren sind, in welchen man sich am liebsten über fremde Fehler lustig macht. Kommt noch das Unglück hinzu, daß der verächtlich gewor-

dene

dene Professor das Rectorat oder Prorectorat führen soll, wovon man ihn doch, wenn die Reihe ihn trift, nicht ausschliessen kann; so geräth das Richteramt selbst durch ihn in Verachtung, mancher Beklagte kann sich nicht enthalten, ihm auch im Gerichte so zu antworten, wie er glaubt, daß er es verdiene, und die Ausschweifungen pflegen weit über das Gewöhnliche zu gehen. Je schärfer er ist, desto schlimmer macht er es nur, und in Einem Jahr wird so viel Böses eingeführt, daß etliche gute Rectorate kaum hinreichen, es wieder abzuschaffen. Die Beyspiele wird man sich von dieser oder jener Universität wol hinzudenken, wenn man ihrer mehrere, und nicht blos aus den nächsten Jahren, kennet.

§. 68.

Alles bisher gesagte läuft darauf hinaus: bey einer gemäßigten Anzahl von Professoren, wo der Lehrbegierige in keinem Theil der Wissenschaften den Lehrer vermisset, und auch nicht zu viel Professores sind, die gleichsam einer gegen den andern arbeiten, wird eine Universität am blühendsten seyn; wovon der Anfang unseres Jahrhunderts grosse Beyspiele giebt.

Allein hierbey möchte man fragen: wie viel Professores sind denn genug? und was ist, zu viel?

Auf diese Frage läßt sich nicht allgemein antworten, und eine gewisse Zahl, 20, oder 25, oder 30 für alle Universitäten gleich, vest setzen. Wie wenn man Wissenschaften, oder einzelne Theile von weitläuftigen Disciplinen, die bisher auf Universitäten versäumt sind, gern besser getrieben sehen wollte? so würde man ihnen doch besondere Lehrer geben, und neue Professionen errichten müssen. Allein ein gewisser Maasstab läßt sich doch denken, nach dem man, was zu wenig, genug, und zu viel ist, von einander unterscheiden kann. Er misset nicht ganz genau bis auf jeden einzelnen Professor, aber doch ohngefähr, so daß er den grösseren Mangel und den grösseren Ueberfluß entdecket.

Hauptsächlich kommt es auf die Anzahl der Collegien an, welche in jeder Facultät gelesen werden müssen. Ich glaube, ich darf zum voraus setzen, daß, ein Professor gegen den andern, täglich 3 oder 4 Stunden, das ist wöchentlich 21 Stunden, lesen könne und solle. Wenigstens ist dis die Proportion, die man aus den Lectionsverzeichnissen der fleissigen Universitäten reichlich herausbringt: diese Arbeit ist einem des Docirens gewohnten Manne nicht zu viel; Anfänger pflegen noch wol mehr zu übernehmen, wenn nur Zuhörer da sind: und ich wüßte nicht abzusehen, warum man die Anzahl der

Profes-

Professoren so vermehren wollte, daß ein jeder unter ihnen weniger, etwan nur zwey Stunden, zu lesen hätte? Dis hiesse denn doch am Ende, wenn ich mir etwan hundert in jedem halben Jahre für nöthig geachtete Collegia vorstelle, durch funfzig besoldete Lehrer ausrichten, was man durch dreißig eben so gut thun konnte. Man darf nicht denken, daß die Collegia dabey an ihrer innern Güte gewinnen würden, weil der Professor sich auf 2 Stunden besser präpariren kann, als auf vier, denn der grösseste Theil der Collegien erfodert keine langwierige und mühsame Präparation, und würde durch sie zum Nachtheil der Lernenden zu gelehrt, und statt des Unterrichts eine Lucubration werden. Nun rechne man ferner die sämmtlichen Collegia zusammen, die man gelesen haben will. Einige unter ihnen wird man Jahr aus Jahr ein für nöthig finden, z. E. in der Theologie die Dogmatik, im Jure die Pandecten; diese zähle man, wenn sie täglich nur eine Stunde brauchen, als Ein Collegium, wenn sie, wie die Pandecten, zwey Stunden erfodern, als Zwey. Andere erfodern wöchentlich nur drey oder zwey Stunden, die heissen ein halbes oder ein Drittheil-Collegium in unserer Rechnung. Von einigen wird man wünschen, daß sie nicht nur abwechselnd von mehr als von Einem gelesen werden, sondern

daß auch in jedem halben Jahre zwey Professores dieselbe Disciplin lehren, damit die Zuhörer eine freye Wahl haben, ich nenne zum Beyspiel die Logik: ein solch Collegium rechne man wieder für Zwey. Andere Collegia sind nur ein halb Jahr um das andere nöthig, vielleicht in der Theologie die Moral, oder wenn ich hierin irre, ein anderes; im Jure das Jus publicum, so mit der Reichshistorie abwechseln kann, und auf einer wegen dieser Wissenschaft vorzüglich berühmten Universität wirklich so abwechselt: ein solch Collegium zähle man für ein halbes, und dasjenige, so alle zwey Jahre nur einmahl nöthig ist, für ein Viertheil. Ich setze aber bey dem allen eine fleißige Universität zum voraus, wo die Collegia mit einem halben Jahre, oder einige längere mit einem Jahre geendiget werden. So wäre z. E. die Rechnung der vorhingenannten Collegien hypothetisch, und wenn man sie so gelesen haben will, wie ich annahm, diese:

Dogmatik - - - -	1
Pandecten - - - -	2
Logik - - - - -	2
Theologische Moral - - -	½
Staatsrecht - - - -	½

Ich

Ich will aber mit niemanden darüber streiten, der sie häufiger oder seltener gelesen verlanget: nur das möchte ich erinnern, daß einerley Collegium in jedem halben Jahre doppelt zu veranstalten, nur alsdenn nöthig ist, wenn es ein unentbehrliches Collegium für die Anfänger ist, wie z. E. die Logik. Denn läse es in dem halben Jahre nur Einer, so hätte der Anfänger keine Wahl, und wäre gezwungen, es bey dem zu hören, in dessen halbes Jahr er fiele. Bey andern Collegiis hingegen, die einen Aufschub leiden, behält der Lernende die freye Wahl, und der Professor genug Antrieb, Fleiß anzuwenden, um seine Zuhörer nicht zu verlieren, wenn mehrere dasselbe Collegium, obgleich in verschiedenen halben Jahren, lesen. Z. E. wenn zwey Professores Juris die Pandecten, der eine des Sommers, der andere des Winters lesen; so ist schon in der Wissenschaft kein Monopolium.

Zum andern ist auch die Anzahl der Studirenden, und zwar in jeder Facultät besonders, in Erwägung zu ziehen, wenn man wissen will, nicht so wol, welche Anzahl von Professoren genug, als welche zu groß sey? Die erste Frage hat mit der Anzahl der Lernenden nichts zu thun, und wenn eine Universität, wie man sonst bisweilen großsprecherisch von einigen rühmte, vier oder fünftausend Studenten

denken hätte, so brauchte sie deshalb keinen Profes-soren mehr. Doch um solche figürliche Zahlen nicht zu nennen, die vor 30 Jahren aus patriotischem Eifer auf einigen Universitäten gehört, und wol gar auf Glauben des Bedellen erzählt wurden: sind in einer Facultät, die hundert Lernende zählt, drey oder vier Professores genug, so werden sie auch vermuthlich genug seyn, wenn sich die Anzahl der Lernenden auf fünfhundert oder tausend vermehrte. Denn es bringt doch der Universität weder Nachtheil, noch Unehre, wenn der Professor in Einem Collegio anstatt funfzig, fünfhundert Zuhörer haben sollte. Niemand hat es ehedem getadelt, wenn einige Professoren zu Jena und Halle ein so stark, und, wie man sagt, noch stärker besetztes Auditorium hatten, vielmehr half es, ihren, und zugleich mittelbar der Universität Ruhm, vermehren. Aus einerley Vortrag können fünfhundert, jeder eben so viel lernen, als funfzig, oder zwanzig, und (davon will ich unten bey den Privatissimis reden) mehr als fünf, oder drey, oder Einer. Also hier bleibt auch bey anwachsender Zahl der Studenten meistentheils genug, was vorhin genug war, etwan Practica, Disputatoria, und Examinatoria ausgenommen: allein in Absicht auf den Unterschied zwischen, genug, und, zuviel, ist die Anzahl der Lernenden wichti-

wichtiger. Ein oder zwey entbehrliche Professores in einer Facultät, wo wenig Lernende sind, thun Schaden, und können sie gleichsam in einen Stand der Kindheit herunter setzen; das thun sie aber nicht, wenn die Lernenden sehr zahlreich sind: hier sind sie blos entbehrlich und überflüssig, dort schädlich, und, wider das gemeine Beste, zu viel.

Will man dis genauer untersuchen, und auf einzelne Universitäten anwenden, so könnte man wiederum auf einen Professor gegen den andern drey oder vier Collegia rechnen, und als wahrscheinlich annehmen, daß ein Studente gegen den andern täglich fünf Collegia hören kann. Von diesen fünf Collegiis wird aber vermuthlich eins, oder wol gar zwey seyn, so er nicht bey den Professoren seiner, sondern der philosophischen Facultät höret, also bleiben ihm für die Lehrer in seiner eigenen Facultät, etwan viertehalb tägliche Stunden übrig, die er bey ihnen zubringen kann, wovon denn noch die unfleißigen Studenten, die wenige oder gar keine Collegia besuchen, und die Privatdocenten, die doch auch Auditores haben, einen Abzug machen, den ich hier nicht mit in Rechnung bringe, weil er auf jeder Universität anders zu berechnen ist.

Wären nun etwan in einer Facultät vier Professores genug, um alles erfoderliche zu lehren, und

läsen diese zusammen täglich 14 Collegia, es wären aber 500 Studenten, die bey den Lehrern ihrer eigenen Facultät, nach Abzug der philosophischen, täglich viertehalb Stunden höreten, das sind, $3\frac{1}{2}$ mit 500 multiplicirt, 1750 Stunden: so ist klar, daß ein Collegium gegen das andere mit 125 Zuhörern besetzt seyn könnte. Es wird es zwar nicht immer seyn, denn in einigen können drey Viertheil der Lernenden beysammen seyn, die den andern wider abgehen, sonderlich wenn sie zu dem einen Lehrer kein Vertrauen haben, oder sein Collegium, der Natur der Sache nach, nur für wenige ist. Wenn indessen hier auch Ein, ja Zwey Professores über die Zahl gesetzt würden, so thut es der Universität keinen Schaden, sie können alle brauchbar bleiben. Wenn hingegen die Anzahl der Lernenden in der Facultät nur Hundert wäre, so wird ein Collegium gegen das andere 25 Zuhörer hoffen können: und wollte man alsdenn noch zwey Professores über die nöthige Zahl annehmen, so würden die sechs Lehrer nur einer dem andern im Wege stehen, und also diese zwey wirklich zu viel und schädlich seyn. Bey der theologischen Facultät ist, wie gesagt, diese Rechnung noch etwas anders anzustellen, weil diejenigen, die Theologie studiren, beynahe die Hälfte ihrer Collegien bey Professoren der Philosophie zu hören haben. Desto

begreiflicher ist es, wie es zugehen könne, daß eine theologische Facultät durch einen Ueberfluß an Professoren bey allen ihren Verdiensten stets in einer Mittelmäßigkeit und kränkelndem Zustande erhalten wird.

Daß diese Rechnung ihre Ausnahmen leide, und z. E. wenn in einer Facultät ein Emeritus, oder doch ein so alter Mann, daß er gar wol pro emerito gehalten werden könnte, befindlich ist, oder man eine Stelle schlecht besetzt hat, die Lücken ersetzt, und so viel Professores mehr angenommen werden müssen: leugne ich nicht, und der Leser würde unbillig gegen mich handeln, der nicht bey dem vorhin geschriebenen diese Ausnahme mit verstände. Nur ist zu wünschen, daß die zweite Ursache der Ausnahme so selten einträte, als es bey der Fehlbarkeit menschlicher Urtheile möglich ist, weil der untüchtige Professor doch durch seinen Ueberfluß Schaden thut. Das thut der Emeritus nicht, sondern genießt blos die Besoldung, die er durch vorige Dienste meritirt hat, jetzund umsonst, jedoch der Universität zur Ehre, und andern zur Ermunterung zu gleichen Diensten.

Wann auch diese Rechnung weiter keinen Nutzen hätte, so würde sie doch vielleicht dazu dienen, daß die Obern, die über das Wohl der Universitäten

wachen,

wachen, nicht sogleich auf die Professores, deren Collegia schwach besetzt sind, einen ungleichen Verdacht werfen, ohne vorher zu fragen, ob ein stärkerer Applausus auch nur möglich sey? Vielleicht ist die Schuld gar nicht an dem Professor selbst, sondern daran, daß ein paar Professoren zu viel sind. Bemerkt man dis von Seiten der Obern nicht, so werden ihnen Klagen entfahren, die die Lehrer niederschlagen, und die Universität auswärts herunter setzen: und aus dem reinsten Eifer, ihr aufzuhelfen, setzen sie denn wol, weil zwey Professoren keinen Applausum haben, noch einen neuen Professor, und vermehren dadurch die Quelle des Uebels, nehmlich die Disproportion zwischen Lehrern und Lernenden.

§. 69.

Aus dem bisher gesagten folget, daß man wol wünschen könnte, Professores, die aus Uebereilung angenommen sind, wieder los zu werden, und nicht blos die untüchtigen, sondern auch wahrhaftig Gelehrte, die nur den Fehler haben, überflüssig zu seyn. Die Sache ist aber etwas schwer. Ihnen den Dienst aufzukündigen, leidet Gerechtigkeit und Billigkeit nicht, und sie haben noch dazu die Jura clericorum vor sich: gesetzt aber auch, es wäre nicht unrecht, man hätte sie, (wie auf Einer Universität geschiehet,

und

und ausdrücklich in den Vocationen zu stehen pfleget) auf die Bedingung angenommen, daß der Landesherr eben so gut den Dienst losen könne, als es dem Professor frey stehet, seine Dimission zu begehren, oder sie hätten durch Unterlassung ihrer Pflichten die Aufkündigung wohl verdienet, so erlaubt doch die Klugheit nicht, dis Recht geltend zu machen, wo nicht sehr offenbare und der ganzen Welt in die Augen fallende Verbrechen die Rechtmässigkeit der Sache über allen Zweifel hinaussetzen. Denn der leidende Theil findet doch gemeiniglich bey dem Publico ein geneigteres Gehör, und zum wenigsten würde der Verdacht entstehen, man sey seiner Bedienung nicht auf Lebenslang sicher: und wo der nur einigermassen wahrscheinlich ist, wird man nie einen Gelehrten, der einige Renommee hat, auf eine solche Universität mit noch so grossen Bedingungen hinziehen können, sondern mit denen zufrieden seyn müssen, die nichts zu verlieren haben, und deswegen etwas ungewisses annehmen.

Es bleibt also nichts übrig, als, den Professor, der untüchtig oder überflüssig ist, mit einer andern bessern Bedienung, die er freywillig und mit Vergnügen annimmt, zu versorgen. Darum, daß er auf der Universität zu viel ist, wird er doch zu andern erledigten Aemtern nicht untauglich seyn: und

wenn er auch nicht die Geschicklichkeit hätte, die zum Professor erfodert wird, kann er wol für ein anderes Amt sehr brauchbar seyn. Vielleicht stehet er jetzt nur am unrechten Orte! - - - Man hat sich dieses Mittels bisweilen bedient: es erfodert aber entweder einen Curator der Universität, der in die Vergebung sehr viel anderer Bedienungen einen starken Einfluß hat, oder der Landesherr selbst muß es zum Besten der Universität anwenden.

Und doch hat es manches Unangenehme an sich, weil man nach zwey oder drey Exempeln die Beförderung von der Universität zu einer andern Stelle für ein Merkmahl der Untüchtigkeit, und also für Schande zu halten anfängt. Desto mehr ist es nöthig, recht ansehnliche Verbesserungen anzutragen, und ja nicht zu erwarten, daß der Professor, den man gern los seyn will, aus bloser Selbsterkenntniß mit einer gleichen oder gar schlechtern Stelle vorlieb nehmen solle. Man muß hierbey auf alle Umstände der neuen Bedienung, und nicht blos auf das Einkommen, sondern eben so sorgfältig, und vielleicht noch sorgfältiger, auf den Rang sehen. Professores sind nicht solche Weisen der alten Zeit, daß sie gegen ihn gleichgültig seyn sollten, auch die nicht ausgenommen, die in ihren Collegiis mit vielem Eifer den Rang für ein Nichts, eine Thorheit, und ich weiß

nicht

nicht für was, erklären. Ihr Irrthum ist theoretisch, und nicht practisch: man muß sie darum nicht gleich bey ihrem Wort fassen. Doch was das Wichtigste und Ernsthafteste ist, ihre Versetzung von einem academischen in ein anderes Amt, wird gern so ausgelegt, als sey etwas an ihrer Gelehrsamkeit auszusetzen, und wer kann anders, als an eine Pönitenzpfarre denken, wenn sie ein niedrigeres Amt bekommen? Wer wird aber die gutwillig annehmen, wenn sie auch einträglicher seyn sollte? Sie müssen also billig auch für das, was sie an Ehre verlieren, ein Aequivalent an Ehre bekommen, das heißt, sie müssen eine Stelle erhalten, die mit einem höheren Rang verknüpft ist, so daß man es wirklich ein Glück, ein Avancement, eine Belohnung der vorigen Verdienste nennen kann, und einem auf keine Weise die schimpfliche Idee der Pönitenzpfarre, oder des Strafamtes dabey einfällt.

Hierin kann denn doch bisweilen gefehlt werden. Böte man Professoren, die man als überflüssig von der Universität entfernen will, Stellen von wirklich niedrigerm Range an: und hätte der Hof, wo der Rang alles ist, an diese Kleinigkeit nicht gedacht, oder geglaubt, die Professores würden nicht daran denken; so sind vermuthlich die Kinder der Weisheit klüger in ihrem Geschlecht, als die Kinder dieser

Welt, und sagen, Nein! Wer hätte dis nicht zum voraus erwarten sollen? Vielleicht aber hätte man seinen Zweck erreicht, wenn man diese Kleinigkeit nicht übersehen, und auch für die Ehre zärtlich gewesen wäre. Welcher Fürst oder Minister daher einen Professor wieder von der Universität auf gute Art entfernen will, der sehe gleich in den Privilegiis der Universität nach, welchen Rang der Professor hat, er glaube, daß der Professor die Ehre, auf einer Universität zu stehen, auch nicht für nichts schätzt, und er erkundige sich genau, welchen Rang die Bedienung hat, die er antragen will. So, und nicht anders, wird er zu seinem Zweck gelangen.

Nicht in allen Facultäten ist es möglich, dis Mittel zu gebrauchen. Für einen Professor der Medicin, den man zu entfernen wünschte, ist kaum eine Stelle übrig, die man ihm antragen kann: denn der Landesherr wird ihn vermuthlich nicht, um die Universität von ihm zu befreyen, zum Leibmedico nehmen wollen, und alle andere mediciniſche Stellen sind niedriger, als die seinige. Die meisten Professoren der philosophischen Facultät sind auch ausserhalb der Universität nicht standesmäßig anzubringen. Desto sorgfältiger muß man in der Wahl seyn.

Bisweilen sind Auswärtige so gütig, dem Professor, den man entbehren kann, einen Ruf zuzuschicken,

cken, sonderlich wenn die Universität, auf der er bisher gestanden hat, berühmt ist. Thun sie das, so mache man ihnen die Sache ja nicht schwer; aber auch nicht so leicht, daß sie Verdacht schöpfen! Man überlasse ihn, - - aus Freundschaft, das versteht sich, und weil man gern alle Musensitze blühend sehen wollte. Ihn selbst bringe man nicht in die Versuchung, ein höfliches Wort etwan falsch zu verstehen, und den Ruf auszuschlagen. Die Zeitpunkte, da Auswärtige so gefällig sind, werden freilich nur selten seyn, sie kommen aber doch bisweilen: und wenn man sie da gebraucht, und nur die besten und berühmtesten Professores nicht fahren läßt, so kann man durch fremde Hülfe seine Universität verbessern.

Wollte man einer verfallenen Universität wieder aufhelfen, so müßte eine der ersten Sorgen seyn, nicht blos geschickte und berühmte Professores hin zu ziehen, sondern auch die schlechten wegzuschaffen: denn diese stehen den guten im Wege, und nehmen die Besoldungen weg, die angewandt werden müssen, um hinlänglich viel geschickte, und einige recht berühmte Männer zu erhalten. Allein hier ist die Aufgabe am schwersten. Denn die schlechten Professores einer verfallenen Universität ihr abzunehmen, ist selten ein Nachbar gutherzig genug, und zu we-

nige unter ihnen haben auch nur die Eigen schaften, daß man sie in andern Aemtern mit Nutzen gebrauchen könnte. Dis ist eine der Ursachen, um welcher willen ich es eben für so sehr schwer halte, einer verfallenen Universität wieder aufzuhelfen, wenn nicht ein ganz neuer, beynahe zu einer Stiftung hinlänglicher, Fond angewandt wird, und doch auch alsdenn bleibt die Sache mislich, wenn man die vorigen Professores gleichsam als Ueberflüssige beybehalten muß. Ihr Ueberfluß schadet, und gemeiniglich werden gewisse Misbräuche, welche die Universität in Verfall gebracht haben, vielleicht ein Unfleiß im Lesen, viele Ferien, oder was es sonst ist, durch sie beybehalten werden, und in das neue Geschlecht besserer Professoren eindringen. Sollte nicht das sicherste Mittel, einer verfallenen Universität wieder aufzuhelfen, dieses seyn, wenn man es nicht zu geschwind thut, sondern sie erst beynahe ausserben läßt? Hat der Tod ihr die Professores abgenommen, die man auf keine andere Art placiren konnte, sind die Stellen unbesetzt geblieben, genug Salarien erlediget, auch wol von ihnen ein Capital gesparet, und alsdenn will die Gnade des Landesherren noch neue Fonds hergeben: so wird es vielleicht ehe glücken, die Sache auf einmahl, als vorhin stückweise, zu Stande zu bringen. Allein dis erfodert Zeit, und ein viele Jahre

hindurch

hindurch unveränderlich beybehaltenes System. Es verstehet sich immer, daß ich blos von dem Fall rede, wenn die bisherigen Professores durch Mangel der Geschicklichkeit und des Fleisses an dem Verfall der Universität schuld sind: ist das nicht, und hatte ihre Abnahme andere Ursachen, so ist das bisher geschriebene auf eine solche Universität auch nicht anzuwenden.

§. 70.

Die Professores sind gemeiniglich in Ordinarios und Extraordinarios eingetheilt. Ist es nützlich, diese durch das Herkommen eingeführte Eintheilung beyzubehalten? Ich sollte denken: Ja! Um aber niemanden in seinem Urtheil vorzugreifen, will ich lieber erzählen, worin Professores Ordinarii und Extraordinarii von einander unterschieden sind. Dis kommt, so viel ich habe erfahren können, auf drey Stücke an, von denen die zwey ersten auf manchen Universitäten nicht genau oder wol gar nicht beobachtet werden, folglich ausserwesentlich genannt werden können.

Erstlich pflegt man als eine Regel anzunehmen: Blos Ordinarii bekommen Besoldung, Extraordinarii hingegen dienen ohne Besold auf Hoffnung. Selbst zu Hannover habe ich einmahl zugehört, da

dis von solchen, die mit dem Universitätsdepar-
tement zu thun hatten, behauptet ward, ungeachtet
in Göttingen, so viel ich mich entsinnen kann, alle
Professores Extraordinarii besoldet waren. Ich
konnte mich nicht enthalten, diesen Einwurf zu
machen, über den ich gern belehrt seyn wollte, und
erhielt zur Antwort: es wäre Ausnahme von der
Regel, die Regel aber sey, wie auf allen Universi-
täten, daß Extraordinarii keine Besoldung hätten.
Will man mir erlauben, es unter dieser Einschrän-
kung noch Regel zu nennen, so werde ich doch diesen
Unterscheid beider Gattungen von Professoren unter
die ausserwesentlichen rechnen müssen. Denn in der
That, die Ausnahmen sind sehr häufig. Ich habe
Ordinarios, und noch dazu verdiente und berühmte
Männer gekannt, die keine Besoldungen hatten;
einige so gar, nachdem sie viele Jahre Ordinarii ge-
wesen waren; und auf diese Ausnahme verlange ich
keine Lobrede zu halten, Stillschweigen und die
Nahmen nicht zu nennen, wird alles seyn, was ein
Curator der Universität von der Bescheidenheit eines
Schriftstellers erwarten könnte. Hingegen sind
auch oft Extraordinarii besoldet, und zu Göttingen
waren es um die Zeit, da ich Regel und Exception
hörte, alle, vermuthlich sind sie es auch noch.
Ueberhaupt davon zu reden, halte ich dis, wenn

nur

nur die Cassen es leiden, nicht blos für genereux und dem Stifter Ehre bringend, sondern auch dem Flor der Wissenschaften und der Universität zuträglich. Denn wenn der Professor Extraordinarius, vielleicht noch dazu ohne alle eigene Mittel, mehrere Jahre hindurch blos von seinen Collegiis leben soll, so ist er gezwungen, sich mehr zu überhäufen, als daß er den nöthigen Fleiß auf sie wenden, und dabey für sich studiren könnte. Durch diese Art von Tagelöhnerstand bleibt mancher, den Genie, Eifer, und erste glückliche Anlage der Studien, zur künftigen Zierde der Universität und zum grossen Manne in der gelehrten Welt bestimmet hatten, in einer um lauter Anfangsgründe ewig herumirrenden Mittelmäßigkeit: die besten und feurigsten Jahre, die er anwenden sollte, sich auszubilden, indem er andere lehrte, bringet er in einer Art von ermattendem Herrendienst zu, und wenn er endlich Besoldung erhält, so ist die gute Zeit verflossen, der Eifer verraucht, und ihm zur Gewohnheit geworden, damit zufrieden zu seyn, daß er gut genug lieset, und in jedem halben Jahre einerley in den Collegiis wiederholt, ohne einen Schritt weiter zu gehen; bey andern ist auch gar die Gesundheit verdorben, oder der allzuarbeitsame Mann, der Geld verdienen und doch wirklich noch studiren wollte, hat sich zu Tode

gearbeitet, und seinen Verlust bedauert man zu spät. Andere gerathen in Schulden: und das hat wieder auf ihre ganze Denkungsart, und selbst auf die Lust oder Leichtigkeit zu studiren, einen grossen Einfluß. Die Art und Weise ist verschieden, aber aus einerley Hauptursache, dem Mangel des nöthigen Auskommens, verunglücken den Wissenschaften so viel von der Natur selbst für sie gebildete Professores auf Academien. Welcher Schade? Ihn zu verhüten, wünschte ich nicht blos, daß alle Extraordinarii besoldet, sondern auch, daß ihre Salarien nicht gar zu geringe wären, und wenigstens so viel betrügen, als ein Studente, der sich einschränkt, nöthig hat, auf eben der Universität zu subsistiren. Eine gewisse Summe läßt sich nicht bestimmen, denn es ist an dem einen Orte theurer, als an dem andern: hundert Thaler kommen mir aber doch zu dem Zweck, zu dessen Erreichung ich den Wunsch thue, überall zu wenig vor. Würde es nicht besser seyn, wenigere Extraordinarios zu haben, und sie so zu besolden, daß sie alle gerathen könnten, und wenigstens durch Dürftigkeit keiner unterdrückt würde?

Wo die Universität so schwach dotirt ist, daß die Extraordinarii keine Besoldung erhalten können, da ist dieser Unterscheid zweier Gattungen von Professoren eine Art von cameralistischer Ersparung.

Man

Man gewinnet dabey so viel, daß die Universität für blose Ehre einige, vielleicht unentbehrliche, Lehrer erhält, die zu bezahlen ihre Casse nicht zureichet.

Der andere Unterscheid betrift den Sitz und die Stimme im academischen Concilio und Gerichte. Die Ordinarii pflegen ihn zu haben, auch so, wie die Reihe sie trift, Rectores oder Prorectores zu werden: die Extraordinarii aber sind von diesen Vorzügen ausgeschlossen. Allein auch der Unterscheid wird nicht beständig beobachtet. Auf einigen Universitäten, die viel überzählige Professoren haben, wird mancher dem Titel und Range nach Ordinarius, ohne deshalb in die Facultät und Concilium zu kommen, oder des Prorectorats fähig zu werden: dis geschiehet so gar auf Verlangen einiger, die vielleicht mit Straf- und Disciplinsachen nicht gern zu thun haben wollen, wovon der seelige Schmaus bey seinem zweiten Aufenthalt zu Göttingen ein Beyspiel seyn kann.

Die Absicht dieses Unterschiedes ist gut. Man will verhüten, daß nicht gar zu junge Leute, die keine Erfahrung haben, in den Senat kommen, oder das Haupt der Universität werden. Indes erreichet das Mittel doch den Zweck nicht völlig. Denn da sich die Verwandelung aus einem Extraordinario zum Ordinario nicht nach den Jahren richtet, sondern nach

andern

andern gelehrten Verdiensten, oder auch früher oder später Erledigung gewisser Professionen, so kann dennoch ein junger Mann Beysitzer des academischen Senats und Prorector werden. Es ist auch sehr wohl möglich, gründliche Gelehrsamkeit zu besitzen, und, selbst bey reiferen Jahren, zur Regierung einer Universität nicht geschickt zu seyn: und doch wird ordentlich ein jeder Extraordinarius, ohne darauf zu sehen, ob er sich zum Senator oder zum Oberhaupt einer Universität schicket, mit der Zeit Ordinarius. - - Dis will ich aber nicht so verstanden haben, als tadelte ich diesen zweiten Unterscheid zwischen Ordinariis und Extraordinariis: ein Mittel kann seinen Zweck nicht völlig erreichen, und doch deshalb nicht ganz unnütz seyn.

Der dritte Unterscheid betrift den Rang, darin auf einigen Universitäten die Ordinarii vor den Extraordinariis einen sehr grossen Vorzug, auf allen aber doch gewiß den Vortrit haben. So unbeträchtlich dieser Unterscheid manchem vorkommen, und so philosophisch er klagen möchte, daß das Wort, Rang, seinem Ohr zu klein laute, so wichtig ist er doch. Soll eine Universität sich blühend erhalten, so muß man in der Wahl der Professoren sehr sorgfältig seyn: und da es bey der gewissenhaftesten Auswahl doch nicht möglich ist, schlechterdings alle

Fehler

Fehler zu vermeiden, so ist es noch immer ein Glück, wenn der übereilt gewählte nur Professor Extraordinarius geworden ist. Denn es ist leichter möglich, ihn mit Ehren, und noch dazu zu seinem eigenen Vergnügen, mit einer andern Bedienung zu versorgen, zu der er sich aufs beste schicken kann, ohne ein guter Professor zu seyn: vielleicht sucht er auch selbst, wenn er siehet, daß er auf Universitäten sein Glück nicht findet, innerhalb oder ausserhalb Landes eine andere Beförderung. Hat er aber schon den Rang eines Ordinarii, der auf manchen Universitäten ganz ansehnlich zu seyn pflegt, so sind wenige Bedienungen, die er annehmen könnte, ohne sich herunter zu setzen: und dis zu thun, ist doch immer, selbst für den Vernünftigsten, eine schwere Entschliessung. Vielleicht bey allem Gefühl seiner Schwäche, oder doch bey dem Verdruß über die Widrigkeit des Universitätsglücks, und dem Wunsch, anderwärts besser zu stehen, bleibt er auf der Universität, blos um sich nicht zu erniedrigen, und man muß ihn behalten.

Auf die Art ist die Stelle der Extraordinariorum in der That ein Probestand, darin sich nach Verlauf einiger Jahre zeigen soll, ob der zum Extraordinario bestellete Mann sich zu einer ordentlichen Profession schickt, oder nicht: und in dieser Absicht ist es nützlich, den Unterscheid beyzubehalten. Dis hebt aber die

Sorg-

Sorgfalt nicht auf, die man bey Besetzung der ausserordentlichen Professionen haben soll: denn man soll nicht Fehler begehen, weil noch einige Möglichkeit vorhanden ist, sie künftig wieder gut zu machen; und ob es gleich in der Bestallung nicht stehet, so meint doch jeder Professor Extraordinarius ein Recht zu haben, dereinst Ordinarius zu werden. Er habe es nun, oder nicht, (denn das kann ich nicht bestimmen, weil die Einrichtung der Universitäten verschieden ist) so ist doch gewiß, daß die meisten untüchtigen Extraordinarii mit der Zeit Ordinarii werden, und man sich nur sehr selten des Unterschiedes bedient, sie wieder los zu werden: denn es scheint immer hart, einem, der kein Verbrechen begehet, und bereits einen gewissen Pas in einem Collegio hat, beständig andere vorzuziehen. Sollte die Eintheilung dazu dienen, daß man Solicitanten, deren man sich nicht erwehren kann, unwürdig zu Extraordinariis macht, so würde sie schädlich seyn, und die Universität nach und nach durch eindringende schlechte Professores in Abnahme gerathen.

Ein Mann, für den ich sehr viele Hochachtung habe, äusserte ein Project, wegen eines noch wesentlicheren Unterschiedes, den man einführen, und dadurch, seiner Meinung nach, die Extraordinarios recht brauchbar machen sollte. Diese sollten blos

Gehülfen der Ordinariorum, und jedem Ordinario ein Extraordinarius zugegeben seyn, welcher die Collegia, die jener eben jetzt nicht lesen könnte, auf seinem Befehl und unter seiner Aufsicht läse. Ich will nicht leugnen, daß auf die Art ein guter Nachfolger im Amte zugezogen werden könnte, wenn man nur gewiß wüßte, daß der Professor Ordinarius in drey Jahren sterben wollte. Wenn aber das nicht ist, so kommt mir doch der Vorschlag gar zu sehr mit der Natur des menschlichen Herzens streitend vor, als daß er mit Nutzen ausgeführt werden könnte. Man unterwirft sich wol dem Willen und Vorschriften eines andern, auf eine Zeitlang, um von ihm desto besser angeführt und zubereitet zu werden; allein nicht auf die unbestimmte Zeit, so lange er leben wird, denn er könnte so unhöflich seyn, dis lange zu thun. Hätte man sich auch eine solche Unterwerfung gefallen lassen, so hält man sie nicht lange aus, sondern revoltirt, oder geht an einen andern Ort, oder wird durch die Sclaverey niedergeschlagen und unbrauchbar. Wollte man aber die Abhänglichkeit nur auf gewisse Jahre setzen, so würde vielleicht der Ordinarius den Gehülfen, der künftig sein Rival werden soll, nicht verlangen, oder ihn schlecht genug zubereiten, und so aussuchen, daß er nichts von ihm zu fürchten, und die Universität

nichts

nichts zu hoffen hat. Das hieſſe denn doch, eine Univerſität aufs künftige ſo ſchlecht beſetzen, als irgend bey reiflicher Ueberlegung möglich iſt. Ich leugne indeſſen nicht, daß in dem Vorſchlage etwas brauchbares enthalten iſt, wenn man nehmlich davon redet, wie Studenten oder angehende Privatdocenten zu künftigen Profeſſoren zubereitet werden könnten, und unter der Bedingung, daß der Zubereitete gewiß in drey Jahren auſſerhalb der Univerſität befördert würde. Denn hätte man, faſt wie im Kriege, ein Depot, aus dem man bey Erledigung einer Profeſſion den beſten auswählen könnte. Allein das gehört nicht hieher, ſondern in die unten vorkommende Frage, ob? und wie? man künftige Profeſſores zuziehen ſolle: Profeſſores Extraordinarii ſind ſchon zu gut dazu, und müſſen nicht durch eine ſo ſchülermäßige Unterwerfung erniedriget werden.

Ob Profeſſores Extraordinarii eine gewiſſe Hoffnung haben ſollen, nach der Anciennetät weiter zu rücken, und Ordinarii zu werden, oder nicht? iſt eine ſchwer zu beantwortende Frage. Sie glauben es gemeiniglich, und die Obern glauben es nicht völlig, pflegen aber doch auf einigen Univerſitäten nicht leicht einen Extraordinarium zu übergehen, wenn nicht etwas wichtiges gegen ihn zu erinnern iſt. Auf andern Univerſitäten kehrt man ſich ſo wenig an

dieſe

diese Prätension, daß auch brauchbare und berühmte Männer übergangen, und ihnen andere vorgezogen werden. Wollte man gerade zu die allgemeine Regel machen, daß die Extraordinarii gar kein Recht zu weiterem Avancement hätten, und dieses schlechterdings eine Gnadensache sey, so würde keiner, der ein Bewußtseyn seiner Geschicklichkeit hat, wenigstens kein von fremden Orten berufener, die Stelle eines Extraordinarii annehmen, mit der er doch vielleicht jetzt zufrieden ist.

Das versteht sich freilich von selbst, daß ein Extraordinarius in der philosophischen Facultät gar keine wahrscheinliche Prätension haben kann, weiter zu rücken, wenn etwan eine Profeßion, zu der er nicht einmahl eine Geschicklichkeit vorgiebt, erlediget wird, z. E. der Extraordinarius, der die Metaphysik liest, wenn der ordentliche Professor der Eloquenz, der Geschichtkunde, u. s. f. stirbt, oder umgekehrt. Dis sagt die gesunde Vernunft auch ohne alles Gesetz, weil sonst manche unentbehrliche Profeßion entweder eingehen, oder lächerlich besetzt werden müßte, falls nicht der Tod sein Loos immer mit wohlbedächtiger Ueberzählung der vorräthig seyenden Extraordinariorum zöge: und auf einigen Universitäten ist es so gar durch Rescripte entschieden. Indessen weiß ich doch Eine, noch dazu

sehr reichlich dotirte, Universität, auf welcher der vorige Curator übermäßig viel Extraordinarios gemacht hatte, und der Nachfolger die Billigkeit und Gnade so weit ausdähnte, daß er sie nach der Ordnung in die erledigten Ordinariatsstellen und Besoldungen einrücken ließ, ohne darauf zu sehen, auf welche unter den mannigfaltigen zur philosophischen Facultät gehörigen Wissenschaften sie sich gelegt hatten, durch welche Gnade denn grosse Lücken entstehen, und manche nöthige Disciplinen ganz ohne Lehrer bleiben müssen. Doch so weit geht die Gnade und Herablassung zu den Wünschen der Extraordinariorum selten: und wenn ich diese einzige Ausnahme in der philosophischen Facultät gemacht habe, scheint es übrigens, die jetzige zweifelhafte Lage der Sache sey den Universitäten die vortheilhafteste, wenn man nur dabey in gewöhnlichen Fällen die gütigere Auslegung macht, und keinen Extraordinarium unverschuldet übergehet, desto sorgfältiger aber bey ihrer Wahl ist. Ist man dis gewesen, so wird auch nicht leicht der Fall entstehen, daß man einen Extraordinarium zum Besten der Universität zurücksetzen müßte.

So viel ist gewiß, daß es demjenigen sehr hart vorkommt, und ihn in hohem Grade misvergnügt macht, der ewig Extraordinarius bleiben, und an-

dere

dere jüngere sich vorziehen lassen soll. Es würde ihm besser gewesen seyn, wenn er den Titel nie gehabt hätte, als ihn so zur Beschämung zu tragen. Man ertheilt ihn wirklich bisweilen, unter dieser angehängten unangenehmen Bedingung, an solche, denen sehr an dem Nahmen, Professor, gelegen ist, und von denen man wol zum voraus siehet, daß sie nie füglich Professores Ordinarii werden können, z. E. an Sprachmeister, oder auch an andere Personen, die man wegen gewisser Umstände nicht zu Ordinariis haben will. Sie suchen ihn eifrig, und lassen ihn sich Anfangs auch unter dieser harten Bedingung als grosse Wohlthat gefallen: allein es währt wenige Jahre, so sind sie misvergnügt, fühlen es, daß die Ehre sie herunterseţt, und ermüden die Obern mit Sollicitiren. Würde es nicht besser seyn, wenn man für sie einen Titel von gleichem Range erdächte, bey dem kein Avancement möglich, folglich auch dessen Unterbleibung nicht herunterseţend wäre? Die übrigen Professores Extraordinarii sehen es doch auch nicht gern, wenn Sprachmeister mit ihnen einerley Titel führen: ob sie Recht haben oder nicht, davon will ich hier nicht reden (*),

(*) Es kommt hier alles auf die Frage an, warum derjenige, der lebende Sprachen lehret, nicht eben so gut Pro-

allein wenn viele durch Einen gedemüthiget werden, und dieser Eine wird nach wenigen Jahren auch durch seinen Titel mit dem verdrieslichen Beywort gekränkt,

Professor heissen solle, als der Lehrer der todten Sprachen, die man, gelehrte, nennet: denn gegen den Professor der Lateinischen, der Griechischen, der Hebräischen, der Morgenländischen Sprachen hat man gemeiniglich nichts einzuwenden, und der Fall ist nur selten, daß ein Professor der eigentlichen Philosophie es für ein Leiden achtet, sie neben sich in der sogenannten philosophischen Facultät zu sehen. Was ist, werden die Sprachmeister den Professoren einwenden, zwischen uns und den Lehrern jener gelehrten Sprachen, die ja doch am Ende auch Sprachmeister sind, für ein Unterscheid?

Soll ich beyläufig sagen, was ich hiervon denke, so können freilich die lebenden Sprachen, die noch jetzt im gemeinen Leben und in Europa geredet werden, der Gelehrsamkeit grosse Dienste thun, es kann auch bisweilen dem Staat daran gelegen seyn, daß junge Leute die Sprache ihrer Nachbaren, oder der Völker, mit denen man handelt, selbst die barbarischen, lernen: sie sind aber deswegen noch kein Theil der Gelehrsamkeit, weil man sie ohne Hülfe der Gelehrten durch den blosen Umgang mit denen lernen kann, die sie mit der Muttermilch eingesogen haben. Ein Franzose, ein Engländer, braucht kein Gelehrter zu seyn, sondern nur einen guten Geburtsort, und eine cultivirte Erziehung gehabt zu haben, wenn er uns Französisch oder Englisch beybringen

kränkt, so schiene es besser zu seyn, man hätte ihm einen andern Titel, z. E. Secretaire, gegeben. Lector, wird manchem beyfallen, allein der ist ge-

meinig-

gen soll. Diese lebenden Sprachen können uns freilich viel nützlicher seyn, als einige Gelehrte: wer wollte z. E. gegen die Kenntniß der Französischen, der Englischen, oder Italiänischen Sprache, die Samaritanische eintauschen, und sich des Gebrauchs so vieler nützlichen Bücher berauben? Allein, nützlich, und, gelehrt, sind noch keine Synonyma: alle Gelehrsamkeit soll nützlich seyn, sonst verdient sie den Nahmen nicht, aber eine grosse Wohlthat für das menschliche Geschlecht ist es, daß nicht alle nützliche Kenntniß gelehrt ist. Ungelehrte können Lehrmeister der lebenden Sprachen seyn; und wenn man gern studirte Sprachmeister hat, so ist es nur, weil man von ihnen mehr Orthographie, gute Schreibart und Leichtigkeit der Methode erwartet, und es ist hierzu genug, wenn sie studirt und Latein gelernt haben, ohne daß sie eben dürfen grosse Gelehrte seyn. Die Sprachen hingegen, die man blos aus Büchern oder andern Denkmählern der Alten lernen kann, gehören wegen der Mühe, die man sich vorher um sie geben muß, zu der eigentlich sogenannten Philologie. Ungelehrte kennen sie nicht, und eben deshalb sind sie ein Theil der Gelehrsamkeit. Wollte man die Lehrer der lebenden, mit den Lehrern der gelehrten Sprachen an Titel und andern davon abhängenden Vorzügen gleich machen, so würde das blose Verdienst, Ausländer zu seyn, ihnen das verschaffen, was ein Teutscher

meiniglich Sprachmeistern, die eine Profeßion suchen, nicht vornehm genug, weil er weniger ist, als Professor Extraordinarius. Zu Secretairs könnte sie

scher erst mit so vieler Mühe erlangen muß. Wäre das nicht etwas Ungerechtigkeit wider unsere Nation? sonderlich, wenn man bedenkt, was für Leute die meisten aus fremden Ländern zu uns kommenden Sprachmeister sind? dazu kommt noch, daß die Art des Unterrichts in lebenden und todten Sprachen sehr verschieden ist: bey jenen ist die Hauptabsicht, daß man sie fertig reden lerne, und man verlangt von dem Sprachmeister, daß er einen grossen Theil der Stunde mit Gesprächen zubringe. Dis kostet denn doch weniger Mühe, als ein Collegium: ein Sprachmeister kann leichter zehn Stunden des Tages Lectionen geben, als ein Professor drey oder vier Stunden lesen, wenn er sich anders gehörig präpariren will. Soll leichte und schwere Arbeit in der Belohnung gleich geschätzt werden?

Dis, glaube ich, sind etwan die Gründe, warum man nicht leicht einem Sprachmeister den Titel, Professor, wenigstens nicht den, Professor Ordinarius, giebt; und auch die übrigen Professores eine solche Gleichmachung im Titel ungern sehen. Daß einige Ausnahmen seyn, daß auch lebende Sprachen bisweilen auf eine gelehrte und critische Art behandelt werden können, daß Ebert Youngs Nachtgedanken eben so erklärt, als ein anderer den Virgil oder Homer, und dabey zugleich den Geschmack bildet, leugne ich nicht: allein von den Ausnahmen will

ich

sie eine Universität doch wirklich in einigen seltenen Fällen gebrauchen, wenn in einer fremden Sprache zu schreiben nöthig ist, also den Titel so gar realisiren.

Doch dis ist eine Kleinigkeit. Weit wichtiger ist der Einwurf, daß, so bald Sprachmeister den Professortitel bekommen, sie den Studenten weniger nützlich werden: so daß zuletzt wol eine Art von Unmöglichkeit für Studirende von mittelmäßigem Vermögen entstehet, die lebenden Sprachen auf Universitäten in einiger Vollkommenheit zu lernen. Die Ursache davon ist: lebende Sprachen will man nicht blos zum Verstehen eines Buchs, sondern auch zum Reden, lernen, sonderlich die Französische und Italiänische. Hierzu braucht man Privatstunden, in denen man sich wenig mit der Grammatik, etwas mehr mit Lesen guter Bücher, und am meisten mit Reden beschäftiget; soll man aber eine Fertigkeit im Reden erhalten, so muß die Stunde nicht unter eine Menge von Lernenden getheilt seyn, deren jeder vielleicht nur ein paar Minuten lang an das Wort kommen kann, sondern man muß sie

 ganz

ich hier nicht reden, und ordentlich verlangt der Studente vom Sprachmeister nicht, daß er ihm den Geschmack bilden soll, die Sprachmeister nicht ausgenommen, die den Titel, Professor, erpressen.

ganz haben. Eine solche Stunde kostet bey einem Sprachmeister monathlich, den Monath zu 16. Stunden gerechnet, zwey Thaler, oder, wenn es hoch kommt, einen Ducaten: und das ist ein Preis, den einer von mittelmäßigem Vermögen anwenden kann. Allein so bald der Sprachmeister Professor wird, will er Collegia lesen, und die sind es nicht, in denen man lebende Sprachen zweckmäßig lernen kann: auch seine Privatstunden werden nun, wie es heißt, Collegia privatissima, in welchen mehrere beysammen sind, und sich in der ganzen Einrichtung nach ihm und seinem Titel bequemen müssen, so daß mehr Unterricht und weniger Uebung im Sprechen ist. Wenn er auch ja Einem allein eine Stunde giebt, so setzt er den Preis nach seinem Character, und den kann der mittelmäßige Studente nicht mit bezahlen. Dieser Preis ist bey einem wahren Professor keinem Lehrbegierigen beschwerlich, denn bey dem Professor darf er nur, wenn er das Geld nicht zum Verschwenden hat, keine Privatissima hören, sondern Privata, in denen, wenn auch hundert und mehr Zuhörer sind, ein jeder gleich viel lernen kann: allein bey dem Sprachmeister kann nur Einer oder höchstens zwey, in eben derselben Stunde das lernen, was sie verlangen. Eben derselbe Mann als Sprachmeister ist daher den Studenten viel

besser,

besser, als wenn er Professor, d. i. theurer, und im Unterricht zu ihrem Verdruß gelehrter wird. Ein anderes wäre es, wenn man eine lebende Sprache critisch lernen, und den Geschmack ihrer Poeten und schönen Geister zum Seinigen machen wollte: allein darum ist es doch den meisten Studirenden nicht zu thun, sondern um die in Gesellschaften unentbehrliche Fertigkeit im Reden, und daß sie prosaische Bücher, die in der Sprache geschrieben sind, verstehen lernen.

§. 71.

Bisweilen sind noch einige Professores Ordinarii durch gewisse academische Titel von ihren Collegen distinguirt, und um Eine Stuffe höher gesetzt: wenn ich aber academische Titel nenne, so meine ich nicht die mannigfaltigen von andern Collegiis und Aemtern erborgten, als, Geheimderrath, Geheimer Justitzrath, Geheimer Hofrath, Hofrath, Kriegsrath, Regierungsrath, Kirchenrath, Consistorialrath, Leibmedicus, u. s. f. sondern die, welche aus der Einrichtung der Universitäten selbst hergenommen sind, und gewisse Rechte auf ihnen geben sollen: Canzler, Vicecanzler, Director, Professor Primarius, und Senior der Universität.

Wenn ich auf diese dritte Classe der Professoren, die mehr als Ordinarii seyn sollen, zu sprechen

komme, so verlange ich nicht einen Ausfall in die zu meinem Endzweck fremde Geschichte der Universitäten zu thun, und zu untersuchen, was der Canzler auf ihnen vor einigen hundert Jahren gewesen ist, sondern ich nehme die Sachen, wie sie jetzt sind: ich rede nicht einmahl von einem Mann am Hofe, der den Titel als Canzler führet, und etwan einem Professor den Vicecanzler überläßt, nicht davon, wenn auf einer Universität ein adlicher Canzler, wie Seckendorf, der gar keine Collegia lesen sollte, gesetzt würde, auch nicht von einem Canzler in Tübingen, welcher so viel Ueberbleibsel der alten Rechte und Realitäten hat, daß er von den Canzlern anderer Universitäten eine ganz einzelne Ausnahme zu machen scheint; sondern von einem Professor, der den Titel, Canzler, mit gewissen Rechten und Verpflichtungen hat.

Ist der Canzler, wie er jetzt ist, eine nützliche, eine gleichgültige, oder eine schädliche Person? Ich habe auf Universitäten darüber streiten, und so gar behaupten gehört, er sey nicht blos nützlich, sondern beynahe unentbehrlich, denn die Universitäten pflegten sich nicht lange zu erhalten, die keinen Canzler hätten. Die Nebenanmerkung machte ich zwar, daß diejenigen, die diese Gesinnungen äusserten, etwas partheyisch denken möchten: der

eine war Canzler, und wollte seinen Titel gern important machen, der andere hoffete vielleicht sein Nachfolger zu werden: indes hinderte mich dis nicht, die Gründe mit Aufmerksamkeit zu hören. Das sahe ich wohl, daß sie etwas zu weit gingen: denn fast alles, was ihr Vertheidiger den Universitäten von dem Canzler versprach, pflegt der Curator zu leisten, und zwar dieser weit unpartheyischer, als es von einem, der selbst Collegia lieset, und dadurch in gar verschiedene Verhältnisse gegen Lehrer und Lernende kommen muß, zu erwarten stehet. So viel aber schien mir doch gegründet zu seyn, daß bey der jetzigen Verfassung der academischen Gerichte, ein Canzler, wenn er anders die dazu erfoderlichen Eigenschaften hat, überaus viel gutes stiften, und dem Verfall oder Ungleichheit der Disciplin vorbeugen könne: denn er wechselt nicht, wie das Oberhaupt der Universitäten, ab, und wenn er hinlänglich unterstützt wird, so muß seine Stimme bewirken können, was ein Syndicus, (der einzige beständige Beysitzer der academischen Gerichte, der aber zu sehr subordinirt zu seyn pflegt) nicht bewirken kann. Hypothetisch von einem Canzler, den ich bisher nicht kenne, zu reden, will ich auch gern eingestehen, daß, wenn ein Canzler von Einsicht und vollkommener Redlichkeit, das Recht hätte,

bey

bey Ertheilung der academischen Würden seine Einwilligung zu verweigern, so oft er es nöthig und den Candidaten unwürdig fände, dieses einen überaus vortheilhaften Einfluß auf Wissenschaften, Land, und Universität haben würde. Auf einer solchen Universität Doctor geworden zu seyn, wäre in der That Ehre. Allein ich kenne auch die protestantische Universität in Deutschland nicht, wo der Canzler das Recht übet, Nein zu sagen: sein ganzes Recht bestehet darin, daß er Ja sagen, oder gar nichts sagen, und seinen auf das Promotions-Diplom gedruckten Nahmen ohngefähr so theuer bezahlt nehmen kann, als dieser zur Sache wenig thuende Nahme werth ist.

Der zuerst genannte Vortheil, daß die Justiz besser und gleichförmiger geübet, und gute Ordnung auf der Universität erhalten wird, ist also wol der einzige, den sie von einem Canzler erwarten kann, und er ist in der That gros. Denn hiervon hänget nicht blos die fortdaurende Aufnahme der Universität, sondern, was noch überaus viel mehr werth ist, das Glück und die Sicherheit der sämmtlichen Studenten, und die bürgerliche Tugendhaftigkeit ganzer Länder ab. Allein diesen Nutzen kann ein Canzler nur alsdenn schaffen, wenn er die einem beständigen Beysitzer und Director des academischen

Gerichts

Gerichts unentbehrlichen Eigenschaften hat: viel Einsicht; eine unüberwindliche, und gegen die gewöhnlichen Versuchungen der Professoren Probe haltende Unpartheylichkeit; geschwinde Entschliessung; Muth, und doch Vorsichtigkeit; eine glimpfliche Art, das ganze Gericht zu lenken, wenn es fehlet, ohne es zu beleidigen; Ernst, mit untermischter Güte; und alles das, was Thomasius, der unter dem Nahmen eines Directors Canzler zu Halle war, die Kunst zu regieren nannte, und dabey selbst am Berlinischen Hofe die richtige Erinnerung gab, daß ein Professor ein sehr gelehrter Mann, und dem ohngeachtet zum Regieren, (er meinte blos das Regieren auf der Universität) ungeschickt seyn könnte. Allein daß eine Universität einen solchen Canzler bekommt, wird ein sehr seltener Glücksfall seyn, weil man bey Besetzung der Stelle eines Canzlers, selten auf diese, sondern entweder auf ganz andere, oder auf gar keine Eigenschaften zu sehen pfleget. Wo man sie noch am würdigsten vergiebt, wendet man sie an, einen vorzüglich verdienten Professor zu distinguiren, oder einen sehr berühmten Gelehrten, den man von auswärtigen Orten rufet, desto leichter zu bekommen, und mit einiger Herunterseßung der Professoren, die man schon hat, zu ehren. Hier sieht man also auf Gelehrsamkeit, oder

auf

auf den grossen Ruf eines Mannes; und die kann einer in einem hohen Grad haben, ohne Redlichkeit, und wenn er auch die hat, ohne die zur Regierung einer Universität nöthige Klugheit und übrigen Eigenschaften. Ein anderesmahl wird dieser Titel, oder ein gleichlautender, blos nach der Anciennetät in der Juristenfacultät vergeben, und denn trifft er, wen er trifft: oder wol gar auf wiederholtes Ansuchen, in welchem letztern Falle er wol kaum anders, als durch ein Wunderwerk, an den rechten Mann kommen wird. Denn wer zu einem solchen Amte wirklich im Stande ist, wird vermuthlich zu stolz seyn, darum anzusuchen.

Ueberlegt man dis, so scheint es: ein Canzler könnte der Universität sehr nützlich seyn, wenn er weislich, nach den vorhin erwähnten zu seinem Amt erfoderten Eigenschaften, und nicht blos nach Gelehrsamkeit, gewählet würde; vielleicht wäre er alsdenn im Stande, eine durch Mängel der Disciplin verfallene Universität wieder herzustellen, und eine blühende zu erhalten: — — — sollten sich aber die Obern in ihrer Wahl irren, und einen Canzler von entgegengesetzten Eigenschaften ernennen, so könne er eben so grossen Schaden thun, und, wenn er auch der gelehrteste Mann wäre, die Universität sehr herunterbringen: — — — es sey daher eine grosse

Sorg-

Sorgfalt nöthig, und lieber kein Canzler zu setzen, wenn man ihn nicht nach den vorhinbeschriebenen Eigenschaften genau kennet; besser, ein noch so berühmter Mann auf der Universität weniger, als ein schädlicher Canzler: — — würde aber dieser Titel blos als Belohnung ausnehmender gelehrter Verdienste eines Professors angewandt, ohne viel Realität damit zu verbinden, oder er fiele auf einen grossen Gelehrten von sonst unentschiedenen und gemischten Eigenschaften, so könnte es der Universität ziemlich gleichgültig seyn, ob sie einen Canzler hätte, oder nicht? er wäre als Professor eine Zierde von ihr, aber als Canzler entbehrlich und unbedeutend, nur, daß der Titel ihm zum Vergnügen diente. Auf die Art scheint es doch in den meisten Fällen besser zu seyn, wenn die Universitäten keinen Canzler haben. Selbst der zuletzt genannte entbehrliche und unschuldige Canzler wird doch einigermassen dadurch schädlich, daß er andere Professores misvergnügt macht, die bey einigem Bewußtseyn ihrer Verdienste selten dabey ganz gleichgültig sind, wenn ein Einziger ihnen so sehr vorgezogen wird. Wer um eine Zeit auf Universitäten gewesen ist, da ein noch so berühmter Auswärtiger als Canzler auf sie berufen ward, oder auch nur dergleichen im Werk war, dem wird nicht unbekannt seyn, was für ein ganz oder

fast allgemeines Misvergnügen unter den Professoren herrschete, und sie in Feinde des neuen Canzlers verwandelte. Dis ist auch nicht zu verwundern: denn wenn man auch dem Manne noch so viel Vorzüge vor allen übrigen Lehrern in seinem Fache der Gelehrsamkeit zugestände, und seinen Specialcollegen so viel Bescheidenheit und kluge Selbsterkenntnis, dis einzusehen: so werden doch, falls die Universität wohl besetzt ist, andere Wissenschaften und Facultäten auch grosse Männer haben, die man mit ihm nicht genau vergleichen kann, weil der gemeinschaftliche Maasstab fehlet. Ich erinnere mich eines Beyspiels, da die Widrigkeit der übrigen Professoren gegen einen Mann, von dem grössesten Ruf, der nur seyn kann, den sie als Canzler bekamen, und der dadurch zuerst ihre Gleichheit störte, sich so unter die Studenten verbreitete, daß es ihm, zur grössesten Verwunderung der Obern, im Anfang schwer ward, Zuhörer in seine Collegia zu bekommen, und wären seine Gegner nur von angenehmern Vortrage gewesen, als sie wirklich waren, so wäre er vielleicht über seinen Titel auf immer unbrauchbar geworden! Er erzählte selbst noch lange nachher seinen Freunden im Vertrauen, daß er in Universitätssachen oft wider seine Meinung votire, weil er sehe, daß die meisten Stimmen dem zuwider

zu seyn pflegten, was er votirt habe, und doch nicht gern wolle, daß aus Widrigkeit gegen ihn das Beste der Universität ausvotirt werden sollte.

Von dem Titel, Director der Universität, habe ich weiter nichts zu sagen, als von dem vorigen, Canzler. Beide Titel pflegen gleich zu seyn, und dis gehet zu Halle, das einigemahl einen Director und Canzler zu gleicher Zeit gehabt hat, so weit, daß sie nach der Anciennetät rouliren, und der Director den Rang über den Canzler hat, wenn er älter ist. Vicecanzler pflegt, wenn einige Realität damit verbunden ist, auch von dem vorhin beschriebenen Canzler nicht sehr verschieden, und der Titel denn gebräuchlich zu seyn, wenn ein vornehmer Herr am Hofe Canzler heißt. Was also von dem Titel, Canzler, gesagt ist, gilt auch von diesem.

Einzelne Facultäten pflegen wol einen Professor Primarius zu haben, welches gemeiniglich nach dem Alter gehet, also niemanden beleidiget. Doch behält sich bisweilen der Landesherr vor, bey Erledigung des Primariats einen Auswärtigen zu berufen, und ihn allen andern vorzuziehen. Die Sache ist unangenehm. Es kan nöthig seyn, sich das Recht zu reserviren; allein wenn die Facultät einigermassen gut besetzt ist, würde es nicht blos Härte, sondern auch Kurzsichtigkeit seyn, es zu üben. Die

Obern erklären dadurch selbst die ganze Facultät für, nur mittelmäßig; und wie sollte das Publicum nicht einigermassen versucht seyn, ihnen zu glauben? sie kränken alle Mitglieder der Facultät, an deren gutem Willen doch so viel gelegen ist: und wenn unter denen zum Glück oder Unglück einer seyn sollte, der Verdienste hat, sie kennet, und von Auswärtigen gekannt wird, so verliert ihn die Universität wahrscheinlicher Weise, und bekommt noch wol dazu an ihm einen Feind. Er müßte wenig Gall haben, wenn er die Zurücksetzung verschmerzen sollte, sonderlich wenn ihm der neue Primarius unmittelbar vorgezogen ist. Dis ist also ein Mittel, auswärtige Gelehrte zu erhalten, das man nicht wagen darf, wenn nicht die Facultät, in der es geschiehet, merkliche Mängel hat: bestehet sie aber aus Männern, die man gewiß behalten wird, so können die Obern mehr wagen; desgleichen, in dem Fall, wenn sie das harte Recht üben wollen, misvergnügten Professoren den Abschied zu verweigern. Nur ist dis ein Recht, bey dessen Uebung die blühendste Universität gewiß verwelken wird, und von dem so gar der Schein vermieden werden muß.

Bisweilen bekommt auch wol die ganze Universität einen Professor Primarius, um durch diesen Titel einen vorzüglich berühmten Mann, den man

auf

auf sie hinziehen will, zu begünstigen. Man kann ihm nicht füglich die unterste, oder die eben erledigte Stelle, geben, da er auswärts schon eine höhere gehabt hat: ihn in die Mitte der Facultät einzuschieben, wäre eine allzupersönliche Beleidigung für den, dem er unmittelbar vorgezogen würde, und doch auch wol für ihn nicht Ehre genug: man trift also das Temperament, ihn über alle zu setzen, damit niemand sich für persönlich beleidiget halten, sondern alle das Unangenehme unter sich theilen können. Ausserordentliche Fälle leiden freilich keine Regel, allein in den gewöhnlichen ist der beleidigende Titel sehr bedenklich. Der ganzen Universität ist es doch verkleinerlich, wenn er einem Auswärtigen, den man auf sie beruft, ertheilet wird, falls dieser Mann nicht in seiner Art ganz einzeln ist, und die Universität, die ihn verliert, keinen behält, den das Publicum mit ihm vergleichen kann. Er scheint ein noch stärkeres Bekenntnis der Obern zu seyn, daß sie ihre Professores für mittelmäßig halten, und bringt die auswärtige Universität, von der man ihn holt, in den Ruf, als wenn sie ganz ausserordentlich geschickte Männer hätte. Die Universität, die den gelehrten Mann aus ihrer Mitte verlieret, wird also vielleicht bey den Auswärtigen an Ruhm zunehmen, sonderlich wenn der Curator ein gutes Ge-

sichte dabey macht, und die andere, die ihn an die Spitze bekommt, verlieret in der Achtung der Ausländer, wenn sie auch an inneren Vorzügen gewönne. Den Professoren, die vorhin auf ihr lehreten, kann der Vorzug des neuen Primarii doch auch nicht angenehm seyn, ob sie sich gleich nur überhaupt gedemüthiget, und nicht so persönlich beleidiget fühlen, als wenn dem zweiten in der Facultät ein auswärtiger Primarius vorgezogen wird. . . Und, was das schlimmste ist, man kann die Sache nur einmahl versuchen, und hat weiter kein Mittel übrig, auf eben die Universität andere gleich berühmte Männer zu ziehen. Denn mehr als einen Primarium kann doch die Universität nicht haben, ohne den Titel lächerlich zu machen, und alle übrigen Professores ganz herunter zu setzen: und wenn einmahl das Exempel gegeben ist, so verlangen Auswärtige von vorzüglicher Celebrität, eine gleiche Distinction, als andern widerfahren ist, oder noch eine grössere. Wo hingegen ein- vor allemahl die Regel unverbrüchlich ist, daß kein Auswärtiger dem, den man hat, vorgezogen wird, sondern mit der untersten Ordinariatsstelle, oder mit der eben erledigten, zufrieden seyn muß, da ist ihm dis auch nicht Schande, und er pflegt wirklich damit zufrieden zu seyn, wenn nur sonst die Bedingungen so

sind,

sind, daß er gegen sie diese Kleinigkeiten von Rang und erster oder dritter Stelle vergessen kann. Der wahrhaftig berühmte Gelehrte sucht ohnehin in ihnen nicht seine Ehre, und er hat nur denn nöthig auf ihnen zu bestehen, wenn das Publicum aus vorhergehenden Beyspielen den Schluß macht, der Auswärtige, den man den Einheimischen vorziehet, sey ein berühmter Mann, und der andere, der mitten unter sie kommt, sey es nicht.

Daß einzelne Facultäten einen Senior haben, der ohne besondere Vorrechte deswegen so heißt, weil er wirklich der Aelteste ist, kann der Universität weder Vortheil noch Schaden bringen, und ist eine gleichgültige Sache. Bisweilen ist etwas mit diesem Titel verbunden: zwar wol keine eigentliche Belohnung und Zuwachs an Salario, aber doch ein gewisses Amt, das nicht viel Mühe, sondern nur Liebe zur Universität, und historische Einsicht in ihren Zustand erfodert. So sind zu Göttingen die sämmtlichen Seniores der Facultäten Mitglieder des Collegii, das die Aufsicht über die Witwencasse hat. Diese Einrichtung ist glücklich ausgedacht. Vermuthlich hat der, welcher sie projectirte, erwartet, daß die ältesten Professores am besten für die Witwen sorgen würden, weil sie die nächsten sind, Witwen zu hinterlassen. Sie müs-

sen aber doch auch selbst bey Witwencassen weder die einzigen Verwalter seyn, noch auch die Pluralität ausmachen: denn das höhere Alter nimmt zu sehr an Activität und Einsichten ab, als daß man ihm allein eine Anstalt überlassen könnte, bey der so viel auf eine Logik der Probabilitäten, Berechnung möglicher Fälle, und sichere Unterbringung der Capitalien ankommt, und selbst der Eifer für den Vortheil der Witwen kann bey alten Leuten partheyisch, und der Witwencasse verderblich werden; er kann zu liebreich für die jetzigen Witwen und die nächsten Exspectantinnen sorgen, und die Pensionen der Witwen zu früh, oder über das, was die Casse in die Länge tragen kann, erhöhen. Zu andern Geschäften, die mehr Munterkeit und Einsicht in den jetzigen Zustand erfodern, muß ein Collegium Seniorum gar nicht gebraucht werden, sondern höchstens dazu, das Alte im Gange zu erhalten, wenn es einmahl dem Wohl der Universität gemäß eingerichtet ist.

Auf einigen Universitäten erhält der Professor, der am längsten auf ihr gestanden hat, entweder von der Sache selbst und der Gefälligkeit seiner Collegen, oder durch die Gesetze, oder aus einer Gnade des Hofes, den Titel, als Senior der Universität. Dis ist eine niemanden nachtheilige Ehre, die

dem

dem Alter und langen Verdiensten erzeiget wird: alte Leute pflegen sich doch über sie zu freuen, und sie als eine Belohnung voriger Arbeiten anzusehen. Man lobet billig den Landesherrn, der wünscht, daß alle seine Bedienten recht vergnügt seyn möchten: auf der Universität, wo so viel von dem alle Schuldigkeit übertreffenden Eifer der Professoren abhänget, ist diese Güte zugleich Klugheit. Fast solte ich denken, man thäte nicht übel, mit dem Titel des Seniors der Universität einen besonderen Rang zu verbinden: er würde gleichsam eine Ersetzung desjenen seyn, was das nicht mehr so wirksame und endlich schwach werdende Alter in der Achtung der jüngeren Welt verlieret.

Hingegen scheint es bedenklich zu seyn, wenn bisweilen in der Hochachtung gegen das Alter noch um einen Schritt weiter gegangen, und der Senior der ganzen Universität zugleich zum beständigen Beysitzer des engeren Ausschusses, mit dem Rector oder Prorector zu deliberiren haben, gemacht wird. Neue Arbeit ist ohnehin keine schickliche Belohnung des Alters; und hier kann sie der Universität schädlich werden. Man erwartet von dem Alter Vorsichtigkeit, Klugheit und Erfahrung: allein das hohe Alter hat gemeiniglich auch seine Schwächen von verschiedener Art, und der Senior einer ganzen Uni-

versität wird schwerlich der Mann von sechzig Jahren, sondern gemeiniglich etwas jünger oder älter als 80. Jahr seyn. Wie wenige Ausnahmen sind in dem Alter, die nicht, bald zu eigensinnig, und bey dem bleibend, was in ihrer bessern Zeit gewöhnlich war, bald zu gütig und nachgebend, ein anderesmahl zu behutsam, zu verzögernd, oder auch zu schwazhaft, die Geschäfte mehr hindern als fördern sollten?

§. 72.

Die Besoldungen der Professoren sind auf den Deutschen Universitäten sehr verschieden abgemessen: auf einigen ältern, hier vorzüglich reich, und dort so geringe, daß man sie kaum nennen darf: auf den neueren, die seit 80. Jahren gestiftet sind, mittelmäßig, doch mit einem Unterschied der Wohlfeile und Theure des Orts. So gar geringe dürfte man sie nicht mehr machen, denn sonst würde man keine Professores von andern Universitäten bey Stiftung der neuen erhalten haben, und denn wäre die Universität schwerlich zu Stande gekommen, und je mehr es dem Stifter darauf ankam, berühmte Männer auf seine Universität zu ziehen, desto freygebiger mußte er auch in den Salarien seyn. Indessen ist doch nirgends diese Freygebigkeit so weit gegangen, daß die Professores der neueren Universitäten so gut stehen sollten, als einige auf den wohldotirten alten,

und

und man hat, wenn die neue Universität blühend werden sollte, sich doch mit der Zeit zu stärkeren Salarien verstehen müssen, als man bey der ersten Anlage bestimmet hatte.

Billigkeit und Klugheit erfodern freilich, den Professoren hinlängliche Besoldungen auszusetzen: was aber dis hinlängliche sey, läßt sich nicht überhaupt bestimmen. An einem Orte ist es theurer als an dem andern, es ist mehr Luxus eingeführet, und nach und nach für den, der sich nicht herunterseßen will, zur Nothwendigkeit geworden; es ist mehr oder weniger mit Collegiis zu verdienen: diese, und dergleichen Ursachen, machen eine solche Verschiedenheit, daß bisweilen die Professores auf der einen Universität bey weit stärkeren Besoldungen nicht so gut stehen, als auf der andern bey schwächeren.

Man verlanget von einem Professor noch ausser gewissen natürlichen Gaben so viel oder mehr durch Fleiß erworbene Geschicklichkeit, als zu andern sehr einträglichen weltlichen und geistlichen Aemtern nöthig ist: es scheint also auch billig zu seyn, daß er nicht schlechter stehe, als er in jenen Aemtern gestanden haben würde. Setzt man den Professor schlechter, so darf man sich nicht wundern, wenn die geschicktesten Leute lieber andere Aemter suchen, und für die Universitäten nur die schlechteren übrig

bleiben: und dis würde noch häufiger geschehen, wenn nicht manchen jungen Gelehrten durch ein dem Publico nützliches Vorurtheil das Universitätsleben glänzender und glücklicher vorkäme, als es wirklich ist.

Es scheint, ich habe vorhin noch zu wenig gesagt. In der That stehen auf manchen Universitäten, wenn man nur nicht die Besoldung allein, sondern ihre übrigen Einnahmen mit dazu rechnet, die Professores weit besser, als sie in andern, dem Range nach gleichen oder wol gar höhern Bedienungen, die sie wahrscheinlicher Weise hätten hoffen können, gestanden haben würden. Und auch dis ist der Billigkeit gemäß, ja beynahe nothwendig, wenn die besten Professores nicht in die Versuchung kommen sollen, sich lieber um andere Bedienungen zu bewerben. Denn in der That ist doch ihr Amt mühsamer, als die meisten andern: sie müssen beständig zulernen, wenn sie gut bleiben sollen, in manchem andern einträglichen Amte hat man dis nicht nöthig, sondern hat doch endlich ausstudirt: sie leben, wenn anders die Universität blühend ist, und eine starke bemittelte Jugend auf ihr zusammenkommt, gemeiniglich an dem theuresten Ort des Landes, blos etwan die Residenz ausgenommen: da die Umstände anderer Bedienungen sich gemeiniglich mit den Jah-

ren

ren verbessern, und wenigstens nicht schlechter werden, so ist es sehr wahrscheinlich, daß eines Professors Einnahme im Alter geringer seyn wird, als in seinen besten Jahren, weil ein grosser Theil von ihr auf der Bezahlung der Collegien beruhet. Der siebenzigjährige Mann kann nicht so viel lesen, als der vierzig- oder funfzigjährige, und findet auch vermuthlich nicht mehr so viel Beyfall. Diese unangenehme Aussicht aufs künftige muß doch durch etwas vergütet, oder den Augen entrücket werden. Und zu dem allen kommt noch der Umstand, daß nur wenige, die eigene Mittel haben, ihr Glück auf Universitäten suchen, und andere, die etwas eigenes haben, es in den ersten Jahren zusetzen oder vermindern müssen, weil das Glück der Universitäten langsam ist: manche andere Bedienungen hingegen theilen die Begüterten, und der Adel unter sich. Bey diesen soll also die Besoldung nur eine Beyhülfe seyn: die meisten Professoren aber müssen von ihrer Bedienung leben. Darunter verstehe ich aber freilich nicht die Besoldung allein. Der Professor hat noch ausser ihr Einkünfte von Collegiis, und ich habe schon oben bemerkt, wie nachtheilig den Universitäten die Freygebigkeit seyn könnte, die keinen Verdienst von Collegiis zum voraus setzen, sondern die Professores blos aus der landesherrlichen Casse unterhalten und beloh-

belohnen wollte. Die Proportion zwischen der Einnahme von Collegiis und der Besoldung läßt sich wiederum nicht allgemein projectiren. Nur kann man das sagen: wo die Universität wenige Studirende hat, wo viel Arme sind, die die Collegia nicht bezahlen können, oder die Gewohnheit eingeschlichen ist, die Bezahlung der Collegien zu vergessen, und wo viele Professores sind, die den Applausum theilen; da müssen die Besoldungen stärker seyn, wenn ein Professor standesmäßig leben soll: hingegen kann er auf einer blühenden Universität, wo die Bezahlung der Collegien eingeführet ist, und nicht mehr Professores sind, als die Universität wirklich bedarf, mit einer weit geringeren Besoldung auskommen, und besser zufrieden seyn.

Doch auf alle diese Betrachtungen von Billigkeit pflegt das wenigste bey Bestimmung der Grösse der Besoldungen anzukommen: Glücksfälle, und persönliche Gunst ausgenommen, haben gemeiniglich die beiden Ursachen, altes Herkommen, und, Nothwendigkeit, am meisten dazu beygetragen, wenn man einen Professor reichlich besoldet siehet. Auf einigen Universitäten sind schon gewisse, entweder Professionen, oder Stellen in den Facultäten, von Alters her reichlich dotirt, z. B. zu Leipzig die obersten Stellen durch Beylegung von Canonicaten. Ist dis, und hat die Universität gewußt, ihre alten

Stif-

Stiftungen zu erhalten, daß sie nicht nach Willkühr zertheilt, oder durch die Münzveränderungen vom Gulden der alten Welt zu unserm jetzigen leichtern heruntergebracht sind, so sind diese Professionen ohne eine neue Freygebigkeit einträglich. Bey einer solchen Universität pflegt viel auf die Anciennetät anzukommen, und die Einnahme mit den Jahren immer besser zu werden. Dis ist eine Aussicht, welche macht, daß Professores auf ihr am liebsten stehen, und sie kaum verlassen werden. Denn für ihr Alter dürfen sie ordentlich, (ich setze dis Wort, weil es Ausnahmen giebt) aber ordentlich dürfen sie doch gewiß für ihr Alter von der Gnade der Mäcenaten, die nicht als Herren, sondern als Haushälter belohnen, keine Zulagen erwarten, weil sie im Alter nicht an Brauchbarkeit und Activität zunehmen, und vielmehr immer entbehrlicher werden. Machen nun die Schwächen des Alters, daß ihr Beyfall in Collegiis abnimmt, so stehen sie auf einer Universität, wo alle Besoldungsvermehrung blos von der Gnade der Obern abhänget, im Alter schlechter, als vorhin. Wer wird nicht, wenn er eine so unangenehme Aussicht auf andern Universitäten vor sich hat, die Universität überaus vorziehen, wo sich seine Umstände mit den Jahren verbessern? Durch Hoffnung wird beynahe das

menschliche Herz stärker gereitzt, als durch Besitz; und auf einer Universität, wo die unteren Professoren schwache, und die in der ersten und zweiten Stelle sehr starke Besoldungen haben, bewirket, wenn man nur weiß, daß ein verdienter Mann im Avancement nicht übergangen wird, diese Hoffnung nicht selten, was auf andern Universitäten starke Zulagen bewirken müssen, und nicht immer ausrichten können. Diese Einrichtung scheint vortheilhaft zu seyn, und merkliche Vorzüge vor der zu haben, wo die Vermehrungen der Besoldungen blos von der Gnade des Mäcenaten, wenn er auch der beste und einsichtsvolleste wäre, abhängen. Es ist wahr, es hat den Anschein, als würden im letztern Fall die Belohnungen mehr nach Verdiensten ausgetheilt werden können, als wo Zufall und Alter so viele Hand im Spiel haben: wenn aber auch das, und noch dazu ganz ohne Ausnahme, wäre, so reitzt es doch die Hoffnung nicht so, denn niemand kann sich zutrauen, im Alter noch eben die Verdienste zu haben, die er in den besten Jahren hat. Allein auch der beste Curator, der für das Wohl der Universität am sorgfältigsten ist, sieht bisweilen nicht so wol auf Verdienste, als auf Nothwendigkeit, auf Unentbehrlichkeit, auf Gefahr des Verlustes, wenn er Vermehrungen des Gehalts bewilliget: und wenn das ist,

so

so wird das sich seiner selbst bewußte Verdienst, wenn es wählen kann, noch unentschlossen seyn, welche Universität es wählt, jene, wo es gewiß mit den Jahren belohnt wird? oder diese, wo die Belohnungen blos von dem Willen des jedesmahligen Curatoris abhängen?

In der That scheint eine Mischung zwischen beiden am besten: wie sie aber einzurichten sey, ist ein Problem, von dem ich lieber stille schweige.

Nothwendigkeit bestimmet die Grösse der Besoldungen, wenn der Curator es nöthig findet, einen auswärtigen Gelehrten zu berufen, der für das gewöhnliche Salarium nicht zu haben ist, und sich selbst die Bedingungen macht: oder wenn ein Professor, den die Universität nicht füglich entbehren kann, einen auswärtigen Ruf bekommt, und von dessen Annehmung durch Zulagen abgehalten werden muß. Einer von beiden Fällen macht gemeiniglich auf den neueren Universitäten, die für einzelne Professionen keine so reichen Stiftungen haben, als die am besten dotirten unter den alten, das Glück der Professoren. Niemand wird dis tadeln, oder wenn es jemand thäte, so thäte er unrecht. Ist einmahl der auswärtige, oder der einheimische Professor, der Universität nöthig, und kann ihn der Curator für die gewöhnlichen, oder gar für schwächere

Salas

Salaria, nicht haben, so erfodert es das Beste der Universität, mehr zu geben, wenn nur mehr da ist; und man kann es auch weder dem Auswärtigen verdenken, wenn er einen Ruf, der ihn nicht merklich besser setzt, nicht annehmen, noch dem Professor, den man einmahl hat, wenn er nicht bey geringer Besoldung bleiben will, da ihm anderwärts bessere Bedingungen angetragen werden. Es gehet da, wie in einer Auction: wer ein Buch, das wegen Seltenheit im hohen Preise stehet, haben will, muß mehr bieten als der andere. Von Vaterlandsliebe wird mir hier doch niemand etwas erzählen wollen: es würde höchstens ein Stück aus der Moral seyn, und ich habe schon etlichemahl gesagt, daß ich keine Moral für Professores schreibe, sondern die Welt nahme, wie sie ist. Allein auf den berühmtesten Universitäten sind wol die besten Professores noch dazu Ausländer, die keine Vaterlandsliebe an ihnen üben können: und denen, die ganz mit Landeskindern besetzt sind, pflegt man ihre Professoren ruhig zu lassen. Wer für eine Universität sorget, muß also freilich der Nothwendigkeit folgen: und doch pflegen diese abgezwungenen Vermehrungen der Besoldung weit weniger Dankbarkeit zu erregen, als die von freyen Stücken geschehenen. Vielleicht hätte eben die Zulage mehr Einfluß in den guten Willen

des

des Professors gehabt, und wäre ihm dabey angenehmer gewesen, wenn sie ein Jahr vorher blos aus Billigkeit und Schätzung seiner Verdienste gegeben wäre, als jetzt, da über sie gehandelt, und sie durch einen auswärtigen Ruf erzwungen wird. Es kann daher, wie öfters Beobachtung der Billigkeit die beste Politik ist, nützlich seyn, eine Sache, die künftig geschehen muß, etwas früher zu thun, und sich dadurch denjenigen Gelehrten, der nicht wohl entbehret werden kann, nicht blos durch Interesse, sondern durch Zuneigung, auf Lebenslang zu eigen zu machen. Nicht selten ist dis so gar eine Erspaxung für die Casse: denn nach der gewöhnlichen Empfindung des menschlichen Herzens richtet eine mässige von freyen Stücken gegebene Zulage, das auf eine ganz leichte Weise aus, wozu nachher, wenn der Professor, den man nicht gern verliert, sich auf einen auswärtigen Ruf eingelassen hat, das doppelte, oder wol noch mehr erfodert werden wird. — — — — Alles dis ist der Theorie nach leicht gesagt, und die speculativische Regel findet man wol schon in einer alten Moral, längst vor der Zeit der Universitäten: allein sie zu beobachten, das ist für die Mäcenaten eine sehr schwere Sache, und immer für den, der am eifrigsten für die Aufnahme seiner Pflegbefohlnen sorget, am schwersten. Es

erfodert nicht blos eine gewisse Edelmüthigkeit der Gesinnungen, die das Verdienst gern belohnt, wenn sie es belohnen kann, ungern bitten hört, und noch ungerner sich etwas abzwingen läßt, sondern zugleich viel Oeconomie, und viel kaltes Blut bey ungestümen Bitten, und eben so zudringlichen Recommendationen. Der Solicitanten, auch derer, die auswärtige Vocationen haben oder vergeben, sind oft so viel, und die Cassen selten so reich, daß der Austheiler der Belohnungen etwas für das bescheidene Verdienst übrig behält, das ihm nichts mit der fremden Vocation in der Hand abfodert. Vielleicht reicht die Casse kaum hin, das eigentlich nöthige oder nöthig scheinende zu thun, und die Professores, die auf diese Weise stark bitten, zu erhalten: durch die Ausgabe ist sie erschöpft, und der Curator auf einige Zeit ausser Stande gesetzt, blos von freyen Stücken nach Verdienst, Zulagen zu machen, die nach ein paar Jahren eine wahre Ersparung seyn würden. Und hat man erst an einigen Beyspielen gemerkt, daß der Zwang hilft, so gehet es immer weiter, und die Universitätscasse wird von denen, die auswärtige Anträge haben, oder zu haben vorgeben, so belagert, daß nicht viel mit besserer Manier zu vergeben übrig bleibt. Hierzu können noch andere Hindernissen kommen, die ich nicht alle

nennen

nennen will: und es scheint, der Landesherr, oder der Curator einer Universität, der Verdienste edelmüthig belohnen will, müsse vorher geitzig seyn, um gerecht und edelmüthig seyn zu können. Dafür muß sich wenigstens der Curator, der seine Universität lange blühend erhalten wollte, sorgfältig hüten, so schwer es ihm auch gemacht werden möchte, daß nicht auswärtige Vocationen gleichsam der ordentliche Weg zur Erhaltung der Zulagen werden, und der zurücke steht, der dis Mittel nicht gebrauchet. Ist dieses einmahl der Fall, und giebt es wenig unerzwungene Belohnungen, so wird nicht allein die Dankbarkeit allzusehr niedergeschlagen, an deren Stelle andere eigennützigere Affecten treten, die zum gemeinen Besten nie so wirksam sind, als jener schönere, alle Belohnungen vergrössert setzende, Enthusiasmus, sondern die Professores lernen es auch, sich um auswärtige Vocationen zu bemühen, und dadurch am Ende viel mehr Geld zu erpressen, als sonst nöthig gewesen seyn würde. Wer kann es ihnen verdenken, wenn einmahl dis der einzige Weg ist, zu dem zu gelangen, was sie verdienen? nur ist es Schade, daß die Unbescheidenheit ihn ein wenig sicherer oder beherzter gehet, als das Verdienst! Es ist wahr, hierwider hat das Uebel selbst ein Gegenmittel veranstaltet: denn Auswärtige merken es

auch, daß man ihre Anträge nur anwenden will, sich auf der Universität, auf der man stehet, bessere Bedingungen zu verschaffen, und hüten sich, da den Antrag zu thun, wo nur eine Zeitlang darüber complimentirt, und denn aus der Sache nichts wird. Sie hätten zwar auch dagegen ein neues Gegenmittel, das ich aber hier nicht nöthig finde anzuzeigen, da es doch unten vorkommen wird.

Man macht häufig einen Unterscheid in der Stärke der Salarien nach den Facultäten. Keine stehet in Gefahr, schlechter dabey zu fahren, als die medicinische, weil man bey ihr auf die Praxis rechnet: und denn vergißt man, daß der Professor, der von der Praxis leben soll, sie seinen Collegiis vorziehen, und diese zur Nebensache machen wird. Häufig haben die beiden ersten Facultäten das Glück, daß auf sie bey der Stiftung reichlicher gerechnet ist, als auf die philosophische, die in der Ordnung die unterste geworden ist: selten, doch bisweilen, ist die philosophische besser dotirt, weil man von Theologen und Juristen erwartete, daß sie noch andere Aemter verwalten, und davon ihr Auskommen haben könnten. Beides ist dem Besten der Universität nicht gemäß: nicht das letztere, denn Nebenämter, von denen der Professor leben soll, hindern seine Brauchbarkeit, in so fern er Professor ist; nicht das

erstere,

erstere, weil zum Professor in der vierten Facultät nicht weniger, ja bisweilen mehr Gelehrsamkeit erfodert wird, als zu dem in den beiden ersten, und dabey haben doch gewiß die Professores der philosophischen Facultät nicht die Nebeneinkünfte, die das Spruchscollegium der juristischen verschafft, und die Promotionen sind in ihr auch seltener, und bey weitem nicht so einträglich, als in der juristischen und mediciniſchen. Sollen sie nun dabey geringere Salaria haben, so ist die Ungleichheit sehr groß. Doch hier pflegt wol nachher die Nothwendigkeit in das Mittel zu treten, und die Gleichheit wieder herzustellen. Ich habe einmahl beyläufig Projecte gesehen, die vor vielen Jahren bey Stiftung einer Universität gemacht wurden: in diesen war auch Anfangs daran gedacht, jeder Facultät nach Stand und Würden Salaria zu bestimmen. Es geschahe aber nicht allein nicht, sondern es hat sich zugetragen, daß man glaubte, die stärksten Salarien wären, nach Proportion der Dienstjahre, in der philosophischen Facultät. Genau kann ich nicht sagen, ob sich die Sache wirklich so verhielt, denn ein Fremder erfährt nicht alles: so viel aber ist gewiß, daß zu der Zeit, da ich mich dort aufhielt, der jüngste Professor Ordinarius Philosophiä, und der Primarius der Juristenfacultät einerley Besoldung hatten, und

keiner in der theologischen hatte so viel. Das Publicum nahm es auch gar nicht übel, denn es wußte, daß der Philosophe nicht für geringere Besoldung von fremden Orten her zu erhalten gewesen wäre.

Die Frage ist nicht selten aufgeworfen: ob es besser sey, daß die Salarien auf Universitäten blos in baarem Gelde, oder zum Theil in Deputaten an Holz, Frucht, und dergleichen Naturalien, bestehen? Deputate haben freilich ihren Vortheil, und eine Universität, die mit auf sie gestiftet ist, scheint der Gefahr weniger ausgesetzt zu seyn, daß die Besoldungen, die bey der Stiftung reichlich genug seyn mochten, nach ein Paarhundert Jahren schlecht, und unbeträchtlich werden. Denn Gold und Silber verlieren freilich von Jahren zu Jahren an ihrem Werth, weil immer mehr Metall aus der Erde gegraben wird, Naturalien aber behalten ihren wahren innern Werth, und werden, gegen Geld gerechnet, von Zeit zu Zeit theurer: wer kann wol jetzt in Deutschland für eben so viel Silber eben so gut leben, als nur noch vor dreißig, oder gar vor hundert, und zweyhundert Jahren? Die Münzen ändern sich auch, und werden durch allerley Zufälle geringhaltiger: wenn nun eine Universität auf einen alten Münzfus gestiftet ist, jetzt aber werden die Salarien nach einem geringhaltigern gezahlet, so bekommen freilich die Profes-

fores noch eben so viel Thaler oder Gulden, aber nicht gleich viel Silber. Daher ist freilich, wenn die Besoldungen blos auf Geld gestiftet werden, nicht so gut für die Zukunft gesorget: und es möchte eine Zeit kommen, da die Universität aus Mangel hinlänglicher Salarien in Verfall geräth.

Und dem ohngeachtet halte ich es doch mit denen, die die Stiftung der Salarien auf baar Geld vorziehen: etwan mit dem einzigen Zusatz, daß der Stifter in die Privilegien der Universität einrückte, wenn er, oder seine Nachfolger, dereinst eine Aenderung im Münzfus vorzunehmen für rathsam befänden, so sollten alsdenn alle und jede Salaria, Pensionen, und Gnadengelder der Professoren nach eben der Proportion erhöhet werden, so daß die Professores nicht eben so viel Stücke von Thalern oder Gulden, sondern eben so viele Mark feines Silbers erhielten, als sie nach dem vorigen Münzfus zu fodern hatten. Vielleicht wäre auch gut, noch ferner in die Privilegien zu setzen, daß die Salaria nicht in kleinern Münzseiten, deren mehr Gulden aus der Mark gemünzt zu werden pflegen, sondern in gröberen Sorten, wo so und so viel Gulden auf die Mark gehen, zahlbar sind. Welcher Stifter dis thut, der sorget für seine Universität; wer es vergißt, der hat etwas gestiftet, das künftig

nicht erfüllet werden wird. Man denke nur an die bisherigen Veränderungen des Münzfuses. Es war doch eine Zeit, da die Mark zu sieben Gulden ausgemünzt ward: und jetzt geschiehet es, nach Verschiedenheit der Länder, zu 18, zu 20, zu 24 Gulden. Ein Salarium von 1200. Rthlr. nach dem letzten Fus, ist nicht mehr, als eins von 350. Rthlrn. nach dem alten. Der Französische Livre betrug ursprünglich so viel, als der Englische, jetzt aber ist er, nach so vielen Veränderungen, gar zum vier und zwanzigsten Theil des Pfund Sterlings geworden, und was er künftig werden wird, kann niemand sagen.

Der andere Einwurf bleibt freilich, daß das Geld an Werth abnimmt, und die Waaren im Preise steigen: doch geschiehet dis langsamer, und wenn es in unserm Jahrhundert, bey gleichbleibenden Fruchtpreisen, (diese sind so gar in dem Jahr, da ich dis schreibe, zum Nachtheil von Deutschland allzuniedrig,) geschwinder geschehen ist, als sonst, so hat es besondere Ursachen, vielleicht die lange in Europa herrschende Viehseuche, und den unter Leuten niedrigern Standes einreissenden Luxum, der ihre Arbeit vertheuret. Immer wird Zunahme der Theurung nicht mit so geschwinden Schritten fortgehen: und ich sollte glauben, die Besoldung, die jetzt reichlich ist, würde auch nach hundert Jahren

noch

noch nicht wenig seyn, wenn nicht GOtt zur Strafe der Welt ein neues Peru entdecken läßt, oder, (da GOtt vor sey! denn da sind wir alle verlohren,) jemand das Unglück hat, den lapidem philosophorum zu erfinden, und Gold so viel zu machen, daß es nicht mehr gilt. Nach zwey oder drey hundert Jahren können freilich eben so viele Mark Silber, als jetzt eine hinlängliche oder reiche Besoldung für einen Professor sind, so tief herunter gesunken seyn, daß sie der Nachwelt vorkommen, wie uns eine Besoldung von hundert Gülden. Darf ich aber wol so ruchlos seyn, es zu schreiben? was nach zwey oder dreyhundert Jahren seyn wird, gehet uns nicht an; wir können es der Nachwelt überlassen! Ich meine es nicht so übel, als die Worte lauten. Wenige, oder keine Universitäten, die jetzt blühend sind, werden es über zwey oder dreyhundert Jahre noch seyn, wenn man auch bey ihrer Stiftung noch so vorsichtig für das 21ste Jahrhundert gesorget hätte: nichts von Menschenhänden gestiftetes bleibt ewig. Da ich mir nun einmahl den Gedanken nicht aus dem Sinne bringen kann, von dem ich es wohl weiß, daß er so vielen zu misfallen das Unglück gehabt hat, (der Schwindsüchtige wird freilich auf den Medicum böse werden, der ihm anräth, den Prediger holen zu lassen,) daß es nützlich wäre, nicht blos neue Univers-

stitäten zu stiften, sondern auch verfallene wieder eingehen zu lassen: so betrachte ich Universitäten nicht, als auf die Ewigkeit gestiftet; zum wenigsten rathe ich nicht, um des ein und zwanzigsten Jahrhunderts willen etwas zu thun, das im achtzehnten nachtheilig seyn möchte. Bleibt aber die Universität so lange blühend, oder erholt sie sich alsdenn wieder, so ist aus der bisherigen Erfahrung sehr vermuthlich, daß eins von beiden, oder gar beides geschehen, und den Unterscheid des jetzigen Silberpreises gegen den künftigen gut machen wird. Entweder es kommen nach und nach Zulagen aus der Casse des Landesherrn dazu, (denn an Privatstiftungen, an Skyttianische Professionen, darf ich nicht gedenken, so weit gehet der gelehrte Patriotismus in Deutschland nicht,) und ersetzen nach und nach so viel, als das Geld an Werth verlieret: oder ein künftiger Verjüngerer der Universität siehet, daß die Salarien nicht mehr hinreichen, verbessert sie, und stiftet die Universität gleichsam zum zweitenmahl. Wir haben doch von dem einen und andern noch in unserer Zeit Beyspiele, so gar auf neuen Universitäten, gehabt. Erlangen wird jetzt wirklich beynahe von neuem gestiftet: zu Halle sind mehr als einmahl neue Besoldungen aus der Königlichen Chatoulle gemacht, darunter des Barons von Wolf seine die ansehnlichste

lichste war, und allein über den vierten Theil der ersten Stiftung der ganzen Universität betrug: nach Göttingen muß auch gewiß jetzt weit mehr an Besoldungen gehen, als die Anfangs ausgesetzten 16,800. Thaler, nachdem die Zahl der Professoren, die zuerst unter zwanzig war, über vierzig gestiegen ist, und die jetzigen Besoldungen zum Theil stärker sind als die anfänglichen: und bey der besonderen Gnade des Landesherrn, die jetzt Tübingen geniesset, ist vermuthlich mit dem neuen Nahmen der Universität eine gleiche Verbesserung verknüpft gewesen, wiewohl diese Universität so reichlich dotirt ist, daß sie einen neuen Zuschuß weniger nöthig hatte.

In der That hat doch auch die Stiftung der stehenden Einkünfte auf Deputate ihre grossen Beschwerlichkeiten. Hat die Universität selbst Landgüter, die sie administriret, und von denen die Deputate kommen, so werden die Professores zum Nachtheil ihrer Hauptbeschäftigung in Oeconomen verwandelt, und durch Nebensachen, die Zeit erfodern und Geld einbringen, zerstreuet: und dabey pflegen doch die Güter selten vortheilhaft administrirt zu werden. Würden ihnen aber auch die Deputate, ohne sie selbst mit Administration der Güter zu belästigen, geliefert, so giebt es beständig Anlaß zu Streitigkeiten und Verdruß, weil es nicht so leicht

ist,

ist, den Werth der Naturalien im Augenmaaß zu haben, als zuzusehen, ob Münzen Edictmäßig sind, und sie zu zählen. Ein paar Professores, (vielleicht gar ein eifrig orthodoxer Theologus und ein Metaphysicus, in dem man es am wenigsten suchte) werden zu viel verlangen, und in stetem Zank und Unruhe leben: zehn andere werden, weil sie zu wenig vom Hauswesen verstehen, die Hälfte, oder wenn der Amtmann nicht so gar schlimm ist, zwey Drittheile von dem bekommen, was ihnen vermacht war: ein paar Philosophen giebt es auch immer unter der Zahl, die den Don Quichote spielen, und übertrieben billig seyn wollen: haben diese Impertinenz genug, im Concilio einen lauten Ton anzunehmen, und Bestehung auf seinem Rechte als Geiz und Unbilligkeit herunterzusetzen, so verliert die Universität nach und nach durch geduldete Abkürzungen, die zum Recht werden, so viel, daß vielleicht ihr Deputat stärker zusammenschmelzen wird, als die Besoldung an Gelde selbst durch die Veränderung des Münzfusses thun konnte. Es ist ganz unglaublich, was für eine sonderbare Billigkeit einige nicht eben gutherzige, sondern stolze und eigensinnige Gelehrte, blos um billig zu scheinen und andern zu widersprechen, im Gehirn haben, sonderlich wenn sie eine Kunst wissen, sich persönlich von Tra-

gung

gung des Schadens loszumachen: wiewohl der philosophische Eigensinn auch wol blos aus Singularität, und nur seine Meinung durchzusetzen, einen Schaden trägt. Allem dem Schaden, allen den Zeit verderbenden Zänkereyen und Sorgen, sind Professores nicht ausgesetzt, wenn sie blos Geld bekommen, das sie zählen können. Andere Bedienungen mögen eher auf Deputate gegründet werden können, man vervortheilt den Empfangenden nicht so leicht, weil er mehr mit dem Lande Connexion hat, und gleiches mit gleichem erwiedern könnte, oder doch die Haushaltung verstehet: dis erwartet man aber von dem Gelehrten selten, und der Pachter auf dem Lande gönnet ihm so wenig das Seinige, und sieht ihn für so fremde an, daß er recht Lust bekommt, ihm etwas weniger zu liefern, und denn doch noch durch die Finger zu sehen, wenn es der Bauer, der es überbringen soll, zehntet.

Hiermit aber ist eine ganz andere Frage, ob es besser sey, die Universitäten blos auf baar Geld, oder auf liegende Gründe zu stiften? nicht entschieden. Sie wird unten vorkommen. Eine Universität kann liegende Gründe und Rittergüter haben, ohne daß die Professores sie selbst administriren, oder Deputate bekommen. Der Landesherr, oder die Regierung, kann sie administriren lassen, und

den

den ganzen Betrag in baares Geld verwandeln, um davon die Professores zu salariren. Alsdenn wird es auch möglich seyn, die Salarien wenigstens alle funfzig Jahre zu erhöhen, weil die Aufkünfte liegender Gründe, und die Pachter der Aemter, so lange im Steigen zu seyn pflegen, als die Anzahl der Einwohner im Lande zunimmt, und mehr Silber aus der Erden kommt.

§. 73.

Ausser den Besoldungen, zu denen ich auch Canonicate und andere Stiftungen mit rechnen will, weil sie doch am Ende nichts anders sind, als Besoldungen unter anderm Nahmen, haben die Professores noch manche andere Einkünfte. Von der wichtigsten, den Honorariis für Collegia, ist schon manches beyläufig gesagt, und das übrige wird unten in dem Abschnitt von Collegiis vorkommen. Dis ist die einzige Art der Einnahme, die zum Fleiß zwinget, und deshalb ist rathsam, eine Einrichtung zu treffen, nach der sie immer eine sehr ansehnliche Proportion gegen die stehenden Besoldungen behält. Nimmt sie ab, und wird es zur Gewohnheit, die Collegia nicht zu bezahlen, so muß entweder der Landesherr durch stärkere Salarien den Abgang ersetzen, oder er läuft Gefahr, die besten Professores von

seiner Universität zu verlieren, so bald sie auswärtige Vocationen haben: nimmt sie zu, und übersteigt sie das Salarium bey weitem, so wird er nicht leicht hören, daß ein geschickter Professor von seiner Universität weggehen will, wenn er auch nur mittelmäßig besoldet wäre.

Das Spruchscollegium in der Juristenfacultät ist auf berühmten Universitäten, ja selbst auf einigen nicht sehr berühmten, nach denen einmahl die Acten ihren Lauf genommen haben, einträglich, und kann einem arbeitsamen Beysitzer jährlich etliche hundert Thaler abwerfen. Ehedem, da das Verschicken der Acten noch häufiger geschahe, und der Universitäten weniger waren, betrug es noch mehr. Man könnte hier freilich die haushälterische Frage aufwerfen, ob es nicht vortheilhafter wäre, kein Spruchscollegium in der Juristenfacultät zu haben, weil doch wirklich die Professores viel Zeit auf die Acten wenden müssen, und man vielleicht, den Ordinarium mitgerechnet, zwey Professores Juris mehr besolden muß, als zu eben den Collegiis nöthig seyn würden, wenn sie sich blos dem Unterricht der Jugend widmeten. Allein der beständige Umgang der Professoren in der Juristenfacultät mit Acten trägt so viel bey, ihren Vortrag brauchbarer und practischer zu machen, und sonderlich ihnen die besten und

immer neue Exempel zu Erläuterung dessen, was sie lehren, an Hand zu geben, daß eine Universität, die kein Spruchscollegium hätte, gewiß nicht wenig verlieren würde. Werden die Responsa mit Fleiß ausgearbeitet, so geben sie der Universität auswärts ein Ansehen und erwerben ihr Zutrauen.

Die Promotionen, oder Ertheilungen der sogenannten höchsten academischen Würden, gehören gleichfalls zu den Quellen der Einkünfte einiger Professoren, und blos von dieser Seite sehe ich sie jetzt an, da ich sonst noch einmahl unten von ihnen zu reden haben werde. Nicht alle Professores haben Antheil an dieser Art von Einkünften; nicht die Extraordinarii, auch nicht die Ordinarii, die etwan über die in den Statuten bestimmte Zahl gemacht sind, sondern blos diejenigen Ordinarii, die in den Facultäten Sitz und Stimme haben, und den Titel, Doctor, und Magister, vergeben.

In keiner Facultät pflegen die Promotionen so viel einzutragen, als in der mediciniſchen, wenn sie anders gut besetzt ist: denn ordentlich muß jeder, der Medicinam studirt hat, um practiciren zu können, Doctor werden. Wo die Universität blühend ist, kann ein Professor Ordinarius der Medicin blos auf diese Einnahme ein Jahr gegen das andere drey oder vierhundert Thaler, auch wol noch mehr, rechnen.

nen. Es entstehen aber auch in keiner Facultät aus den Einkünften, die die Promotionen abwerfen, so viel Misbräuche. Nicht nur Unwürdige werden promovirt, (und das heißt hier, ihnen wird das Recht gegeben, ungestraft zu tödten:) sondern auch die Universitätsdisciplin leidet bisweilen unter dem wirklich sogenannten favore, den es hat, wenn einer, der noch so viele Händel anfängt, die Absicht hat, zu promoviren. Um den Candidaten nicht zu verlieren, ist bisweilen für ihn eine glimpflichere Justitz, als für andere Studirende: es wird für ihn gebeten, und die Ehre vorgeschützt, die die Universität davon haben soll, wenn viele auf ihr promoviren; wiewohl die Ehre nicht immer eben so gewiß ist, als der Geldvortheil. Denn wirklich das muß ein sehr hofnungsvoller Mann seyn, dessen Promotion einer Universität Ehre bringen kann. Die Misbräuche der medicinischen Facultät leuchten auch auf Universitäten, die nicht zu den schlechten gehören, so in die Augen, daß wirklich Professores Medicinä, die noch dazu in der Facultät sassen, die Frage aufgeworfen haben: ob es nicht besser wäre, wenn der Landesherr alles das, was für die mediciniſchen Promotionen gezahlet wird, an sich nähme, und dafür nach einem, etwan von 10. Jahren zu machenden, Durchschnitt, den Gliedern der mediciniſchen Facultät etwas ge-

wisses zulegte? Die Vertheidiger dieses Vorschlages glaubten so gar, die landesherrliche Casse würde dabey nicht verlieren: denn wenn man einmahl wüßte, daß auf der und der Universität so verfahren, und niemand mehr um des Gewinnstes willen unwürdig zum Doctor gemacht würde, so würde jeder, der zu sich ein Vertrauen hätte, auf ihr zu promoviren suchen. Der Vorschlag hat viel für sich, und verdient untersucht zu werden: es ist aber auch manches gegen ihn einzuwenden, z. E. daß die medicinische Facultät zu eigensinnig werden, und allzuviel von ihren Candidaten fodern könnte, so wie es die theologischen Facultäten schon jetzt thun, und dadurch hindern, daß junge Leute nicht zu Professoren der Theologie zubereitet werden können, und ein wahrer Mangel entstehet. Doch hier sey es genug, den Vorschlag angezeigt zu haben.

Die nächste nach der medicinischen Facultät, in Absicht auf die Einträglichkeit der Promotionen, pflegt die juristische zu seyn, und das ohne gleiche Gefahr, durch unwürdige Vergebung ihrer Ehrenstellen dem menschlichen Geschlecht einen grossen Schaden zu thun. Diejenigen Universitäten haben gemeiniglich die meisten juristischen Promotionen, nach denen sich die Jugend gewisser grössern Reichsstädte hingewöhnet, in denen der Doctortitel einen ansehnli-

cheren

chern Rang giebt, und mehr in das Gehör fällt, als auf den Universitäten selbst.

Die theologischen Facultäten sind gemeiniglich sparsam, vielleicht etwas zu sparsam mit der Doctorwürde, und nehmen es nicht blos bey Untersuchung der Gelehrsamkeit strenger, sondern erfodern noch wol einen gewissen Rang und ansehnliches Amt des Candidaten. Sie können also nicht viel Einnahme von den Promotionen zu erwarten haben.

Die philosophische Facultät, die den Magistertitel zu vergeben hat, bekommt für ihn weit weniger, als die drey oberen für den von, Doctor: sie pflegt noch dabey freygebiger zu seyn, und ihn häufiger umsonst zu ertheilen, als die juristische und medicinische, oder auch als auf einigen Universitäten die theologische. Die philosophischen Promotionen werden jetzt in Deutschland nicht so häufig gesucht, als ehemahls. Alles dis zusammen genommen macht, daß die philosophischen Facultäten geringe, und beynahe nichts bedeutende Einkünfte von den Promotionen haben. Einige Vergütung ist es, daß sie von den Depositionen, oder Inscriptionen gewisse Sporteln haben, und unter sich theilen. Diese mit gerechnet, pflegen die philosophischen Sporteln merklich mehr zu betragen, als die in der theologischen Facultät; vielleicht aber wird jedes Glied der medi-

cinischen Facultät weit mehr von den Promotionen bekommen, als die ganze philosophische Facultät von Promotionen und Inscriptionen zusammen unter sich theilet. Doch dis ist blos von der jetzigen Verhältnis gesagt: ehedem, da die Magisterpromotionen noch häufiger waren, müssen sie, das dazu gerechnet, was der Decanus und derjenige, der das Präsidium bey der Disputation führte, noch besonders bekam, eine ganz beträchtliche Einkunft gewesen seyn, so wie sie es auch noch auf einigen auswärtigen Universitäten, z. B. zu Upsala, sind.

Eben erwähnte ich das Präsidiren bey Disputationen, und das dafür gewöhnliche Honorarium. Inauguraldisputationen ausgenommen kann dis jetzt kaum mehr unter die Einkünfte der Professoren gerechnet werden, weil es immer seltener wird, ohne Promotion und, wie der Universitätsausdruck heißt, exercitii gratia zu disputiren. Es wird vielmehr, selbst auf blühenden Universitäten, den Professoren oft schwer, nur Respondenten zu ihren Disputationen zu finden: und viele unter ihnen werden sehr geneigt seyn, nicht allein das Präsidium, sondern auch die Ausarbeitung der Dissertation umsonst zu übernehmen. In der theologischen Facultät sind die Disputationen doch noch am gewöhnlichsten, weil die Promotionen so schwer gemacht werden.

Die

Die lästigste und verdrieslichste Einnahme, die ein Professor haben kann, muß, wie ich mir vorstelle, die für die Büchercensur seyn. Bücher im Manuscript, und noch dazu mit einer schlechten Hand geschrieben, die wol von dem Verfasser nur Heft- und Bogen-weise zum Druck geliefert werden, durchlesen, und da der Drucker auf sie wartet, geschwind befördern müssen, kommt mir als eine Arbeit vor, die zur Strafe aufgelegt werden könnte. Vielleicht urtheile ich in der Entfernung unrecht, mir kommt es aber doch vor, als würde die Mühe nicht bezahlet. Das Buch, das ich eben schreibe, mag wol dem, der es censirt, seine Arbeiten mehrmahls zur Unzeit unterbrechen: und hätte es das Glück, ihm zu gefallen, so würde er es lieber gedruckt lesen. Die einzige Censur, die auf Universitäten noch etwas einträgt, ist die von Gelegenheitsgedichten. Und doch muß ich gestehen, daß mir auch das Brodt sauer verdient vorkommt, dafür man so manches schlechte Carmen lesen muß. Allein hier ist es gewiß, daß andere anders denken: auf einigen Universitäten habe ich gesehen, daß man die Censur der Gedichte für etwas gar vortheilhaftes hielt, und der Professor der Poesie, der sich sonst nicht viel mit der Dichtkunst beschäftigte, würde es nicht gelitten haben, wenn der Professor Eloquentiä ihm hierin hätte vorgreifen wollen.

Ehedem genossen die Professores eine wirkliche Freyheit von Auflagen: und auf einigen alten Universitäten haben sie noch jetzt wirklich eine Accisefreyheit, oder wie es sonst heissen mag: denn um die Nahmen, die nicht überall einerley sind, will ich nicht streiten. Auf andern, sonderlich den neuern, ist diese Immunität von Impoſten, zu Vermeidung des Unterschleifs, in ein gewisses Geld verwandelt, das ihnen jährlich aus der Accisecasse wieder gegeben wird, z. E. in Halle zwanzig, und in Göttingen vierzig Thaler. Im letzten Falle sind diese Restitutionsgelder, oder wie man sie sonst nennen will, ein Theil der Besoldung unter anderm Nahmen, und ich habe nichts besonderes von ihnen zu sagen.

Haben hingegen die Professores noch eine wirkliche Accisefreyheit, oder Immunität von gewissen auf Speise oder Trank gelegten Abgaben, die nicht auf ein gewisses Quantum eingeschränkt ist; so kann sie demjenigen, der eine starke Haushaltung hat, oder einen Studententisch hält, ziemlich viel betragen. Etwas ähnliches hiermit hat auch das Recht, Bier zu brauen, und an ihre Haus- oder Tischgenossen zu verschenken, das die Professores zu Jena üben. Von diesen wirklichen Immunitäten, die manche Professores ungern mit einem Geldäquivalent vertauschen würden, bemerkt man es als eine vortheilhafte

hafte Folge, daß sie dadurch bewogen werden können, Tische zu halten: und bey dem Wunsch, den man so oft höret, daß die Professores dis häufiger thun möchten, und ihrer immer zunehmenden Abgeneigtheit davon, schiene die wirkliche Accisefreyheit ein Mittel zu dem Zweck zu seyn, den die Vorgesetzten einiger Universitäten so eifrig wünschen. Dis glaube ich freilich auch: und doch sehe ich Restitutions-Gelder für besser an, als wirkliche Accisefreyheit. Ich thue dis nicht blos um der öffentlichen Cassen willen, die bey dem Unterschleif zu sehr leiden könnten, und denen kaum anzumuthen ist, daß sie bey so grossen zum Besten der Universität zu machenden Ausgaben, von so viel Studenten, als an Professortischen speisen, die Einnahme verlieren sollen: sondern wirklich aus einer Partheylichkeit für die Professores, für die es bedenklich ist, sich in Tischwirthe zu verwandeln. An dem so vortheilhaften Einfluß der Professortische in die Sitten der Studirenden, habe ich noch einigen Zweifel: sie können zum wenigsten auch einen gegenseitigen Einfluß haben, wenn die Lehrer zu bekannt mit ihren Zuhörern werden, zu viel Schwäche entdecken, als solche angesehen werden, die bey Haltung des Tisches profitiren, und dadurch verächtlich oder verhaßt werden, auch wol allerley Nachreden und Beschimpfungen ausge-

setzt sind, an den Tischen Partheyen gegen Partheyen machen, ihren Tischgenossen durchzuhelfen suchen, und was dergleichen Folgen mehr sind, die entstehen können und werden, so lange die Professores nicht besser sind, als andere Menschen. Gesetzt aber, die Professortische wären wirklich den Sitten der Studirenden so vortheilhaft, als sich oft die Mäcenaten und die Eltern es vorstellen, so würde doch die Accisefreyheit, die dazu ermuntern sollte, eine sehr zweideutige Wohlthat für die Professores seyn. Die Exempel sind auf Universitäten zu häufig, daß die, so Tische halten, dabey herunter kommen. Dis ist auch nicht zu verwundern, da bey sehr gestiegenen Preisen der Lebensmittel und des Holzes die Preise der Tische noch ohngefähr eben die sind, die sie vor 40 oder 50 Jahren gewesen seyn mögen, und viel geringer, als die in andern Städten in Guarnison liegenden Officiers einen Tisch von gleicher Güte bezahlen müssen. Das schlimmste ist noch, daß bey verspäteter Bezahlung der Tischwirth in grosser Versuchung stehet, bey Fleischern, Beckern, und andern Leuten auf Borg zu nehmen, und gemeiniglich Credit findet, fast so viel er will, weil er ihr stärkster Abnehmer ist: hiedurch kommt er aber unvermerkt in Schulden, die er nicht bezahlen kann, und es ist das sehr häufige Schicksal der Tischwirthe auf Univers

versitäten, daß sie banquerot werden. Dis Schicksal möchte ich doch nicht gern Professoren gönnen. Vermuthlich ist es der Furcht vor Schaden, und den Erfahrungen, die sie vor Augen sehen, zuzuschreiben, wenn sie jetzt abgeneigter sind, Tische zu halten, als vor funfzig Jahren: wäre es wohlthätig gehandelt, wenn man sie durch Immunitäten zu einer zweideutigen Entreprise, die doch eigentlich ihres Amts nicht ist, reitzen wollte? Kurz, ich halte die Professores auf den Universitäten, wo sie ein Aequivalent an Gelde für die Accisefreyheit bekommen, für glücklicher, als wo sie wirklich accisfrey sind. Ein Professor, der mehr Schulden hat, als er wahrscheinlicher Weise bezahlen kann, ist zu seinem Amte schon halb verdorben, wenn er nicht alle Sorgen und Vorwürfe in den Wind schlagen kann. Der Versuchung zum Unterschleif habe ich nicht einmahl gedacht, und doch glaube ich, daß der ganze moralische Character eines Professors, der dieser Versuchung unterläge, sehr verdorben werden müßte; wer aber hierzu zu gut denket, dem würde es doch empfindlich seyn, in Gefahr zu stehen, daß die Seinigen ihm unwissend sich einer solchen Handlung schuldig machen könnten.

Ganz anders verhält es sich mit der Immunität von Kopf- Titel- Besoldungs- oder Vermögen-

steuren, (in so fern dis letztere nicht in liegenden Gründen bestehet,) die entweder schon gewöhnlich sind, oder künftig eingeführet werden können. Nimmt der Stifter der Universität die Professores von diesen auf immer aus, so ist es nicht allein eine wahre Gnade, sondern in gewissem Betracht Billigkeit und Klugheit. Wenn eine Universität blühend seyn soll, so finden die Obern oft nöthig, berühmte Männer von auswärtigen Orten dahin zu berufen: diese glauben, auf ihr besser zu stehen, als vorhin; behält sich aber der Landesherr oder die Landesstände das Recht vor, ihnen Steuren dieser Art aufzulegen, so kann es sich zutragen, daß sie bey einer viel stärkeren Nominalbesoldung doch weniger bekommen, als sie vorhin hatten, und es beruhet blos auf Willkühr, wie viel sie nach Abzug dieser Steuren von dem versprochenen Salario übrig behalten sollen. Es ist wahr, sie sind Bürger des Staats: allein auf den blühendsten Universitäten sind vielleicht die Hälfte der Professoren, oder noch mehrere, auswärtige, und auf Bedingungen von dem Staat hereingezogene Bürger, die dis neue Vaterland blos deswegen erwählten, weil sie besser zu stehen hoffeten. Wäre man in einem Lande Steuren von dieser Art schon vorhin gewohnt, so würde es eine Hinderung machen, eine Universität in Flor zu bringen, wenn nicht den

Pro-

Professoren eine Exemtion versprochen würde: denn das begreifft jeder, der vocirt wird, ohne viel Calcül, daß 800 besser sind als 1000 mit einem jetzigen Abzug von 200, und, wenn es dereinst beliebig seyn sollte, von 300 oder 400. Es ist etwas anders, wenn eine Nation ihre eigene Universität hat, die sie ordentlich mit lauter Einländern besetzt, und in Engelland konnte niemand klagen, wenn im Oesterreichischen Successionskriege auf alle Besoldungen ein Impost von 20. Procent gelegt war: und ein anders, wenn bey der Zertheilung Deutschlandes in so manche Staaten, eine Universität gegründet wird, zu der man vielleicht mehr Ausländer als Landeskinder beruft, und unter denen die geschicktesten künftig auch wieder auf auswärtige Universitäten berufen werden möchten.

Doch diese Art von Exemtion, die die billigste wäre, findet man am wenigsten in den Privilegien der Universitäten erwähnt; vielleicht weil man um die Zeit, da sie gestiftet wurden, an solche Auflagen nicht dachte: denn sonst würde die Sache vielleicht keine grosse Schwierigkeit gefunden haben, weil es doch dem übrigen Lande nicht zur Last fallen kann, wenn etwan 20 oder 30 Professores von Kopf- und Titelsteuren, oder dem Abzuge eines gewissen Procents der Besoldungen, eximirt sind. Ein erbau-

liches

liches Beyspiel muß ich doch anführen, das ich selbst erlebet habe, als ich mich im vorigen Kriege zu Göttingen aufhielt. Die Franzosen, die die Stadt inne hatten, foderten von ihr starke Contributionen, und liehen dem Stadtrath, um sie überall einzutreiben, oder doch wenigstens ein sogenanntes Emprunt forcé zu bekommen, die sogenannte starke Hand, das ist, militärische Execution. Der Fall war so ausserordentlich, und so sehr ein Nothstand des Landes, als er nur gedacht werden kann: es ward also von den Professoren noch ausser dem, was sie etwan von Häusern, Gärten oder Aeckern zu geben hatten, und als eine Kleinigkeit gern gaben, ein auf sie repartirtes Darlehn von etlichen hundert bis zu tausend Thalern verlanget. Der damahlige Prorector, (es war der sel. Röderer, und ich habe die Geschichte aus seinem eigenen Munde) wandte sich an den Commendanten, den Grafen de Vaux, eben den, der jetzt Corsica erobert hat, und über dessen Härte gegen Göttingen so viele Klagen geführet wurden. Dieser Graf de Vaux, der in einigen Gedichten der Göttingischen Professoren nicht einmahl auf vortheilhafte Weise verewiget ist, antwortete: der König von Frankreich verlange von der Universität schlechterdings nichts, auch kein erzwungenes Darlehn, sondern ob Professores leihen wollten, stehe blos

bey

bey ihnen. Der Prorector erwiederte: es könnte aber die Execution, die der Commendant dem Rath verwilligte, ihnen in die Häuser gelegt werden. Der Graf de Vaux antwortete, conciser als ich es ausdrucken kann: das würde man vielleicht versuchen, und es sey ihm lieb, daß er erinnert werde: er wolle aber nie Soldaten zur Execution geben, ohne zu wissen, in welches Haus sie gelegt werden sollten, und nie werde er sie gegen einen Professor bewilligen. Da die Professores zum Theil baar Geld, fast alle Silberzeug, und dabey Credit auf dem Lande hatten, und alles gethan haben würden, die einem Gelehrten so beschwerliche Execution abzuwenden, so hätten sehr leicht zwanzigtausend Thaler Contribution mehr erpresset werden können, wenn sie zum Darlehn gezwungen wären, und 80000 Livres klingt im Französischen gros. Was ein Feind, und noch dazu einer, der wußte, daß man ihm so sehr nicht dankte, in dem ausserordentlichsten Falle thun kann, würde sich für den Stifter und Ernährer einer Universität nicht übel schicken, in ihre Privilegia zu setzen.

Ich kann nicht sagen, daß völlig dieselbe Billigkeit für eine andere Exemtion streitet, allein desto stärker räthet die Klugheit sie an. Ich meine die, von gewissen bürgerlichen Lasten, die auf den Häu-

sern

fern liegen, welche Professores eigen besitzen, und sonderlich von der Einquartirung. Gesetzt, diese Freyheit betrüge zu Gelde angeschlagen jährlich dreissig Gulden: so ist es dem Publico ganz gleichgültig, ob der und der Professor 30 fl. weniger oder mehr einzunehmen hat; allein ob er diese Exemtion hat, das verhält sich zum Besten der Universität, und ich wage noch dabey in einigen Fällen zu sagen, der Stadt, nicht so gleichgültig. Es stehet freilich nicht immer in der Macht des Landesherrn, der kein Despote seyn will, den Professoren diese Exemtion zu geben: denn der Professor ist doch, wenn er ein Haus kauft, Bürger gleich andern, und seine Befreyung legt die Last, die ihm abgenommen wird, auf die Häuser seiner Nebenbürger. Wie aber, wenn es deren ihr Vortheil mit wäre, den Professoren die Befreyung, ich will freilich nicht sagen von allen, aber doch von ein und andern bürgerlichen Lasten, die auf dem Hause haften, zuzugestehen? und wenn man die Stadt davon überführen könnte?

Das ist erstlich offenbar, daß wirkliche Einquartirung in das Haus eines Professors nicht wohl gelegt werden kann, ohne ihn in seinen Geschäften zu stören, und halb unbrauchbar zu machen: also muß ihm wenigstens erlaubt seyn, sie mit Gelde ab-

zukau-

zukaufen, und dis auch, wenn er in dem Hause zur Miethe wohnet. Dis ist überhaupt bey angesehenern Bedienten des Landesherrn das gewöhnlichste. Allen ist es nützlich, daß ihm auch die Servicegelder, und vielleicht sonst noch, so viel es sich thun läßt, einige kleine bürgerliche Onera, von dem Hause das er eigen besitzt, erlassen werden?

Ich dächte: Ja! denn es reitzt, und es nöthiget ihn beynahe, ein eigenes Haus zu kaufen, und zwar desto stärker, je grösser der Erlaß ist. Daran ist aber beides der Stadt und der Universität gelegen.

Man stelle sich eine Stadt von mittelmäßiger Grösse vor, in der, ich will setzen, 30 Professores sind, (schwerlich fünf aus der Stadt gebürtige) so müssen die Häuser merklich im Preise steigen, wenn es der Professoren Vortheil ist, ein eigenes Haus zu haben. Sie erhöhen nicht allein den Preis des Hauses, das sie wirklich kaufen, sondern auch anderer, auf die sie bieten, und die ihnen zu theuer weggehen. Zwanzig Familien, die Häuser suchen, können vielleicht den Werth aller gut gebaueten Häuser um ein Drittheil erhöhen: und der Bürgerschaft ist doch daran gelegen, daß ihre Häuser im Preise sind, und ihr Capital ehe steiget, als abnimmt. Der Vortheil für die Stadt kann bey einer neugestifteten Universität durch einige Nebenumstände

noch

noch grösser werden: z. B. wenn die neue Universität mehrere bemittelte Professores von auswärtigen Orten bekommt, die nun zugleich ihr Geld mit in das Land bringen, weil sie eine Gelegenheit sehen, es vortheilhaft anzulegen. Oder wenn die Stadt, die der Sitz der neuen Universität werden soll, vorhin schlecht gebauet wäre, so ist dis ein Mittel, den Anbau besserer Häuser zu beschleunigen.

Die Universität gewinnet, denn der Professor, der einmahl ein Haus gekauft hat, wird sie nicht so leicht verlassen, als ein anderer, und ist bey einem auswärtigen Ruf leichter von dessen Annehmung abzuhalten. Denn selten verkauft man ein Haus ohne Schaden, und noch viel seltener wird sich derjenige, der den Ruf ertheilet, zur Schadloshaltung erbieten, oder es müßte ihm sehr an dem Professor gelegen seyn. Eben dis ist auch die Ursache, aus der ein Professor, der sein eigenes Interesse kennet, nicht gern ein Haus kaufen wird: denn er weiß, daß es ihn hindern kann, einen vortheilhaften Ruf anzunehmen, und daß die Obern dis so gut wissen, als er, und darum weniger darauf denken werden, ihn durch Zulagen zu halten. Wo die Verbesserungen nicht nach den Dienstjahren gegeben werden, und öfters der nie Ueberfluß habenden Casse abgepresset werden müssen, ist wirklich der Professor, der noch

keine

keine den andern gleiche Besoldung hat, schlechter daran, so bald er durch ein eigenes Haus gefesselt scheinet: ich bedaure ihn beynahe, denn er wird weniger erhalten, als wenn er kein eigenes Haus hätte. Soll ich aber auf die andere Seite treten, und wünschen, daß er sich irre, und diese Fesseln selbst anlege, so muß wenigstens etwas daran übergüldet, und er durch gegenwärtigen Vortheil versucht werden, den künftig möglichen nicht zu bedenken.

Ich rede bisher von den ordentlichen Folgen dieser Exemtionen: Nebenursachen können auch wieder Ausnahmen zuwege bringen. Ich kenne eine Universität, auf der die Häuser der Professoren nicht nur gar keine Exemtionen genossen, (die in Servicegelder verwandelte Personaleinquartierung ausgenommen,) sondern auch durch einen sonderbaren Zufall, auf den bey der Stiftung nicht attendirt seyn mochte, wirklich einige Gulden mehr bezahlen müssen, als anderer Bürger Häuser. — — — — Nun wird man die Folge wissen wollen! Nicht völlig der Sache angemessen, weil nicht jeder zum voraus von allem unterrichtet war, und der Gelehrte nicht immer der sorgfältigste Käufer ist: allein das ist doch erfolgt: in den ersten 25 Jahren kauften überaus wenige Professores eigene Häuser: der Landesherr mußte viel an den Anbau der schlecht ge-

baueten Stadt Vorschußweise wenden, das die Professores angewandt haben würden, wenn sie durch Immunitäten gelocket wären; und die Besoldungen mußten, wenn ein Professor auswärtige Vocationen erhielt, sehr erhöhet werden, freilich wol der Billigkeit gemäß, aber ob es immer gern geschehen ist, davon fehlen mir die Nachrichten. Einige Jahre später kam, ich weiß nicht recht wodurch, auf einmahl der Gedanke, Häuser zu kaufen, unter die Professores: vielleicht währet dis nur so lange, bis einige Schaden davon fühlen, und denn möchte es wol wieder werden, wie vorhin. Indessen hätte doch Stadt und Universität in den ersten 25 Jahren gewonnen, wenn es möglich gewesen wäre, wenigstens die Freyheit, nicht blos von Personaleinquartierung, sondern auch von Servicegeldern, den Professorhäusern angedeyhen zu lassen. Es soll aber ohne Despotismus nicht möglich gewesen seyn, und so ist es immer gut, daß es nicht geschehen ist: denn mit Despotismus möchte ich nicht gern eine Universität genährt sehen. Professores lernen ohnehin zu leicht seine Sprache, weil sie keine Güter im Lande zu haben pflegen, und er ist für Land und Landesherren zu viel Unglück. Können Professores ohne despotischen Machtspruch keine Freyheiten für ihre Häuser erhalten, so ist es besser, sie ermangeln

ihrer,

ihrer, oder, wenn der Stifter es thun will, (haushälterisch wäre es in der That,) so setze er eine Summe aus, die Onera der Häuser, die sie acquiriren werden, für sie zu bezahlen, und mache dafür eine Besoldung weniger.

Ein einziger Schritt, den die Gnade des Stifters weiter thut, bewirkt gerade das Gegentheil von dem vorigen, und der zweite wird noch nachtheiliger seyn. Haben die Professores auch für gemiethete Häuser eine Exemtion von bürgerlichen Lasten, die sie auf den Hauswirth übertragen, und dafür wohlfeiler wohnen können, (wie z. B. in Kiel) so ist dis, wer wird es leugnen? eine grosse Wohlthat für sie, desto grösser, je stärkere Onera auf den Häusern liegen: allein der Professor wird dadurch nicht gereitzt werden, ein Haus zu kaufen, sondern es wird eher die entgegengesetzte Wirkung haben.

Werden gar für die Professores eigene Häuser gebauet, und ihnen als ein Theil der Besoldung gegeben, so ist die Gnade schädlich. Denn dis hindert sie geradezu, Häuser zu kaufen, und sich dadurch einigermassen an das neue Vaterland zu binden, oder ihr Geld, (falls sie Auswärtige sind, und Geld haben) hineinzuziehen. Dis ist nicht die einzige nachtheilige Folge. Selten sind solche publique Häuser gesund, und noch seltener bequem, und mit

vortheilhafter Anwendung des Platzes für die Bedürfnissen der jetzigen Zeit gebauet, denn sie sind alt, oder werden alt werden: sind sie aber auch neu, so denkt der Baumeister doch gemeiniglich, der Gelehrte möge sich in dem Hause behelfen, es sey wie es sey, und sucht (wie sichs am Publico verstehet) bey dem Bau zu profitiren: den besondern Umständen jedes Professors, der es bewohnen wird, seiner Familie, oder der Anzahl seiner Zuhörer, kann es wol nicht zum voraus angemessen seyn, oder der Glücksfall wäre zu bewundern, sondern es ist noch am besten, wenn sie alle überein gebauet sind: über die Reparatur entstehen unaufhörliche Beschwerden und Zänkereyen, die den Einwohner eben so verdrieslich machen, als die Obern, und über die vielleicht der Universitätsbaumeister am wenigsten traurig ist. Der Professor ist durch die ihm zugedachte Wohlthat, dafür man ihm lieber baar Geld hätte geben mögen, des Vortheils beraubet, ein Capital, das er hat oder erwirbt, auf die sicherste Weise anlegen und nutzen zu können: und alle die Umstände machen, daß ihm ein Haus wirklich kaum halb so viel werth ist, als eine dem wahren billigen Miethpreise gleiche Summe Geldes, mit der er anfangen kann, was er will. Und dazu kommt noch, daß das Publicum gemeiniglich theurer bauet, als ein Privatus,

vatus, und, daß Häuser bauen, um die Miethe für Zinse des Capitals zu rechnen, nicht ökonomisch ist. Das Haus, das nach Berechnung der Zinsen des Capitals, die der Bau dem Publico kostete, und der jährlichen Besserung, nicht unter 300 Rthlr. vermiethet werden könnte, schlägt man vielleicht als einen Theil der Besoldung zu 100 Rthlr. an, und der Professor ist doch dabey nicht so zufrieden, als bey einer Besoldung von 100 Rthlrn. in baarem Gelde. Hiesse das nicht, ein Capital zum Schaden der Universität verschwenden? Die Universität möchte also wol die glücklichere seyn, wo die Professores keine freye Wohnungen haben: und wenn man von einer berühmten Universität erzählet, sie könnte vielleicht ein ansehnliches Capital erhalten haben, dafür eine ganze Strasse von Professorhäusern hätte gebauet werden können, falls es nicht jemand hintertrieben hätte: so gratulire ich ihr zu dem wohlthätigen Widersacher.

Ich gestehe es, zwey Ausnahmen sind zu machen, in denen es rathsam ist, für Professores Häuser zu bauen, und ihnen als einen Theil der Besoldung anzuschlagen. Hat die Universität ein Observatorium, und einen botanischen Garten, so ist es nöthig, daß der Professor der Astronomie und der Botanik gleich dabey, oder doch in der Nähe wohnet:

und da kann es sich leicht zutragen, daß er kein Haus zu Kaufe oder zur Miethe findet, wenigstens wenn er sich nicht jeden übertriebenen Preis gefallen lassen will. Dieser Mangel an Wohnungen für ihn ist desto eher zu erwarten, weil der botanische Garten und das Observatorium vermuthlich am Ende der Stadt liegen werden, wo die guten Häuser schon aufhören: wenigstens das Observatorium muß auf drey Seiten freyen Horizont, also keine hohen Gebäude mehr um sich haben, denn hoch, und auf einem Thurm, der anderthalbhundert Stuffen hat, und über die ganze Stadt wegsiehet, darf man es auch nicht anlegen, wenn es nicht wegen der Beschwerden des Hinaufsteigens halb unbrauchbar seyn soll.

§. 74.

Auf einigen Universitäten ist auch für die Witwen der Professoren gesorget. Dis ist für manchen unter ihnen angenehmer, und eine wichtigere Wohlthat, als wenn er bey Lebzeiten mehr Besoldung hätte, die er verzehren würde: und die Gnade des Stifters belohnt sich zugleich selbst so reichlich, daß die Eigennützigkeit nichts klügers erdenken könnte. Ich will beides deutlicher sagen.

Man hat schon längst die Anmerkung gemacht, daß begüterte Adeliche, Capitalisten, Kaufleute, Hands

Handwerksleute und Bauren, einer Witwencasse am leichtesten entbehren können: und daß solche, die von ihren Bedienungen leben, eine Witwencasse am nöthigsten haben, weil mit ihrem Tode auf einmahl alle Einnahmen wegfallen, und jeder doch wünschen wird, daß seine Witwe ihrem Stande einigermassen gemäß möchte leben können. Diese Anmerkung trift bey Professoren noch mehr, als bey andern Bedienten des Landesherrn oder Landes, zu. Wenige, die für sich ansehnliche Mittel haben, widmen sich dem Universitätsleben, man muß sich also ordentlich den Professor nicht als einen Capitalisten vorstellen. Vielleicht hat er, so lange er lebt, von seiner Bedienung ein reichliches Auskommen, (vielleicht auch nicht) aber er hat selten so viel übergespart, daß seine Witwe davon standesmäßig leben kann. Davon sind Ausnahmen; aber das gewöhnliche ist, was ich geschrieben habe. Die Erfahrung der Universitäten stimmet damit überein, und sonderlich alsdenn, wenn der Professor, der von geringerem Herkommen war, und sich blos durch Verdienste gehoben hatte, in jungen Jahren stirbt, ist es kaum anders zu erwarten, als, daß die am theuresten Orte des Landes hinterlassene Witwe sehr übel daran seyn, und selbst der Stand und Rang ihres Mannes, der sie von manchen Erwerben und Lebensarten aus-

schließt, ihr zur Last fallen werde. Dazu kommt noch das Unglück, daß mehrere Witwen gerade von einerley Art in Einer Stadt beysammen, und von der Bekanntschaft des Hofes, und der Vornehmen, die sich sonst etwan durch Vorsprachen der Witwen wegen der Verdienste der Männer anzunehmen pflegen, entfernt sind: so daß gemeiniglich die Witwe eines Pachters, der in Diensten eines angesehenen Adlichen starb, weit besser daran ist, als die von einem noch so berühmten Professor, dessen Verdienste man nach dem Tode erkennet, und rühmet, und kaltblütig undankbar gegen sie ist. Der letzte Ausdruck war fast zu hart: er hatte Verdienste um das Publicum, und das Publicum hat kein anderes Mittel, seine Dankbarkeit auszudrücken, als, Nachruhm; der adliche Pachter hatte Verdienste um seinen gnädigen Herrn, und der weiß Mittel, die Witwe zu versorgen, und thut es.

Will man die Sache blos von der Seite der Klugheit ansehen, so wird eine Universität, die eine Stiftung für Professorenwitwen hat, leichter berühmte Männer von auswärtigen Orten herziehen, oder ihre eigenen Professores abhalten können, fremde Vocationen anzunehmen, als die, so sie nicht hat. Die Männer sehen zwar am meisten auf die Besoldung, weil sie (wer ist von diesem Fehler frey?)

frey?) aus Liebe zum Leben an den Tod nicht viel denken; aber die Frauen, die in ihre Entschlieſſung einen unvermerkten und starken Einfluß haben, werden durch eine Witwencaſſe gereitzt: so daß bisweilen bey der Vocation eines Gelehrten, ihm unwissend, hundert Thaler Witwengehalt mehr Ausschlag geben können, als zweihundert Thaler Besoldung. — — Dis sind nicht meine eigene Gedanken; ich habe sie in der That fast mit eben den Worten aus dem Briefe eines Profeſſors an den Curator einer Universität genommen, der mir in die Hände fiel. Ich denke, ich kann keines Plagii von ihm beschuldiget werden, wenn ich es gestehe. Ich setze nur noch hinzu, daß die Vorsorge für die Witwen im Publico hinlänglich bekannt gemacht werden muß, wenn sie diesen Zweck erreichen soll. Man muß noch wol etwas mehr thun, und dem Publico auch den wahren Zustand, und die Fonds der Witwencaſſe bekannt machen: denn wo das nicht geschiehet, und wol gar Geheimnisse bey der Sache seyn sollen, wird auch bey der ansehnlichsten versprochenen Pension für Witwen, ein Mistrauen entstehen, ob das Versprechen nach mehreren Jahren erfüllet werden dürfte. Dis ist darum noch kein Mistrauen gegen das Wort des Königes, oder des Fürsten, wiewohl Könige und Fürsten auch dieses sich gefallen lassen

müssen, so lange der Unglaube blos in Gedanken bleibt, und nur niemand indiscret genug ist, ihn in Worte ausbrechen zu lassen. Hat man bey Stiftung der Witwencasse falsch gerechnet, wie so häufig geschiehet, oder bestehet ihr Fond in ausgeliehenen Capitalien, und diese gehen verlohren, so kann es sich zutragen, daß auch bey der grössesten Redlichkeit des Landesherrn es nicht möglich ist, den Witwen zu bezahlen, was ihren Männern versprochen war, wenn er nicht den Schaden, den die Witwencasse leidet, aus dem Seinigen ersetzen will: und das kann oder will nicht jeder Landesherr. — — Es ist also ein Mistrauen gegen den Calcül, den man bey der Witwencasse gebraucht haben möchte, oder gegen Unglücksfälle, die sie treffen könnten: aber beyleibe nicht gegen das Wort eines Fürsten, das von Anbeginn der Welt an bis 1770 nach Christi Geburt noch nie, weder aus Vergessenheit, noch aus Unvermögen, unerfüllet geblieben ist.

Eine ordentliche Witwencasse, in der jeder nach Proportion dessen, was seine Witwe bekommen soll, contribuiret, und sie also selbst unterhält, ist die Sache nicht, von der ich rede. Denn nach den Mortalitätsgesetzen würde wenigstens der vierte Theil dessen, was die Witwe künftig bekommen soll, jährlich contribuirt werden müssen, und das ist mehr,

als

als angehende Professores, deren Salaria nicht reichlich zu seyn pflegen, missen können. Sie würde zugleich auf Universitäten eine wahre Ungerechtigkeit und Betrug seyn; wenigstens alsdenn, wenn die Obern das Recht behielten, einen berühmten Mann von 50 oder 60 Jahren, (solche Leute siehet man doch in einer Witwengesellschaft nicht an) von neuem hin zu berufen, und ihn denn an der Witwencasse Theil nehmen zu lassen. Wer nur irgend einen Begriff von Rechnungen der Witwencassen hat, wird dis leicht einsehen. Durch eine solche Witwencasse stehet auch kein Professor auf der einen Universität besser, als auf der andern: denn, hat er Lust in eine Witwencasse dieser Art zu setzen, so kann er es ja überall thun, (zu Bützow in die Calenbergische, und zu Erlangen oder Göttingen in die Meklenburgische) und noch dazu die wählen, die ihm die sicherste zu seyn scheint: sie wird also keinen, der weiß, daß es mehr Witwencassen giebt, auf die Universität hinziehen, die eine von eben der Art hat, und ihn ehe abschrecken, wenn ein Zwang wäre, einzusetzen, und einen gewissen Theil des Salarii sich zu diesem Endzweck abkürzen zu lassen.

Es müssen also, wenn man die Sache will, Fonds ausgemacht werden, aus denen die Witwen der Professoren ihre Pensionen erhalten können.

Sind

Sind die einmahl vorhanden, so ist es alsdenn eine willkührliche Kleinigkeit, ob etwan jeder Professor, der die Vortheile der Witwencasse geniessen will, einen geringen gegen die Pension unverhältnismäßigen Beytrag giebt, z. B. in Göttingen gegen 60 Rthlr. Witwenpension, jährlich 5 Rthlr. Einsatz, oder von so viel Jahren, als er später eintrit, 10 Rthlr. Dis kann vielmehr, mit Schaden einiger, denen zum Vortheil dienen, die in die Witwencasse einsetzen: denn der kleine Beytrag schreckt doch immer einige ab, und je weniger der Witwen sind, die participiren, desto mehr können sie von einem gleichen Dividendo bekommen. Woher aber der eigentliche Fond zu nehmen sey, das beruhet auf den besondern Umständen jedes Landes, bisweilen auch auf Zufällen, die eine Stiftung veranlassen. Wo in evangelischen Ländern noch Klöster für Conventualinnen sind, da wäre es vielleicht möglich, wenn nicht Verträge im Wege stehen, anstatt unverheyratheter Frauenspersonen Witwen zu versorgen. Nur würden sich manche vornehme Familien über Härte beklagen, deren Töchter, so lange sie unverheyrathet sind, die Spielgelder ohne Unbequemlichkeit der Eltern von solchen Stiftungen haben. Dis sey also lieber nicht geschrieben.

Soll die Versorgung der Witwen, Professores reitzen, so muß die Pension nicht gar zu geringe seyn. Eine unter jährlichen 100 Rthlrn. im nördlichen, und unter 100 fl. im südlichen Deutschland, wird von weniger Wirkung seyn: hingegen 150 oder 200 Rthlr. würden machen, daß nicht leicht ein Professor die Universität, auf welcher die Witwe sie zu hoffen hat, mit gutem Willen seiner Frau verlassen könnte. Hätte eine Universität 20 Professores, so würden hierzu nach der Proportion von Einer Witwe gegen Vier Ehen, jährlich 750 oder 1000 Rthlr. erfodert werden: sind der Professoren mehrere, so muß der Fond stärker seyn.

§. 75.

Der Rang der Professoren ist auf Deutschen Universitäten sehr verschiedentlich bestimmet. Auf einigen ältern ist er geringe, und blos derjenige, den sie von den sogenannten academischen Würden, Doctor, und Magister, haben: wiewohl denn doch die bisweilen die ersten in den Facultäten durch beygelegte Canonicate oder Abteyen einen desto ansehnlichern Rang bekommen.

Auf anderen Universitäten sind blos die Professores Extraordinarii ohngefähr in dem Range verblieben, den etwan Doctores Juris zu haben pflegen,

doch

doch so, daß sie den Doctoribus vorgehen; den Ordinariis aber ist ein höherer Rang ertheilet worden: z. B. in Halle, wo die Ordinarii nicht allein den Bürgermeistern, oder, wie sie dort heissen, Rathsmeistern, sondern auch nach den Privilegiis den Titulärräthen vorgehen, als die im Preußischen mit wirklichen Räthen eben des Characters nicht gleichen Rang haben (*). Wäre dieses in völlige Uebung gekommen, oder darin geblieben, so ist nicht begreiflich, warum dort Professores den Titel als Hofrath erhalten oder gesucht haben: da aber dis doch häufig ge-

(*) Privilegien der Universität Halle, §. 25. (im zweiten Theil von Dreyhaupts Saalcreyse) wegen des Ranges derer *Professorum* wollen Wir es folgendergestalt zu halten hiermit gnädigst verordnet haben.

1) Die *Professores Ordinarii* der vier Facultäten.
2) Die Rathsmeistere. 3) Die *Assessores Scabinatus.*
4) Der *Syndicus Universitatis et Civitatis.* 5) Die *Professores Extraordinarii*, welche *Doctores* seyn.
6) Die übrigen *Doctores* und *Licentiati.*

Damit auch nicht eine Irrung der *Titular*-Räthe halber entstehen möge, so soll es mit ihnen gehalten werden, wie es zu Königsberg in Preussen eingerichtet ist, daß sie nehmlich denen Rathsmeistern nachgehen.

geschiehet, so muß durch den Gebrauch, oder vielleicht durch den Nichtgebrauch der in den Privilegien enthaltenen Vorrechte, oder sonst wodurch, eine Abänderung vorgegangen seyn, von der ich aber nichts gewisses sagen kann.

Im Hannöverischen, wo sonst bey Stiftung der Universität Göttingen die Hallischen Privilegien und Statuten in vielen Stücken zum Modell gedient zu haben scheinen, war darin ein merklicher Unterscheid der vorher da seyenden Grundlage des Ranges, daß die Titulärräthe mit den wirklichen Räthen gleichen Rang haben, und zwar in folgender Ordnung: 1) Krieges- Cammer- und Hofräthe, als Obrist-lieutenant, oder, wenn sie von Adel sind, als Obristen: 2) Consistorialräthe und Hofgerichts-Assessores Ordinarii, als Major: 3) Räthe, ohne weitern Zusatz, und Hofgerichts-Assessores Extraordinarii, unter dem Major, ich weiß nicht, ob über oder mit dem Capitaine. Bey dieser Einrichtung des Landes ist nun den Professoribus Ordinariis der Rang als Königlicher Rath, ohne weitern Zusatz, ertheilt, und sie gehen dem Gerichtsschultheiß und Bürgermeister der Hauptstädte vor: der Syndicus der Universität ist höher, als in Halle gesetzt, zwischen den Gerichtsschultheiß und Bürgermeister: und die Professores Extraordinarii sind dem Stadt-Syndico

gleich

gleich gesetzt (*). Es scheint, daß bey dem ersten Project von Stiftung der Universität den Professoren ein geringerer Rang, vielleicht nach dem Muster von Helmstädt, zugedacht war, davon noch ein Merkmahl in der Canzeleytitulatur übrig seyn soll.

Zu Giessen haben die Professores Ordinarii einen noch höhern Rang, und jeder Facultät ist ein besonderer beygelegt, z. B. wo ich nicht irre, den Professoren der Juristenfacultät der Rang als Regierungsräthe. Weil ich mich aber nicht besinnen kann, ob, und wo die Privilegia dieser Universität gedruckt sind, will ich lieber abbrechen, als irren.

Die Natur der Sache scheint allerdings zu erfodern, daß den Professoren ein ansehnlicher Rang beygeleget werde: denn es ist doch nicht billig, daß derjenige, der sonst zu einem Amte von höherem Range völlig qualificirt wäre, blos deswegen, weil er eine mühsamere Arbeit übernimmt, und die Jugend des ganzen Landes zu wichtigen Aemtern zubereitet, geringer geachtet, und weniger belohnet werde. Man kann sich schwerlich einen zu seinem Amte tüchtigen Professorem Juris vorstellen, wenigstens keinen solchen, als von S. 114 an beschrieben ist, der nicht auch im Stande wäre, in den höhern Justitzcollegiis

zu

(*) §. 19. der Privilegien.

zu sitzen: und zu einem Consistorialrath, oder Generalsuperintendenten, wird offenbar nicht so viel Gelehrsamkeit erfodert, als zu einem Professor der Theologie. Wollte man hiervon den Maasstab nehmen, und den Professoren gleichsam ein Aequivalent für das geben, was sie ausser der Universität haben könnten, so würde ohngefähr eine solche Einrichtung, als die zu Giessen, herauskommen, nach der sie den Beysitzern der höhern Justitz- oder Kirchencollegien parificirt würden, nur daß doch wegen gewisser unten zu bemerkender Umstände vortheilhaft seyn möchte, nicht jeder Facultät ihren besondern, sondern allen einerley Rang anzuweisen. Bey einer solchen Einrichtung könnten auch die von andern Landescollegien erborgten Titel, die vielleicht besser nicht auf Universitäten eingeführet wären, vermieden werden.

In den allzuphilosophischen Streit, ob ein weiser Mann den Rang für ein Gut, oder für ein Nichts halten, und, ob ein Professor auf dis leere Nichts sehen solle? werde ich mich hier nicht einlassen dürfen. In der That ist er zwar nicht schlechterdings ein Nichts, so lange im menschlichen Leben so vieles von ihm abhänget, und er manche nicht blos in rechter und linker Hand bestehende wirkliche Vorzüge, Sicherheit vor Beleidigungen, oder Bequemlichkeit,

verschaffet. Allein dis alles auf die Seite gesetzt, würde man das menschliche Herz nicht kennen, wenn man den Gelehrten, den Theologen, den Philosophen, so gleich bey seinem Worte fassen, und ihm keinen Rang geben wollte, weil er einmahl vom Catheder wider dessen Eitelkeit geprediget, oder in der Ethik geschrieben haben mag. Er wird denn doch, wenn er auf einer Universität stehet, wo er einen ansehnlichen Rang hat, und mit geringerem Range auf eine andere gerufen wird, sich etwas bedenken, ob er dem Ruf folgen solle: und dis kann der Universität hinderlich seyn, den berühmten Mann zu bekommen, den sie wünschet. Ich weiß zwar eine Universität, auf der die Professores keinen ansehnlichen Rang, sondern blos den als Doctores und Magistri haben, und doch schwer zu bewegen sind, sie zu verlassen: allein sie ist auch wegen ganz besonderer Vortheile der Stadt eine Ausnahme von allen Regeln: wenn aber eine andere Universität, die diese Vortheile nicht hat, den Professoren, ich will nur zum Beyspiel setzen, unter den Bürgermeistern den Rang anweiset, so könnte es doch einen Professor versuchen, sie zu verlassen, wenn eine andere Universität seiner Eitelkeit mehr Genüge thut, wenigstens würde sich der nicht blos in die Studirstube eingeschlossene Gelehrte, den sie von einer andern Universität,

sität, wo er über den Bürgermeister zu gehen gewohnt war, rufet, an diesen Umstand ein wenig stossen, falls er ihn vorher weiß. Aber auch das gesetzt, daß er sich nicht daran stiesse, und die Lehrer vollkommene von dem Rang gar nicht mehr gerührte Philosophen wären, so kommt doch auf Universitäten viel darauf an, daß die Professores in hinlänglicher Achtung bey den Lernenden stehen, und sie sie nicht als unter sich betrachten: so philosophisch wird man sich aber die Welt nie vorstellen, daß in die Denkungsart junger Leute der Rang gar keinen Einfluß haben sollte.

Unter den Professoren selbst richtet sich der Rang gemeiniglich dergestalt nach den Facultäten, daß der jüngste Professor Ordinarius der höheren Facultät dem ältesten der darauf folgenden vorgehet, falls dieser nicht durch einen ihm beygelegten Titel einen höhern Rang hat, z. B. der jüngste Professor Ordinarius Theologiä dem Primario der Juristenfacultät, und noch in weit grösserer Entfernung dem ersten Professor der philosophischen, dessen Schüler er vielleicht gewesen ist, und nun seine Metaphysik ganz glücklich in eine an Terminologie schöpferische Theologie verwandelt. Diesem eigensinnigen Ueberbleibsel der mittleren Zeit, in der die Universitäten entstanden, und eine Facultät nach und nach sich

der andern anhing, (der Zeit, in der der geistliche Stand allen andern vorging, und Maleficanten zum Tode verurtheilen, grösser war, als Königen das Leben retten,) suchen die Landesherren dadurch zu begegnen, daß sie den Professoren der drey untern Facultäten ein Prädicat beylegen, welches mehr ist, als Professor, und sie dadurch nicht blos schadlos halten, sondern auch über die erste Facultät erheben: wiewohl doch immer so viel bleibt, daß im Concilio, und den feyerlich-ernsten academischen Processionen der Rang der Facultäten beobachtet wird. Geschiehet jene Vergütung der Unbilligkeit voriger Jahrhunderte von freyen Stücken, so ist nichts weiter dabey zu erinnern, als, daß es den Lehrern der Universitäten rühmlicher seyn würde, aller fremder Titel entbehren zu können, und blos das zu heissen, was sie sind. Soll sie aber erbeten oder erkauft werden, so habe ich nicht nöthig, dem Leser in seinem Urtheil vorzugreifen, wenn ein im halben Europa berühmter, und dabey bejahrter Gelehrter dem unbekannten und neuen Nahmen, der in der Taufe gegeben ist, als er schon auf eben der Universität Lehrer war und ihr Ruhm brachte, collegialisch nachstehen muß. Ich weiß mich doch wirklich eines solchen Falls zu erinnern, der erst späte geändert ward: und noch dazu war der bejahrte Gelehrte der niedri-

gern

gern Facultät oft der Gönner derer, die über ihm gingen, ohne ganz die Grosmuth zu haben, nach allen Kleinigkeiten von Titeln und Rang nichts zu fragen.

Hier möchte ich wirklich die Aufgabe beantwortet hören, die bisweilen auf Universitäten debatirt ist: ob es nicht schicklicher wäre, daß die Professores Ordinarii schlechterdings nach ihrer Ancienetät rangirten, wie es in andern Collegiis gehalten wird, so daß der ältere Professor der Medicin oder Philosophie, über den jüngern Professor der Theologie ginge, wenn er gleich keinen weitern Titel hätte, und auch im Concilio den Platz über ihm einnähme? -- -- -- -- Soll man sich, wird hier mancher sagen, um solche Kleinigkeiten bekümmern? könnte es nicht dem wirklich berühmten Manne genug seyn, daß die Welt ihn kennet, und von dem, der den Rang über ihn hat, wenig weiß? Einem Boerhave, wenn ein Brief aus einem andern Welttheil, unter der unvollständigen Addresse, *à Monsieur Boerhave, en Europe*, richtig an ihn einläuft? Ich gebe es gern zu, daß er so denken sollte: allein wird er es auch immer thun? -- -- -- Und was entstehet, sein eigenes Misvergnügen nicht gerechnet, für Schaden daraus, wenn er es nicht thut? Gemeiniglich keiner, das gestehe ich, aber doch bisweilen der, daß

die Professores, die in der untersten Facultät, der philosophischen, hätten vortreflich seyn können, in eine der drey oberen zu kommen suchen, in denen sie nur mittelmäßig sind, also nun nicht völlig an ihrer rechten Stelle stehen, und minder brauchbar werden.

§. 76.

Manchen Unbequemlichkeiten dieser Art, die aus der Rangverfassung der Universitäten entstehen, beugen, wie gesagt, die Obern dadurch vor, daß sie den Professoren der drey untern Facultäten einen Titel beylegen, der einen höhern Rang giebt, als Professores nach den Statuten haben, wodurch also der ältere und verdiente Professor dem jüngeren, der in einer höhern Facultät sitzt, nicht nur gleich gemacht, sondern auch vorgezogen wird. Eben diese Titel werden auch noch ausserdem als Belohnungen der Verdienste angesehen, und haben die Absicht, wenn vielleicht den Professoren durch die ersten Stiftungsgesetze ein geringerer Rang angewiesen ist, sie mit den übrigen Bedienten des Landesherrn in diejenige Gleichheit zu setzen, welche die Gnade des Königes oder Fürsten für billig hält.

Dis ist die gute Seite von den auf hohen Schulen üblichen Titeln, Geheimerrath, Ge-

heimer Hofrath, Geheimder Justizrath, Hofrath, Kirchenrath, Consistorialrath, Rath, Leibmedicus, oder wie sie sonst heissen mögen, die eigentlich auf Universitäten keine Realität haben, sondern blos der Stempel sind, mit welchem der Landesherr Verdienste bezeichnet. Sie haben nicht überall gleiche Bedeutung, und wol die stärkste, wo sie am sparsamsten und mäßigsten sind. An dem einen Orte ist ein wirklicher bestimmter Rang mit ihnen verbunden, an dem andern sind sie Nahmen, die Wünsche befriedigen, ohne in der Welt, d. i. da wo eigentlich der Sitz des Ranges ist, am Hofe und im Militärstande, zu gelten.

In Einem Falle leiden die Universitäten gewiß unter diesen fremden Titeln: wenn nehmlich die Professores Titel suchen und erhalten, die entweder unter dem Range, den ihnen die Privilegia der Universität beylegen, oder ihm doch nur gleich sind. Denn da sich gewöhnlich niemand anstatt seines ordentlichen Amtsnahmens mit einem fremden Titel nennen läßt, falls dieser nicht höher ist, so können solche Titel, die Professores gebrauchen, ihre Privilegien nach und nach in Vergessen und ausser Uebung bringen. Die Universität, die auf ihre Privilegien aufmerksam ist, und der Curator, der nicht gern wollte, daß sie etwas davon verlöre, werden daher

solche Titel nicht gern sehen, und vielleicht Mittel haben, ihren Gebrauch zu hindern.

Ueberhaupt aber kann die Frage entstehen, ob es nicht vortheilhafter wäre, wenn diese auswärtigen Titel, auch die, die wirklich einen höhern Rang geben, gar nicht auf Universitäten wären? Auf den Englischen kennet man sie nicht, und doch sind da die Professores ungemein viel angesehener, als auf irgend einer Deutschen Universität. Der einzelne Professor, der sie hat, gewinnet freilich bey dieser Distinction: allein verliert die Universität im Ganzen nicht etwas dabey? Es scheint doch in der That einem Collegio mehr Ansehen zu machen, wenn das Amt selbst den Rang giebt, als wenn es ihn von fremden Titeln borgen muß: und das Militare, die Quelle und Maasstab alles Ranges, pflegt keine Titel aus andern Ständen anzunehmen. Auch entstehet über den Unterscheid, den die Titel unter Professoren einführen, nicht selten ein Misvergnügen derer, die keinen Titel haben: gesetzt, dis Misvergnügen bliebe stets ohne weitere Folgen, so ist doch immer, wo möglich, darauf zu sehen, daß alle vergnügt seyn mögen.

Man könnte vielleicht den Vorschlag wagen: wenn der Landesherr die Professores seiner Universität ehren, und sie den Beysitzern anderer Landes-

collegien,

collegien, von denen er ihnen die Titel giebt, gleich machen will, ob es nicht besser wäre, anstatt der Titel, die einigen ertheilt werden, den sämmtlichen Professoribus Ordinariis den Rang beyzulegen, den der Titel bezeichnet? Hierdurch wäre die ganze Universität geehret, und die Professores, selbst die, welche jetzt Titel haben, gewinnen vermuthlich: manche Ursachen zu Mishelligkeiten und Verdruß fielen bey der völligen Gleichheit weg, und wessen Ambition mit dieser sich nicht befriedigen liesse, der hätte nur noch das, der Universität vortheilhafte, Mittel, sich von seinen Collegen zu distinguiren, daß er durch gelehrte Verdienste mehr Celebrität zu erlangen suchte. Allein vermuthlich bleibt die Sache auf Deutschen Universitäten, wie sie ist: denn wenn auch Ein Landesherr diese Einrichtung treffen wollte, so werden sich doch nie alle vereinigen; und da eine Universität immer sucht, einige berühmte Professores der andern an sich zu ziehen, so werden Titel oft bey Annehmung oder Ausschlagung der Vocationen eine Bedingung seyn; und bisweilen könnte es sich zutragen, daß sie wirklich der Casse der Universität eine Ausgabe ersparten. Ist nun diese nicht für alle Bedürfnissen reich genug, so werden die Titel aus der Haushaltungskunst bleiben.

§. 77.

Wie Professores zu wählen sind, davon ist es unmöglich, allgemeine Rathschläge zu geben. Eben die Einrichtung, die 1770 die beste seyn mag, wird vielleicht auf eben der Universität 1800 nachtheilig, und hingegen alsdenn einer andern Universität vortheilhaft seyn. Es kommt alles auf die Einsicht, Willen und Sorgfalt der Wählenden an. Hat der Curator gar keine andere Absicht als den Ruhm der Universität, und sorget er dafür fast wie für die Ehre einer Tochter, hat er Einsicht und Geschmack an den Wissenschaften, einen glücklichen Blick in jedem Fach den besten Rathgeber zu wählen, genug Zutrauen und genug Verdacht, und noch über das alles den Eifer, der Zeit und Mühe nicht spart: so werden die Professores am besten gewählt werden, je unumschränkter er in der Wahl ist. Es wird zwar, wer kann bey menschlichen Dingen daran zweifeln, gefehlt, vielleicht aus zu vielem Eifer gefehlt werden; allein die Fehler werden auch am leichtesten wieder gut gemacht seyn, und das Gute wird sie bey weitem überwiegen. Allein wie selten ist ein solcher Curator? und wenn es der umgekehrte Character wäre, ich will nicht sagen, der böse und gehässige, aber doch der gute Freund, der auf Recommendationen achtet, um Gefälligkeiten zu erzeigen,

gen, der gütige, der nicht wol etwas abschlagen kann, derjenige, bey dem Subalternen zu viel vermögen, der sich die Mühe erleichtern will, oder der zu viel Mühe übernimmt, von den Gelehrten blos mit eigenen Augen aus ihren Schriften zu urtheilen, da er doch vermuthlich nur Einer Wissenschaft in ihrem Umfange vorstehen kann, der für seine Lieblingsdisciplin allzusehr eingenommene Stiefvater der übrigen, der für gewisse Grundsätze, theologische, juristische, philosophische, zu eifrige, der unvorsichtige in Wahl der Rathgeber, der allzudankbare Schüler ehemaliger Lehrer, die nach Einsichten des vorigen Menschenalters recommendiren, oder der dankbare Schätzer und Belohner der Hofmeister, die seine Söhne aufs beste unterrichtet haben; und wenn er auch keinen von diesen so verzeihlichen Fehlern hätte, er wäre aber von bürgerlichem Herkommen, oder von neuem Adel, und hätte Verwandte, die auf der Universität ihr Glück suchen könnten: so wird aus eben der unumschränkten Freyheit des wählenden Curators der Universität Nachtheil entstehen, und es ist nicht unmöglich, daß er sie bey allem guten Willen unwiederbringlich verdirbt. -- -- Vielleicht ist es also am besten, wenn hierüber kein ewiges Gesetz gemacht ist, sondern der Landesherr von Zeit zu Zeit die Sachen ändern, und die Wahl

der

der Professoren dem Curator mit weniger oder mehr Einschränkung auftragen kann.

Den Professoren selbst, es sey nun dem ganzen Concilio, oder einzelnen Facultäten, ist sie nicht füglich zu überlassen: und die Universitäten, die selbst ihre Professores wählen, pflegen dabey zu leiden. Ueberhaupt gehet eine Wahl dieser Art nicht gut nach der Pluralität der Stimmen: und ein einziger Kenner urtheilt besser, als viel Wählende. Wäre die Profession der Geschichtkunde zu besetzen, so möchte man doch wol am Hofe oder sonst irgendwo einen Mann finden, der bessere Vorschläge thäte, als die aus Professoren der Logik, Metaphysik, Moral, Physik, Mathesis, Eloquentiä, Dichtkunst, der Griechischen, und der Orientalischen Sprachen, bestehende, hinterbliebene philosophische Facultät. Dis Exempel ist das deutlichste: eben so gehet es aber auch in jeder Facultät in ihrer Maasse. Den besten Publicisten wählt man auch vermuthlich am Hofe besser, als der Civiliste ihn vorschlagen würde: und hätte die theologische Facultät etwan nur Einen Lehrer der Kirchengeschichte, so zweifle ich, ob der Professor, der die Dogmatik oder Homiletik liest, in den meisten Fällen im Stande seyn würde, zu sagen, wie die Lücke zu ersetzen sey. Kann er es sagen, so ist sie vermuthlich schon ersetzt, und weiter nichts

nöthig,

nöthig, als, daß er selbst die Kirchenhistorie lese. Es ist auch bey einer von Professoren angestellten Wahl zu befürchten, daß Partheylichkeit, Nepotismus, und collegialisches Nachgeben in Erwartung des Reciproci, zu vielen Einfluß haben möchte: und wäre es auch nur die patriotische Liebe zu den Landeskindern, die diesen gern helfen, und ungern Fremde vorziehen will, so würde sie doch machen, daß die Wahl nicht recht gut ausfiele. Allein nun kommt noch ein unangenehmer Umstand, den ich lieber verschweigen wollte. Es ist nicht ganz unmöglich, daß der beste Kenner unter ihnen, der einen starken Applausum hat, bey der Wahl eines neuen Collegen darauf siehet, diesen Applausum nicht zu verlieren, folglich den mittelmäßigen oder schlechtesten wählt, von dem er am wenigsten zu befürchten hat, und den besten ausschließt. Man will bisweilen auf Universitäten Beyspiele davon gesehen haben. Professores können allerdings mit grossem Nutzen bey Besetzung einer Profeßion gefragt werden, aber das ist doch noch etwas anders, als wenn sie die Stelle selbst vergeben; und doch muß man bey dem Befragen auch darauf seine Absicht nehmen, nicht gerade den Rath desjenigen zu befolgen, der mit dem neuen Professor collidiren wird. Das bleibt auch eine lobenswürdige Vorsichtigkeit,

tigkeit, wenn der Hof nicht schlechterdings, und ohne alle Erkundigung bey seinen Professoren, die Professionen besetzt: und die Statuta sind nicht zu tadeln, die dis ausdrücklich verordnen, und zwar so, daß nicht blos einzelne Professores, sondern auch ganze Facultäten, ihre Meinung sagen sollen. Der Hof ist doch nicht immer der Ort, wo die gelehrten Verdienste in allen Theilen der Gelehrsamkeit am besten gekannt werden, und bisweilen gelten an ihm Recommendationen zu viel: manchem Versehen wird vorgebeuget werden, wenn die Facultäten durch eine Anfrage Gelegenheit bekommen, ihre Meinung zu sagen, die aber deshalb noch keine entscheidende Stimme seyn darf, sondern ein Rath, der von den Obern gehört und geprüfet wird.

Wenn man nicht zu wissen verlangt, wie die Sache seyn sollte, sondern wie sie ist, so wird man sie auf den Deutschen Universitäten sehr verschieden antreffen. Auf einigen vergiebt der Curator, entweder allein, oder mit Zuziehung gewisser ihm zugeordneten Rathgeber am Hofe, die Professionen, ohne die Universität zu fragen: auf andern haben die Facultäten, oder die ganze Universität, ein Recht, dem Hofe Vorschläge zu thun, unter denen gewählt wird. An einigen Orten ist dieser Vorschlag nur ein bloser Rath, und der Hof ist nicht gebunden,

einen

einen von denen zu wählen, die vorgeschlagen sind: an andern ist er nach den Statuten mehr. Es giebt Universitäten, auf denen die Statuten so wenig systematisch sind, daß blos die eine oder andere Facultät das Recht hat, diesen Rath zu geben, vielleicht hier die theologische, um der reinen und gesunden Lehre willen, oder gar die, die am wenigsten über gelehrte Verdienste in dem erledigten Fach urtheilen kann, die philosophische. Ich habe auch alsdenn erzählen gehört, daß an einigen Orten sehr auf diesen unverbindenden Rath gesehen wird, und der Hof nicht leicht davon abgehet, ja wol gar ausdrücklich verlanget, die Facultät soll noch aus etlichen vorgeschlagenen den besten wählen: und an andern Orten dis Vorschlagen eine blose Ceremonie ist, auf die niemahls vom Hofe einige Rücksicht genommen, sondern der Bericht ad Acta gelegt wird. Wenn ich dazu setzte, daß ich das erste in absolutmonarchischen, und das zweite in Ländern, wo mehr Freyheit ist, gehört habe, so wird man es vielleicht für einen Druckfehler, für eine Transposition des Setzers halten: und doch ist es wahr. Es hatte aber auch seinen Grund in gewissen besondern Ursachen. Schlechthin kann man hier nichts das Beste nennen: Umstände der Zeit und der Personen ändern zu viel. Bisweilen ist so gar eins von den Ex-

tremis

tremis auf eine kurze Zeit das beste, z. E. zu viel Macht der Professoren, wenn sie sehr einsichtsvoll und patriotisch, und ihrer an Zahl so wenig sind, daß sie gern noch den besten Auswärtigen, der niemanden im Wege stehen wird, neben sich hätten, zu viel Macht des Curatoris, wenn er sehr redlich und einsichtsvoll ist. Auf lange, möchte wol eine Mittelstrasse das beste seyn.

Vielleicht denkt hier mancher Leser, ob nicht das eigene Auge des Landesherrn das beste wäre. Ich vermuthe es nicht. Der Landesherr ist zu sehr von Hofleuten und Bittenden belagert: er soll gütig seyn, und das muß man bey Besetzung der Professorstellen nicht seyn, oder die Universität gehet zu Grunde: wenn er in der Wahl fehlet, so widerspricht ihm niemand, und vielmehr sind alle auf seine Gedanken aufmerksam, um dasselbige zu denken, und durch Beyfall sich selbst bey ihm in Gunst zu setzen: er kann Wissenschaften kennen, aber doch nur einige, und gemeiniglich die am wenigsten, die auf Universitäten die nöthigsten sind: und die Art des Unterrichts auf Universitäten kennet er gar nicht, weil er nicht auf ihnen studirt hat; er würde also vielleicht in der Art von Wissenschaften, die er am besten verstünde, den vorzüglichsten Gelehrten, und doch einen ganz untauglichen Professor wählen. Mit-

glieder einer Academie der Wissenschaften wird er, wenn er Kenner ist, gut aussuchen, aber nicht Professores. Den Curator der Universität gut zu wählen, und im Grossen Verbesserungen der Universität zu verordnen, das ist die Sache, darum die Wissenschaften ihn bitten, und zur Dankbarkeit ihm Nachruhm versprechen, aber nicht das Kleine, nicht die Auswahl einzelner Professoren.

In einigen ausserordentlichen Fällen sind bey Besetzung der Professorstellen die Studirenden selbst die Wählenden gewesen, denen ein, vielleicht auswärtiger Lehrer, so wohl gefiel, daß sie sich ihn von dem Landesherrn zum Professor erbaten. Ihre Stimme kann Einmahl der Universität einen Mann verschaffen, der sie in Aufnahme bringt: es muß aber ja nicht das gewöhnliche, oder auch nur das zum zweitenmahl wiederholte werden, weil damit allzuviel Gefahr von Seiten der Cabale, und der Werbungen verknüpft ist. Ein paar in Ansehen stehende alte Studenten, (und das sind nicht immer die lehrbegierigsten) die sich in Freundschaft oder Furcht gesetzt haben, doch was soll ich alle Künste der Cabalen nennen, mit Einem Worte, die mannigfaltige Cabale würde im Stande seyn, Studirende, die sonst bey der Sache ganz gleichgültig sind, zur Unterschrift einer Supplik zu bringen.

Die wahre und bleibende Meinung der Studirenden von den Verdiensten eines Gelehrten, und gleichsam ihr ernstes wohl überdachtes Votum über ihn, siehet man am sichersten, bey Einheimischen (Privatdocenten, oder Professoren, die eine höhere Stelle verlangen) aus dem anhaltenden Beyfall, mit dem die Collegia besucht werden, und bey dem Auswärtigen an dem Umstande, wenn Studiosi nach vollbrachten Universitätsjahren noch blos seinetwegen auf die auswärtige Universität ziehen, um ihn zu hören: nicht aber aus Bittschriften, die, wenn sie auch nicht die Stimme der Cabale sind, doch nur den plötzlichen Wunsch weniger Tage ausdrücken.

Das grösseste Uebel bey Besetzung der Professionen, und der gewisse Schritt zum Verfall der Universität, wird der Nepotismus seyn: das ist, wenn Professores, es sey durch Wahl oder durch Recommendation und Rathgeben, ihren Söhnen und Schwiegersöhnen, die die nöthige Gelehrsamkeit nicht haben, Professorstellen zu verschaffen wissen. Der einmahl auf diese Weise gewordene Professor Extraordinarius, rückt ohne Verdienste immer weiter, und was bey einem geschehen ist, muß aus collegialischer Freundschaft und wieder vergeltenden Billigkeit bey mehreren geschehen. Die Mittel, wie diesem Uebel vorgebeuget werden soll, können nicht

durch

durch ewige Gesetze bestimmet werden: es ist genug, wenn die Obern an das mögliche Uebel denken, und bey Recommendation der Söhne oder Schwiegersöhne eines Professors viel Verdacht haben; alsdenn wird sich das übrige von selbst finden. Etwas zu viel Vorsichtigkeit ist rathsamer, als etwas zu wenig: denn wenn auch in dem Sohne eines Professors, der als Privatdocent den Anfang macht Collegia zu lesen, der beste künftige Professor übergangen und zurückgesetzt wird, so ist es weder ihm, noch der Universität, ein grosses Unglück. Er wird, wenn er als Privatdocent Beyfall findet, doch wol auswärtig die Beförderung erhalten, auf die er zu Hause länger hätte warten müssen: und wenn seine Verdienste sich mehr entwickelt haben, wird ihn seine Vaterstadt ganz wohl, nur für etwas bessere Bedingungen, wieder erhalten können. Beide haben vermuthlich noch bey der Verpflanzung gewonnen: denn die Gedenkungsart wird gemeiniglich erweitert, und die Methode verbessert, wenn der Professor auf mehreren Universitäten gestanden hat; jene hingegen bleibt zu eingeschränkt, und diese zu einförmig, zu sehr Nachahmung, wenn des Professors Sohn auf eben der Universität, wo er studirt hat, aus dem Studenten Privatdocent, und aus dem Privatdocenten Professor geworden ist.

Die Gefahr und der Schade des Nepotismus ist noch unweit grösser, wenn Professores ihre Schwiegersöhne, als wenn sie ihre Söhne der Universität aufzuheften wissen. Diese konnten sie selbst zu guten Professoren erziehen: jene nicht, sondern die bekommen sie gemeiniglich schon gebildet oder verdorben, und bey der Wahl wird doch auch wol nicht auf gelehrte Verdienste, sondern auf Eigenschaften, die das Publicum nicht sehr interessiren, gesehen werden. Sollte einer, der auf Universitäten sein Glück machen will, die Verbindung mit der Familie eines berühmten Professors als das Mittel dazu gebrauchen, und nicht aus Zuneigung, sondern eigentlich aus Absichten heyrathen; so muß er wenig Zutrauen zu seinen eigenen Verdiensten haben, und selten sind junge Leute ohne Ursache mistrauisch gegen sich. -- Kein billiger Leser wird dis so verstehen, als sollten Professores, die es schon sind, nicht Töchter anderer Professoren heyrathen, oder, wie in einigen Gerichten, Schwiegervater und Schwiegersohn nicht zugleich im Collegio der Professoren sitzen. Die Heyrath soll nur kein Mittel zur Beförderung auf Universitäten seyn: und wenn für den Privatdocenten, der der präsumtive Schwiegersohn eines Professoris ist, sollicitirt wird, so sollen die Recommendationen des präsumtiven Schwiegervaters selbst und

seiner

seiner Collegen den Obern verdächtig, und vielleicht Disrecommendationen seyn.

Ein anderer Fehler, der die Universitäten wenigstens zur Mittelmässigkeit herab bringen, oder darin erhalten kann, ist, wenn bey Besetzung der Professorstellen auf Beförderung der Landeskinder gesehen wird. Dis hat zwar eine gewisse billige Seite, und ist bey andern Bedienungen löblich: nur die Stelle eines Professors, der die Jugend des ganzen Landes unterrichten soll, muß selbst aus Liebe zu dem Lande nicht als Belohnung oder Versorgung, sondern dem besten, den man finden kann, gegeben werden: und da der Universitätenin Deutschland viele sind, so kann diejenige, die blühen und berühmt werden will, nicht mit brauchbaren Professoren zufrieden seyn, sondern sie muß die besten zu bekommen suchen.

In einem Königreiche, das aus einer ganzen ein eigenes Land bewohnenden, und durch die Sprache abgesonderten Nation bestehet, können freilich die Professores ohne Schaden lauter einheimische seyn; (und doch hat Schweden zu Upsala eine eigene Profession, die mit dem Endzweck gestiftet ist, auswärtige Gelehrte, und mit ihnen fremde Schätze der Gelehrsamkeit nach Schweden zu ziehen, und die nur in ausserordentlichen Fällen an gebohrne

Schweden vergeben wird :) allein bey einem in engere Gränzen eingeschränkten Fürstenthum, das nur den zehnten oder zwanzigsten Theil einer grossen Nation in sich fasset, ist schwerlich zu erwarten, daß gerade dieses Fürstenthum genug geschickte Männer hergeben könne, die Universität in allen Fächern der Gelehrsamkeit zu besetzen, sonderlich wenn auswärtige Universitäten ihm schon einige seiner gelehrtesten Bürger geraubet, und sich zugeeignet haben. Und dis letzte geschieht doch täglich: daher würden der Universität, die nicht ein gleiches thun, sondern sich blos aus ihren Landeskindern besetzen wollte, zu wenige ausnehmend gute übrig bleiben. Es kann sich auch zutragen, daß zu einer gewissen Zeit ein gewisses Land zwar genug gute Genies und grosse Gelehrte hat, aber solche, die schon in andern besfern Bedienungen stehen, oder sich doch nicht gerade zu Professoren schicken. Soll einer zur Mittelmässigkeit herabgesunkenen Universität aufgeholfen, oder gar eine neue gestiftet werden, so werden nicht blos gelehrte, sondern auch berühmte Professores erfodert, die man von auswärtigen Orten rufen muß. Wollte man, anstatt dieses zu thun, auf die Versorgung solcher Landeskinder denken, denen es sonst nicht an gelehrten Verdiensten fehlt, und den auswärtigen Universitäten ihre berühmten Männer in

Friede

Friede lassen, so werden sie auch ihre Celebrität, und die allzupatriotische Universität ihre Mittelmässigkeit behalten. Aus dieser kann sie einmahl, da so viele Universitäten sind, nicht hervorkommen, ohne den andern etwas zu entziehen. Dis ist, ich leugne es nicht, ein wenig eigennützig, (wiewohl, die Universität, die sich ihre besten Professores entziehen läßt, und sie nicht nach ihren vorzüglichen Verdiensten belohnen will, kann die sich mit Recht beklagen, wenn andere so handeln?) allein selbst die Wissenschaften sind dabey interessirt, daß Länder ihre Gelehrten gegen einander vertauschen. Jedes grosse Land, jede berühmte Universität, hat doch auch wol ihre gewissermassen eigene Vorzüge in der Gelehrsamkeit; werden diese mit einander vermischet, und bereichert sich die eine Universität mit dem, was die andere vorzügliches hat, so werden am Ende alle dabey gewinnen: fast so, wie durch den Handel der ganze Erdboden reicher und glücklicher werden kann, wenn das eine Land die Waaren des andern erhält, die man erst kauft, und denn wol nachahmen lernt. Behält aber ein Land blos das Einheimische, so stehet es in Gefahr, wenigstens in Einem Theil der Wissenschaften um ein Menschenalter zurück, und die Universität, in Denkungsart und Methode zu eingeschränkt und ein-

förmig zu bleiben. So lange die Wissenschaften noch im Wachsthum sind, ist diese Betrachtung wichtig.

Die Beyspiele stimmen mit dem vorhingesagten überein. Der Vortheil, den Marpurg und Giessen von zwey Ausländern, Wolf und Rambach, gehabt haben, ist bekannt. Die Mäcenaten, die eine Universität in Aufnahme bringen, pflegen sich gar nicht an Landeskinder zu binden, sondern von allen Orten Auswärtige zu berufen, so sehr es ihnen vielleicht auch Anfangs verdacht wird: der Erfolg, und das spätere Urtheil des Publici hält sie dafür schadlos. Göttingen ist bey seiner Stiftung fast blos mit Auswärtigen besetzt, und unter 82 Professoren, die es nach des Herrn Hofrath Pütters Universitätsgeschichte bis auf das Jahr 1765 gehabt hat, (26 verstorbenen, 16 weggegangenen, und 40 die damahls zu Göttingen waren,) finde ich nur fünf Nahmen von Einheimischen, Claproth, Ribov, Wähner, Wedekind, Wrisberg. Ob unter denen, die nach 1765 hinzugekommen sind, die Anzahl der Landeskinder grösser ist, kann ich nicht sagen, und sehe einer neuen Ausgabe des Pütterischen Buchs begierig entgegen. (Gern hätte ich von jeder Universität eine solche Geschichte bey der Hand gehabt.) Selbst in den Preussischen Ländern, die sonst von hinlänglicher Grösse wären, ihre Universitäten mit einhei-

einheimischen Professoren zu besetzen, aus denen das eben genannte Göttingen 15 Professores gehabt hat, und noch jetzt wirklich 7 hat,(*) sind doch einige der berühmtesten Professoren, Auswärtige.

Man wird vielleicht bemerken, daß gerade einige Gegenden unseres allgemeinen Vaterlandes reicher in Hervorbringung der Professoren sind, als die nachher auf auswärtigen Universitäten befördert werden. Der Grund davon ist wol nicht in der Verschiedenheit der Genies zu suchen, sondern in Erziehung und Schulen. Sind diese in einem Lande nicht gut eingerichtet, und sonderlich im Lateinischen und Griechischen mangelhaft, so wird das Land bey einem Ueberfluß der besten Genies, und vielleicht bey einem Reichthum an wahren Gelehrten, doch nur selten den für Universitäten brauchbaren Gelehrten haben: denn diesem sind die gelehrten Sprachen zu unentbehrlich, und das auf Schulen Versäumte wird zu selten nachgeholt. Sind hingegen die Schulen wohl eingerichtet, so kommen viele von ihnen gleichsam mit der Anlage zu einem künftigen

(*) Nach des Herrn Hofr. Pütters Göttingischer Universitätsgeschichte, §. 67. Gebauer, 69. Böhmer, 71. Pütter, 75. von Selchow, 82. Hollmann, 83. Michaelis, Colom. du Clos.

guten Professor auf die Universität. Wer sich in Deutschland umsiehet, wird die Gegenden leicht kennen, aus denen vorzüglich viel berühmte Professores gebürtig sind, und um auf die Ursache zu kommen, darf er nur untersuchen, wie in ihnen auf Schulen die Unterweisung im Lateinischen, Griechischen, und der Universalhistorie, beschaffen ist?

Oefters ist mir beygefallen, es wäre möglich, daß Mäcenaten bey dem besten Willen einen Fehler in Besetzung der Universitäten begingen, wenn sie Informatores, deren Geschicklichkeit und vorzügliche Gabe im Unterricht, sie in ihrer eigenen Familie haben kennen lernen, auf der Universität zu belohnen suchten. Fehltritte könnten in solchem Fall begangen werden: denn Dankbarkeit, ein gutes Herz, und etwas Prädilection für das, was einen selbst so nahe angehet, kann das Verdienst leicht zu hoch schätzen; und der beste Informator vornehmer Söhne hat noch gar keine wahrscheinliche Vermuthung zum guten Professor für sich. Die ganze Art des Unterrichts ist so verschieden, als die Art der Gelehrsamkeit: er muß sich unter vielerley Anfangsgründe, mit Untermischung von etwas galanten, vertheilen, und der Professor soll in Einer Wissenschaft stark seyn, und sich ihr beynahe ganz gewidmet haben. Wäre aber der Fehler einmahl begangen,

gangen, so würde er bald ansteckend werden; denn wie mancher Staatsminister oder vornehme Herr am Hofe würde nunmehr dem Curator der Universität anliegen, seinen bis zum Erstaunen geschickten Informator der Universität auch zur Zierde zu geben? und am Hofe hält es doch schwer, beständig abzuschlagen, wo die Recommendationen stark sind. Bald würde denn die Universität, oder doch ein paar Facultäten, die Retirade guter Informatoren werden.

Ich habe in der That darauf Acht gegeben, ob dieser Fehler nicht auf blühenden Universitäten, wo zum voraus die meiste Wahrscheinlichkeit dazu war, begangen werden würde: zu meiner Verwunderung sahe ich, daß es nicht geschähe. Informatores oder Hofmeister, die wirklich (eine sonst seltene Sache) professormäßige Studia hatten, und wol jetzt als Professores, und noch dazu als berühmte, auf andern Universitäten stehen, und die den Curator nahe angingen, oder die stärksten Recommendationen hatten, wurden auf der Universität, für die er sorgete, nicht befördert. Ich weiß dis kaum anders zu erklären, als, der Curator muß wirklich eben die Sorge gehabt haben, Dankbarkeit und Schätzung der Verdienste um die Seinigen könne sein Urtheil partheyisch machen, und es würde nicht

möglich

möglich seyn, andern Vornehmen bey Hofe das abzuschlagen, wovon einmahl ein Beyspiel gegeben wäre. In der That ist dis Mistrauen das sicherste Mittel, eine Universität blühend zu machen und zu erhalten. Sollte ich auch in der Erklärung, die ich über eine so sorgfältig und historisch treu bemerkte Erfahrung mache, irren, sollte es Zufall, und nicht jene Ursache gewesen seyn, so verdient sie doch, so erklärt, und durch Nachahmung in Regel verwandelt zu werden. Ich habe gegenseitige Erfahrungen von Fehlern gesehen, und die Folgen blieben nicht ganz aus: allein das widrige braucht nicht beschrieben zu werden, da die Gründe schon für sich genug sind, davor zu warnen.

Das unsicherste Mittel, Professores zu wählen, (mit wahrer Furcht vor der zornigen Figur schreibe ich es, die ich auf der letzten Seite des Kästnerischen Musenalmanachs für das Jahr 1770. mit Schaudern gesehen habe) würde seyn, wenn man sich nach dem Lobe der gelehrten Tagebücher richten wollte. Der Mäcenat, oder wer es sonst ist, der dis thut, folget denn doch der Stimme eines einzigen, und noch dazu eines Anonymi: denn wenn an einem gelehrten Journal auch mehrere arbeiten, so hat doch jede Recension nur Einen Verfasser, und ist weder das Resultat der gemeinschaftlichen

Durchle-

Durchlesung des Buchs, noch von der ganzen Gesellschaft geprüft oder gebilliget. Wie? wenn dieser Anonymus ein Anfänger, ein der Sache Unkundiger, ein Student, ein verdorbener Magister, ein Freund, ein Auditor des Authors, oder gar, nach abgelegter kritischer Masque, der Author selbst wäre? denn ginge es wirklich, wie in der Geschichte, die man von Amsterdam erzählet, da in dem Hause eines reichen Juden die himmlische Stimme mehrmahls erschallete, die schöne Tochter des Juden solle von N. N. dem Ruseler, den Messias gebähren. Der gute Jude war ernstlich bemühet, ihn zum Schwiegersohn zu erhalten, und erreichte, wie leicht zu denken, seinen Endzweck: zum Unglück war das erste Kind ein Mädchen, und der Jüdische Ruseler hatte nicht genug Gegenwärtigkeit des Geistes, zu sagen, eins der künftigen Kinder könnte noch der Messias werden, sondern lief, wie man sagt, aus Furcht vor dem Zuchthause, davon. Allein so einfältig ist der Professor nicht, den man auf seine eigene Recommendation genommen hat; man muß ihn behalten.

Diese Fälle sind doch in gelehrten Zeitungen nicht ungewöhnlich. Wenige unter der grossen Menge werden von eigentlich gelehrten Männern geschrieben: die, über welche ein Gelehrter die Aufsicht

sicht hat, und, weil er unmöglich alle Wissenschaften selbst verstehen, oder alle Bücher lesen kann, die Recensionen durch fleißige Studenten oder Magistros, (die vielleicht nicht ungern Professores wären) verfertigen läßt, sind doch nicht die schlechtesten. Wenn aber dis die Männer sind, auf deren Zeugniß man einen Professor wählen will, so thäte man am besten, sich um ihre persönliche Bekanntschaft und Correspondenz zu bewerben, vielleicht hätten sie noch einen andern, als den Author, dessen Buch sie recensiren, zum Professor vorzuschlagen. Nicht alle Recensenten sind noch so gut: einiger ihr Beruf zum gelehrten Richteramt innerhalb und ausserhalb Deutschlandes, ist blos, sich des Hungers zu erwehren, weil sie keine andere Bedienung erhalten können: denn sind sie etwan die wohlfeilsten, die der Verleger haben kann, auch wol ihre Urtheile feil. Andere werden aus höhern Absichten gelehrte Zeitungsschreiber, um sich ein Ansehen zu geben, dazu sie aber, wenn es ihnen an Verdiensten mangelt, wieder andere nöthig haben, die Lob geben und bekommen, und von ihren Urtheilen in andern Zeitungen das Echo sind, so daß der gutherzige Leser viele Stimmen zu hören glaubt, und nun vest versichert ist, was in mehr als einer Zeitung stehet, (wirklich doch gedruckt!) sey die wahre und ungezweifelte Stimme

des

des Publici. Zu diesen Zeitungsschreibern pflegt der Anfänger, der gern etwas werden wollte, und zwar desto eifriger und ergebener seine Zuflucht zu nehmen, je mehr unruhige Ambition und je weniger Verdienste er fühlet. Er hilft mit loben, um gelobt zu werden, und wo es nöthig ist, schelten, und nützliche Unwahrheiten bis zur Histoire scandaleuse erdichten, davon der andere schon instruirt ist, sie am gehörigen Ort ganz treuherzig aus ihm zu wiederholen, und, als wüßte er nicht, daß er selbst daran gearbeitet hat, ein Excerpt in seinen Zeitungen davon zu machen. Auf die Art wird eine Allianz errichtet, in der, wenn nur leichtglaubige Leser genug sind, ein Menschenfreund des andern Glück machen kann: man verbindet sich, zu loben, und zu tadeln. Das letzte trift den, der nicht mit zu der Allianz gehört, und zwar desto stärker, je gefährlicher er ist: denn einigen mittelmäßigen läßt man Gerechtigkeit widerfahren, um doch dem Publico einen Schein von Unpartheylichkeit zu geben, oder weil man nichts vor und wider sie hat. Das sonderbarste ist, wenn der Recensente nicht einmahl das ganze Buch durchgelesen hat, und den Tadel aus der Vorrede selbst borget, fast mit dem Kunststück, mit welchem bisweilen ein juristisches Responsum in ein gegenseitiges umgeschmolzen ist, da der Plagiarius die

Ratio-

Rationes dubitandi zu Rationibus decidendi machte, und diese zu jenen; (das hiesse denn doch wol, nach Herrn Lessing, den Author mit seinem eigenen Fett betrüpfen) oder, wenn derselbe Author, der im einen Jahr so verächtlich war, im folgenden der Held des Journals wird, nachdem er bey einem gehabten Unglück in sich gegangen, und mit in die Allianz getreten ist. Wie übel müßte der Curator, der Rathgeber, der academische Senat, bey der Wahl eines Professors fahren, der sich auf ein solches Journal, vielleicht weil es eine fliessende Schreibart hat, und mit Dreistigkeit redet, oder wegen der Uebereinstimmung mehrerer verbündeten Journale, verläßt?

Die Leichtgläubigkeit gegen Journale ist jetzt beynahe ein characteristischer Fehler eines Theils unserer Nation. Wenigstens in Engelland hat man keinen solchen Glauben an die Reviews und Magazins, ob sie gleich bey allen schlechten Eigenschaften etwas besser sind, als unsere schlechtesten Tagebücher: und wer sich merken liesse, daß er ein grosses Zutrauen in ihr Urtheil setzte, würde von Engelländern für einfältig gehalten werden. -- -- -- Allein sollte es wol unter denen, die Professores wählen, einige geben, die sich auf Journale von dieser schlechtesten Art verliessen? Das will ich eben nicht sagen:

aber

aber so viel ist gewiß, daß manche Journalisten sehr wünschen, es möchte geschehen, und wol in der Absicht ihren gelehrten Richterstuhl angelegt haben. Auch das scheint unleugbar, daß einige, die Professorstellen zu vergeben haben, sehr auf das Urtheil der besten gelehrten Zeitungen sehen, wie man an bald nachher erfolgten Vocationen merken kann: und so lange noch partheyische und schlechte Journale in einigen Provinzen und Craisen Deutschlands im Ansehen stehen, wäre es nicht unmöglich, daß der eine Mäcenat dem schlechten, so wie der andere dem guten, in seiner Wahl folgen könnte.

Doch wenn es auch bey dem besten Journal geschiehet, so ist es etwas zu viel Zutrauen gegen einen Anonymum. Diejenigen, die für das Wohl der Universitäten zu sorgen haben, können das gute Journal, das heißt, das von unpartheyischen und einsichtsvollen Verfassern geschrieben wird, deren jeder nur in seiner Wissenschaft urtheilet, gebrauchen, um die Gelehrten, oder die aufblühenden Genies, kennen zu lernen, die ihrer nähern Aufmerksamkeit würdig scheinen. Allein so lange sie den Verfasser einer Recension noch nicht näher kennen, würde es unvorsichtig seyn, in der Wahl eines Professors einem Anonymo zu folgen. Ein Buch kann man auf sein Wort kauffen, das ein paar Thaler oder

Ducaten kostet; ist aber von der Wahl eines Professors die Rede, so wäre doch wol rathsam, vorher zu erfahren, wer der Recensente ist, auf dessen Wort man wählen will. Dis hält gemeiniglich nicht schwer, und alsdenn sey er, falls er ein zuverlässiger Mann ist, Rathgeber, wenn er aufgehört hat, ein Anonymus zu seyn. Nunmehr ist es nicht weiter der Fall, von dem ich vorhin geredet habe.

§. 78.

Professores werden entweder von andern Orten berufen, oder auf der Universität selbst zugezogen und aus den bisherigen Privatdocenten gewählt. Die Frage, welches von beiden das beste sey? läßt sich nicht wohl beantworten, oder vielmehr, sie ist zu übel gesetzt, als daß sie eine Antwort verdiente: denn beides hat seine Vortheile. Die Mischung der auf der Universität selbst zugezogenen, und der von andern Orten her berufenen Professoren, ist das beste; und die Universität, die blühen will, soll beides thun.

Eine Universität, die gar keine Professores zuzöge, und sie alle von andern Orten her beriefe, müßte gegen ihre Privatdocenten sehr unbillig seyn, und würde sie mit einer Art von Unterdrückung guter Genies abschrecken: denn es ist doch nicht wahrscheinlich,

scheinlich, daß unter ihnen gar keine seyn sollten, die verdieneten, zu Professionen befördert zu werden. Sie würde davon den Schaden haben, daß sie mit viel grösseren Unkosten nicht mehr ausrichtete, als eine andere billigere mit der Hälfte von Gelde: denn Privatdocenten, die auf ihrer eigenen Universität Professores werden, sind mit mäßigen Besoldungen zufrieden, und auf einigen Universitäten dienen sie etliche Jahre ohne Besoldung für Ehre: wen man hingegen von auswärtigen Universitäten ruft, dem muß man merkliche Verbesserungen zeigen, und geben, was er haben will. Die übrigen Anmerkungen, die gemacht werden, z. E. die Universität, die ohne selbst Professores zuzuziehen Auswärtige berufe, sey eine räuberische Gesellschaft, oder, wenn alle Universitäten eben so handeln wollten, würde endlich überall ein Mangel an Professoren entstehen, sind nicht von grosser Wichtigkeit. Die räuberische Universität wird von den Professoren auf andern Universitäten doch gemeiniglich nicht gehasset, denn sie giebt ihnen durch ihre Vocationen die Mittel, sich auf der ihrigen Verbesserungen auszubedingen, auf die sie sonst lange hätten warten müssen. Eines Curators, dessen Casse erschöpft ist, Plage mögen sie wirklich seyn: aber wenn auswärtige Gelehrte über sie klagen, so geschiehet es nur des Wohlstandes

wegen: im Herzen sehen sie sie als ihre gemeinschaftliche Wohlthäterin an, und haben es nicht ungern, wenn sie selbst von ihr in Versuchung geführet werden. Ich erinnere mich einer Unterredung, in welcher man darauf zu sprechen kam, daß der Curator einer berühmten Universität oft verdrieslich darüber werde, wenn er von Auswärtigen, die er berief, zuletzt abschlägige Antworten bekäme: man sagte, er sollte es nicht so übel nehmen, sondern sich freuen, der allgemeine Mäcen auf vielen Universitäten zu seyn, durch dessen Anträge die Professores bessere Bedingungen erhielten, und ihm oft im Herzen dankbarer wären, als die, welche den Ruf annähmen. — — — Das andere ist gar nicht zu besorgen, und in der That ein Uebel, das sich selbst wieder aufhebt: denn so bald ein Mangel an Professoren entstehet, oder vielmehr so bald nur nicht anderwärts ein Ueberfluß ist, werden, falls nur sonst keine unangenehme Hinderung eintrit, Privatdocenten sich hervorthun, es sey nun auf dieser, oder auf einer andern Universität, und man wird mit ihnen erledigte Professorstellen besetzen. Auf die Art werden gewiß immer einige, und, wo ich nicht irre, alle gute Universitäten, Professores zuziehen.

Die Universität, die das entgegengesetzte thun, und alle ihre Professores selbst zuziehen wollte, würde

vermuths-

vermuthlich auch dabey leiden. Sie beraubt sich wenigstens des Vortheils, ausnehmend berühmte Männer, die das übrige Deutschland hat, und das auf ihr gerade nicht erzogene seltene Genie, zu erhalten: hat sie nicht sonst ganz ausserordentliche Vortheile, durch welche vielleicht die grosse Stadt, oder die, die der Sitz der Buchhandlung ist, (Berlin, wenn es eine Universität hätte, oder Leipzig) das Mannigfaltige der Gelehrsamkeit zusammen bringet, so würde sie in Gefahr stehen, auswärtige Schätze der Gelehrsamkeit zu spät zu bekommen, und in einigen Wissenschaften um ein Menschenalter zurück zu bleiben. Zu sehr einerley alte Methode, die sich nicht mehr zu den Umständen der Zeit schicket, und gewisse verewigte Universitäts-principia, (in der Logik heissen sie, eingewurzelte und von Lehrer zu Schüler erbliche Vorurtheile) würden eine andere Folge eben dieser zu weit getriebenen Selbsterziehung seyn.

Ueberhaupt ist es ein Vortheil für Gelehrsamkeit und Gelehrte, daß nicht jede Universität in Deutschland ihre eigenen Professores zuziehet, sondern eine der andern die ihrigen abspänstig macht. Das Neue in den Wissenschaften wird dadurch geschwinder und allgemeiner ausgebreitet, und was das eine Land in ihnen Vorzügliches hatte, mit dem

Vorzüglichen des andern so umgetauscht, daß es in beiden wuchert: die Professores selbst werden durch die Verpflanzung besser, sie bekommen freyere und ausgedähntere Aussichten, legen die auf der einen Universität ertragenen Fehler der Methode auf der andern, wo der Zuhörer sich nicht darin schicken will, ab, und lernen neue Vortheile der Methode. In der That würden auch die Gelehrten auf den Universitäten, die nicht gleich Anfangs auf ansehnliche untheilbare Salaria gestiftet sind, schlecht daran seyn, wenn sie alle Verbesserung ihres Gehalts blos von Billigkeit in Schätzung ihrer Verdienste erwarten sollten. An Höfen denkt man bisweilen, der Gelehrte könne leicht mit wenigem zufrieden seyn, und sieht ihn für so tief unter den Ungelehrten oder Wenigergelehrten gesetzt an, daß seine Verdienste genug bezahlt sind, wenn er die Hälfte von dem hat, was für jenen zu wenig wäre. Ist aber auch der Hof erleuchteter, so haben doch blose Billigkeit und Gnade auf Cassen nur eine langsame Wirkung: die Nothwendigkeit hingegen, die daraus entstehet, daß der Professor, den die Obern nicht missen wollen, von einer andern Universität gesucht wird, ist häufig das Mittel, das Gelehrten diejenigen bequemern Umstände verschafft, die sie vorhin schon verdienet hatten, sonderlich auf der

Univer-

Universität, wo nicht nach der Anciennetät in die ersten reichlich dotirten Stellen gerücket wird. Ich rede hier nicht von allen Universitäten, sondern wollte mit der Ausnahme verstanden seyn, daß wirklich auf einigen blos aus Billigkeit Verdienste belohnet werden: allein auf andern ist auch das Gegentheil, und gehet bisweilen so weit, daß auswärtige Vocationen, wirkliche so gut als vorgegebene, das ordentliche Mittel und im eigentlichsten Verstande via ordinaria zu Zulagen werden, ohne die nicht leicht etwas erhalten wird, oder daß, wenn ein Professor zu dankbar für das bisherige ist, und einen noch so vortheilhaften auswärtigen Ruf ausschlägt, ohne sich dafür etwas auszubedingen, er alsdenn auch gewiß seyn kann, von freyen Stücken keine weitere Zulage zu erhalten. Am Hofe pflegt man über Eigennutz der Gelehrten zu klagen, wenn sie vorsichtiger handeln, und es mit einer Auction zu vergleichen. Freilich hat es seine unangenehme Seite, wenn ein Gelehrter sich gleichsam selbst in die Auction geben, und an den Meistbietenden verkaufen soll: und vielleicht ist es anständiger, nachdem er Einmahl einen Mangel des guten Willens in Belohnung seiner erkannten Verdienste bemerkt hat, bey Erhaltung eines vortheilhafteren Rufs ihn auf eine solche Weise anzunehmen, daß er selbst nicht

wieder zurück kann, als mit seinen Obern zu dingen, wie viel sie ihm nunmehr in Betracht des neuen Rufs bewilligen wollen. Allein wenigstens der Hof, oder die Mäcenaten haben kein Recht, den Gelehrten diese Auction vorzuwerfen, wenn sie ohne Versteigerung ihre Verdienste nicht zu belohnen belieben.

§. 79.

Ich will noch von beiden Arten, den Universitäten Lehrer zu geben, besonders reden.

Nichts ist in der That leichter, als die Professores auf der Universität selbst zuzuziehen, wenn man nur den Dingen ihren ordentlichen Lauf läßt, ohne zu hindern, oder zu sehr zu helfen. Die Grundlage der Deutschen Universitäten begünstiget die Sache wenigstens in drey Facultäten: blos die oberste macht eine Ausnahme, und weil diese so sehr in die Augen fällt, und man auf das, was ganz leichte und von selbst gehet, nicht merkt, so entstehen die so oft gehörten Klagen, es werde auf dieser oder jener Universität schwer, die künftigen Lehrer auf ihr selbst zu ziehen. Sie ist wirklich etwas unbillig: man sollte wenigstens die Einschränkung immer dazu setzen, in der theologischen Facultät.

Wer den Gradum angenommen hat, kann den Anfang machen, Collegia zu lesen. Der Versuch

glückt

glückt freilich den wenigsten, denn zu einem guten Lehrer auf Universitäten wird mehr erfodert, als zu den meisten andern Aemtern, bey denen eine gewisse brauchbare Mittelmässigkeit genug ist. Allein dafür ist auch die Anzahl derer desto grösser, die den Versuch wagen, weil sie die Schwierigkeiten nicht kennen, und bey der Lebensart eines Professors sich ich weiß nicht was für Glückseligkeit oder entzückende Ehre vorstellen. Unter diesen vielen werden doch immer einige die nöthigen Eigenschaften mit einander verbinden, die zu einem künftigen Universitätslehrer erfodert werden. Das Publicum siehet ihren Versuchen gelassen und gleichgültig zu, ohne selbst etwas zu wagen, es darf keine Kosten anwenden, es hat ihnen keine Beförderung versprochen, und wenn ihr Versuch misglücket, so läßt es sie da, wo es sie fand, sie mögen selbst ihr Glück suchen, und, vielleicht etwas zu spät für sich, eine andere Lebensart erwählen: -- -- und doch fehlt es, so gros ist der Enthusiasmus junger Studirenden für das Universitätsleben, nie an solchen, die auf eigene Gefahr und Kosten die Probe wiederholen wollen. Wird nun eine Profession erlediget, so findet man wol schon auf eben der Universität den geschickten Privatdorenten, dem man sie sicher anvertrauen kann, oder er ist bereits vorhin, weil man seine

Verdienste bemerkt hatte, über die ordentliche und nothwendige Zahl zum Professor ernannt.

Die Hindernisse, die diese glückliche Einrichtung der Universitäten fruchtlos machen können, sind theils, Theurung und allzuviel Luxus, die es dem noch nicht besoldeten Privatdocenten schwer machen, auf der Universität zu subsistiren, denn den Theil vom Luxu, der in das Auge fällt, muß er oft, um nicht verächtlich zu werden und sein Glück zu verderben, eben so gut mit machen, als der auf Praxin begierige Medicus zu Londen in Kutschen fahren muß: theils eine zu grosse Einschränkung und Abhänglichkeit von den Professoren, sonderlich wenn diese das Recht haben, ihnen das Lesen gewisser Collegien, die sie selbst halten, zu verwehren: endlich die allzugrosse Anzahl der Professoren selbst, denn wo diese im Uberfluß sind, wird es dem Privatdocenten schwerer, aufzukommen, und er siehet weniger Hoffnung vor sich, auf der Universität sein Glück zu machen. Der ersten Hinderniß helfen die Obern, wenn ihnen an der Sache gelegen ist, durch Stipendia ab: gegen die zweite müssen gute Gesetze gemacht, und nicht erlaubt seyn, den Privatdocenten an Haltung irgend eines in seine Facultät gehörigen Collegii zu hindern. Man gehet auch auf einigen Universitäten noch einen Schritt weiter, und läßt

ein besonderes Lectionsverzeichniß drucken, in welches die Privatdocenten ihre Collegia setzen, und dadurch früh genug bekannt machen können. Gegen die dritte Hinderniß ist kein Gegenmittel nöthig, denn man hat schon, was man sucht: ist eine Universität überflüssig mit Professoren versorget, so kann es eine Zeitlang zu ihrem Flor gleichgültig seyn, ob sie Privatdocenten hat, und Professores zuziehet, oder nicht, denn die nächsten Lücken, die entstehen könnten, sind vermuthlich schon zum voraus durch die überzähligen Professores ersetzt.

Die grösseste Hinderniß aber ist, wenn denen, die sich auf der Universität selbst zu künftigen Lehrern bilden wollten, der Muth dadurch genommen wird, daß man bey wirklicher Erledigung der Professionen nicht an sie denkt, und ihnen Auswärtige von nicht grösseren Verdiensten vorziehet, und, falls sie ja den Titel erhalten, ihnen doch, weil man sie einmahl hat, einen gar zu kleinen Theil der Besoldung, von dem sie nicht leben können, anweiset. Privatdocenten können zwar mit keinem Recht, ja nicht einmahl mit einem Schein der Billigkeit, fodern, daß die Obern ihnen Professionen geben und Salaria anweisen sollen, so lange keine erledi-get sind: das letzte ist auf den meisten Universitäten wegen bestimmter Einnahmen und Ausgaben der

Casse

Casse nicht einmahl möglich, und die Zahl der Professoren über ein gewisses Maas zu vermehren, ist schädlich. Sie können sich auch nicht mit Recht beklagen, wenn bey Erledigung einer Profession, zu der sie nur eine mittelmäßige Tüchtigkeit haben, ein berühmter auswärtiger Gelehrter berufen wird: denn ihnen ist nichts versprochen, sie sind nicht berufen, sondern arbeiten, weil sie es selbst so wollen, und die Universität braucht nicht mittelmäßige, sondern die besten Professores. Allein wenn die drey Fälle zusammen kommen, daß wirklich eine Profession erlediget ist, daß sie in eben dem Fach bisher mit öffentlichem Beyfall gelehret haben, und daß der Auswärtige keine merkliche Vorzüge vor ihnen hat, so ist es, zwar nicht im eigentlichen Verstande unrecht, aber doch hart und abschreckend, wenn sie blos darum nachgesetzt werden sollen, weil sie schon da sind, und man das, was man hat, weniger schätzt, als was man nicht hat. Ist dis ein paarmahl geschehen, so bleibt es von denen nicht unbemerkt, die auf der Universität ihr Glück zu machen suchen: sie sehen, daß dis langsamer komme, und kleiner sey, wenn man schon vorhin auf eben der Universität docirt hat, und gesetzt, sie hätten nun ihren Wunsch gerade auf diese Universität gerichtet, so werden sie vielleicht so scharfsinnig seyn, den

sicherern

sicherern Umweg zu wählen. Dieser besteht darin, daß sie den Anfang des Docirens auf einer andern Universität machen, sich durch Schriften und Bekanntschaften den Weg auf die Universität, die zu gern Auswärtige hat, bahnen, und warten, bis sie einen vortheilhaften Ruf auf sie erhalten. Alsdenn ziehet die Universität ihre Lehrer nicht mehr selbst zu, weil sie gegen ihr Eigenes etwas zu unbillig ist.

Wenn diejenigen, denen die Aufsicht über eine Universität aufgetragen ist, klagen, daß sie noch selbst zu wenig ihre Lehrer bilde, so werden sie bey genauerer Untersuchung vielleicht die eine oder die andere Ursache entdecken: überhaupt aber gilt die Regel, daß Wohlfeiligkeit des Orts, eine von allzugrossem Luxu entfernte unkostbare Lebensart, Freyheit, und Billigkeit der Obern gegen erkannte Verdienste, die Universität am geschicktesten machen, sich aus sich selbst zu recruitiren, und noch wol über das ein Seminarium von Professoren für auswärtige Universitäten zu werden. Fehlt etwas hiervon, so muß es durch Kunst und Unkosten, gleichsam in einem Treibhause ersetzt werden, und doch geschiehet es nicht so beständig, so sicher, so reichlich, und so gut, als wenn die Natur selbst ohne Treibhaus die Früchte zuwege bringt.

Wenig-

Wenigstens wird bey eigentlichen Anstalten zu Anziehung künftiger Lehrer viel Vorsichtigkeit nöthig seyn, wenn sie nicht auf der einen Seite das hindern sollen, was man durch sie befördern will. Unter zehn solchen, die einen Versuch zum Docirenmachen, ist vielleicht nur einer, der sich dazu schickt, und den einen kann man zum voraus nicht kennen: versuchen nun die zehn es blos für sich und auf ihre Gefahr, so bekümmert sich das Publicum um den Ausgang nicht; allein wenn das Publicum selbst sie zu dem Versuch aufmuntert, so muß es der Billigkeit gemäs ihnen doch auch eine Hoffnung zur Beförderung machen, und zwar nicht auf Universitäten, denn die haben so viele Professores nicht nöthig, auch nicht Platz für sie, sondern sie verlangen unter den zehnen, die den Versuch machen, nur einen, den besten, und auch den wol noch nicht jetzt, sondern künftig auf den Fall, wenn eine Vacanz entstehet. Dieser Schwierigkeit hilft man auf einigen Universitäten so ab, daß man Stipendiaten, die unter einer besondern Aufsicht studiren, und sorgfältiger zubereitet sind, eine Anwartschaft auf Beförderungen im Lande giebt, z. E. zu Marpurg den ordentlichen Stipendiaten zu Predigerstellen, und ihren Aufsehern, die Magistri zu seyn pflegen, und den anderwärts ungewöhnlichen Titel, Major, haben,

ben, zu Metropolitanstellen. Dis ist eine glückliche Einrichtung, durch die das Land gleichsam einen Depot erhält, aus dem die Obern wählen können, wenn Professores abgehen: nur daß die Stiftungen gemeiniglich blos für Theologen sind, und daß sie sich nicht zu der Kircheneinrichtung aller Länder schicken. Denn wo das Consistorium die geistlichen Stellen nach ganz andern Regeln besetzt, läßt sich dis nicht nachahmen, es wäre denn, daß zugleich wegen der gewissen Beförderung der Stipendiaten, und zwar nicht in die schlechtesten Predigerstellen, von dem Landesherrn ein Gesetz gemacht, und genau beobachtet würde: denn ohne diese Versorgung derer, die zubereitet werden sollen, bleibt die Anstalt nicht mehr dieselbige, sondern ist in einem wesentlichen Stück, das auf vieles andere seinen Einfluß hat, geändert. Allein auch dieses Gesetz läßt sich nicht überall ohne Härte machen: sind die Stipendiaten blos Landeskinder, so ist der Fall schon ganz anders, als wenn Einheimische und Auswärtige gleichen Zugang haben, und alsdenn zur Belohnung dafür, daß sie ein Stipendium genossen haben, den Landeskindern in den besten Beförderungen auch ausserhalb der Universität vorgehen sollten; käme aber gar dazu, daß fast immer Auswärtige gewählet werden müßten, vielleicht wegen Einrich-

tung

tung der Schulen, (denn wo die nicht gut sind, wird es schwer werden, solche zu finden, die zu Professoren zubereitet werden können) so würde ein Beförderungsgesetz dieser Art, das anderwärts gut ist, zu hart seyn, als daß es nur projectirt werden könnte. Alle solche künstliche Stiftungen sind ein System, das man nicht zur Hälfte nachahmen, sondern ganz übertragen muß, wenn es dasselbe bleiben soll: und diese insonderheit setzt gute Schulen zum voraus, wenn sie nicht beynahe allein für Ausländer bestimmt seyn soll. Sind sie blos für Landeskinder, so hängt ihnen bisweilen der Fehler an, daß sie zugleich hindern, Auswärtige auf die Universität zu berufen: doch dem kann durch das Auge des Auffehers der Universität abgeholfen werden.

Ich muß noch zwei andere ganz entgegengesetzte Fehler nennen, die eine solche Stiftung verderben könnten. Der eine ist, wenn die, welche zubereitet werden sollen, in allzugroser Unterwürfigkeit gegen ihre Auffeher stehen. Ohne die nöthige Freyheit bildet sich das beste Genie nicht recht, ja oft entwickelt es sich nicht einmahl so viel, daß es das Auge des Kenners auf sich zieht, sondern geht unter denen, die man für alltäglich hält, verlohren. Der entgegengesetzte Fehler, wenn den zum Versuch angenommenen zu viel Eitelkeit in das Gemüth gesetzt

wird,

wird, kann eben so nachtheilig seyn, und die ganze Absicht vernichten. Die allzulebhafte Vorstellung junger Leute, daß sie von den Obern ausgewählt sind, zu Professoren zubereitet zu werden, macht den Anfänger wol schon in seinem Herzen zum Professor, wenn auch unter 10 oder 20, mit denen der Versuch angestellet wird, nur einer es werden möchte: nun ist es schon unter ihm, noch selbst in Collegia zu gehen, die Bescheidenheit verliert sich, die guter Anweisung im Studiren gern folget, und andern den Muth macht, sie zu geben, und anstatt sich zuzubereiten, sucht er sich zu zeigen. Geschiehet dis, so ist die Bestimmung eines unter 10 oder 20 zum Professor, das nachtheiligste Geheimniß, das man ihm offenbaren konnte: und wenn er es nicht gewußt hätte, so hätte er vielleicht noch längere Zeit studirt, und mit mehrerer Furchtsamkeit den ersten Eintrit in die gelehrte Welt gewagt. Dazu kommt noch die Ungeduld, das Ziel zu erreichen, das er sich zu nahe und lebhaft vorstellete: trifft die Hoffnung nicht bald genug ein, so endiget sich die Wohlthat bey dem grösseren Theil in lauter Misvergnügen, und bey einigen der besten, darin, daß sie auswärtig ihr Glück finden. Das ist gut, aber es war vielleicht nicht der Zweck: und, sie zu verbinden, daß sie dem Lande dienen sollen, das die Kosten an

ihre Zubereitung wendet, wäre zu abschreckend, und in der That unbillig, wenn sie nicht auch auf ihrer Seite einer gewissen Beförderung versichert wären.

Diesen unangenehmen Folgen wird freilich vorgebeuget, wenn ein jeder Stipendiate eine gewisse Beförderung im Lande ausserhalb der Universität zu gewarten hat, und sich die Obern blos vorbehalten, dereinst bey Vacanzen auf der Universität den besten unter allen auszusuchen, um ihn der Universität wieder zu geben. Indes kommt es mir doch vor, je mehr die Zubereitung eines künftigen Lehrers in der Stille und ihm selbst unbewußt geschehen könnte, desto glücklicher würde sie gerathen, und noch einige Vortheile vor dem zum voraus haben, was öffentlich geschiehet. Nur würde diese Art der Zubereitung das Auge der Obern, und eine öftere Veränderung nach den jedesmahligen Umständen und Personen erfodern. Ich will den Fall setzen, der Curator einer Universität, der den Versuch machen wollte, künftige Lehrer zuzuziehen, gäbe einem Professor, der aber freilich selbst wohl ausgesucht werden müßte, in grösseſter Stille den Auftrag, einen unter seinen Zuhörern auszuwählen, der nach vollbrachten gewöhnlichen Universitätsjahren noch zwey oder drey Jahr, und zwar als Lernender, bey ihm bliebe, bey einigen gelehrten Arbeiten sein Hands-

langer wäre, und auf sein Zurathen erst einigen Anfängern durch Repetition eines Collegii (*) nachhülfe, und bald darauf einige ihm von dem Professor aufgetragene Collegia, zu denen er selbst nicht Zeit hat, läse, und dis alles auf besondere von dem Professor ihm verschafte Erlaubniß, ohne so gleich zu promoviren, damit er nicht gehindert würde, noch bisweilen ein Collegium zu besuchen; er genösse auf die zwey oder drey Jahre ein ansehnliches zu seiner Subsistenz hinreichendes Stipendium, doch

(*) Um nicht unrecht verstanden zu werden, und doch einen langen Periodum durch neue Einschiebungen nicht noch länger zu machen, setze ich es in eine Note, daß ich nicht von einer Repetition rede, in welcher der Repetente eben das noch einmahl ablieset oder aus dem Gedächtniß hersaget, was schon im Collegio gesagt war, und also das Collegium zum zweitenmahl lieset. Von einer solchen Repetition haben die Zuhörer wenig Nutzen, und der, welcher redet, vermuthlich Schaden, indem er sich gewöhnen muß Copey zu werden, und vielleicht noch dazu von einem Manne, dessen Genie mit dem seinigen nichts ähnliches hat. Blos die Repetition meine ich, die in einer Unterredung, und durch Frage und Antwort geschiehet, da der Repetente den Lernenden über das, was im Collegio gesagt ist, examinirt, und dieser wieder wegen dessen fragen kann, was er nicht recht verstanden hat. Diese Art zu repetiren ist die beste Zubereitung

ohne das geringste von dem Endzwecke zu erfahren, ja es würde ihm wol verborgen gehalten, daß es aus einer öffentlichen Casse komme, und nur gesagt, ein Gönner der Wissenschaften, der unbekannt bleiben wolle, habe den Professor in den Stand gesetzt, einem fleisigen Zuhörer zur Hülfe bey eigenen Arbeiten den Aufenthalt auf Universitäten zu verlängern: so müßte ich mich sehr irren, wenn nicht dieser Professor im Stande wäre, viel mehr zur besten Zubereitung eines künftigen Docenten beyzutragen, als

er

eines künftigen Docenten, denn sie lehrt ihn die Bedürfnissen des Zuhörers kennen, und wo dieser etwas nicht recht verstehen möchte, folglich der Vortrag umständlicher und deutlicher seyn müßte: sie nöthiget ihn, auf das zu merken, was der Professor, dessen Collegium er repetiren soll, saget, und den Sinn davon genau zu fassen, ohne deshalb ein Nachbeter von ihm zu werden, denn er sagt es nicht selbst wieder nach, sondern fragt nur darüber, oder erläutert es, wenn es dunkel war. Es versteht sich aber auch von selbst, daß in einem Repetitorio dieser Art nicht viele gegenwärtig seyn dürfen, sondern etwan drey oder vier Anfänger, die einer dem andern nicht viel vorzuwerfen haben, oder gute Freunde sind; denn sonst wird sich einer vor dem andern scheuen, zu antworten, und es wird Schande seyn, sich von einem, der noch selbst in beynahe gleichen Jahren ist, öffentlich examiniren zu lassen.

er würde thun können, wenn er Ephorus einer ähnlichen Anstalt hiesse, die blos den Fehler hat, ein wenig zu bekannt und öffentlich zu seyn. Selbst der Umstand trägt viel dazu bey, wenn der Professor ihn in gelehrten Sachen zu seinem Amanuensis gebrauchen kann, denn dabey profitirt der, welcher gebraucht wird, am meisten, und dis ist eben die Ursache, warum so oft Dürftige es den Bemittelten von gleichen oder grösseren Gemüthskräften zuvorthun. -- -- -- Ich weiß, daß bisweilen etwas von der Art geschehen ist, und zwar nicht blos von Curatoren einer Universität, sondern auch von vornehmen Gönnern der Wissenschaften aus eigenen Mitteln, und das mit glücklichem Erfolg. Doch habe ich in dem völligen Umfang, wie hier das Project entworfen ist, noch kein Experiment davon gesehen: ich will es also von manchen andern Vorschlägen unterscheiden, und blos mit dem zweifelhaften Nahmen, Project, zur Prüfung auszeichnen.

Wenn der, welcher zum Professor zubereitet werden soll, noch vorher, ehe er den Anfang macht, auch nur als Privatdocent Collegia zu lesen, eine andere Universität besucht, so ist es vortheilhaft, und, wo ich nicht irre, noch vortheilhafter, als die eigentlich sogenannten gelehrten Reisen in auswärtige Länder. Mancher, der diese noch nicht nutzen

kann, wird doch von einer andern Universität, auf der er etwas länger bleibt, und Collegia hört, die auf seiner Universität nicht eben so gut gelesen werden, fremde Schätze der Gelehrsamkeit und einige neue Vortheile der Methode mitbringen. Dieser Vorschlag gehört nicht zu den Projecten, das heißt, er ist nicht neu. Ein Fürst, dessen Liebe zu den Wissenschaften und Geschmack seine Unterthanen sehr rühmen, hat noch kurzens zu diesem Endzweck Stipendia an solche gegeben, die er für seine Universitäten zubereiten wollte: und an einem königlichen Hofe ist Bemitteltern, die man der Universität bestimmete, der Rath gegeben worden, vorher fremde Universitäten zu besuchen.

§. 80.

Bey aller Leichtigkeit, mit der die juristische, medicinische, und philosophische Facultät Docenten zuziehet, unter denen noch dazu immer einige den ältern Professoren den Applausum nehmen, macht die einzige theologische Facultät eine Ausnahme, und auf mehr als Einer Universität, wo die Klage gehört wird, daß die Zuziehung der Professoren nicht glücken wolle, und man stets Auswärtige suchen müsse, gehet sie, wenn man etwas genauer nachfragt, am Ende nur auf diese Facultät. Dis muß

doch

doch eine Ursache haben, vielleicht in einem Fehler, der blos in den Statuten und Einrichtung dieser Facultät begangen wird: und man darf nur fragen, wie es um die Privatdocenten in der Theologie stehe? so wird sich der Fehler gleich entdecken. Andere Facultäten ertheilen ihre sogenannte höchste Würde, Studenten, die sich dazu qualificirt haben, und den Versuch machen wollen, zu lesen: allein das thut ordentlich die theologische nicht, sondern sie verlangt, daß derjenige, der Doctor werden will, schon vorhin in einem ansehnlichen Ehrenamte stehen soll, welches auf einigen Universitäten durch die Gesetze sehr genau bestimmt ist. Sind andere Facultäten zu verschwenderisch mit ihrer höchsten Ehre, so ist sie bey Ertheilung derselben zu gewissenhaft: und wie soll nun die Universität Professores zuziehen, wenn es denen, die noch nicht Professores Theologiä sind, nicht erlaubt ist, einen Versuch im Lesen zu machen? Auf einigen Universitäten hat die Facultät noch kräftigere Mittel, zu hindern, daß sich kein künftiger Professor neben ihr bilde: hat einer aus dem Stadtministerio die theologische Doctorwürde angenommen, so verbieten ihm doch die Statuten der Facultät das Lesen, und er ist blos Titulärdoctor. -- -- -- Nun ist es doch wol begreiflich, warum es so schwer wird, Professores Theologiä zuzuziehen: weil alte Statuta,

oder die Professores selbst, es hindern, und wenn ja endlich von der Sache die Rede ist, ihr eine solche Wendung geben, daß allenfalls ein Professor in die philosophische Facultät, nicht aber in die, zu welcher sie selbst gehören, zugezogen werden könnte. Die reine Lehre, und die symbolischen Bücher, geben Statuten dieser Art einen scheinbaren Vorwand, und es bringt der theologischen Facultät Ehre, wenn sie es bey der Prüfung ihrer Candidaten genauer nimt, als die übrigen, und eben dadurch viele Candidaten abschrecket. Allein es kann auch in der Strenge der Prüfung zu weit gegangen werden; und wenigstens entstehet die Folge, daß die theologische Facultät keine Docenten zuziehet. Manchem wahren und grossen Gelehrten, der als Professor der Theologie einer Universität Ehre machen würde, sollte doch wol bange werden, wenn er von solchen, die ihm nicht wohl wollten, und nicht mit ihm ins gleiche sähen, examinirt würde, und das unter Furcht der Abweisung, so bald er nicht in allen Theilen der Theologie bestände, unter denen ein einziger vielleicht einen eigenen Mann erfodert. Der eine möchte in der Kirchenhistorie, der andere in der Schultheologie des vorigen Jahrhunderts, der dritte in den Sprachen, sich seiner schwachen Seite bewußt seyn: und es liessen sich sehr berühmte

Theolo-

Theologen nennen, die noch dazu Universitäten in Aufnahme gebracht haben, denen unter solchem Vorwand die Doctorwürde etwas schwer hätte gemacht werden können.

Wie selten, die Frage werfe ich auf, können bey solchen Statuten, und so vieler Strenge, Professores Theologiä auf einer Universität zugezogen werden? Ist es nicht Wunder, daß es noch bisweilen auf einigen, die solche Gesetze und Strenge haben, geschiehet? -- -- -- Man antwortet gemeiniglich, die philosophische Facultät solle den Mangel ersetzen, und die Pflanzschule der theologischen werden? Die Antwort ist schon für sich sonderbar, und keine andere Facultät ist in der Verlegenheit, sie geben zu dürfen. Allein wir wollen sie nehmen, wie sie ist, und untersuchen, ob es auf den meisten Universitäten nach ihrer jetzigen Einrichtung möglich ist.

Der Studiosus Theologiä, der sich der Universität widmet, promovirt in der philosophischen Facultät, und wird Magister. Bleibt er am nächsten bey der Theologie, so liest er entweder philosophica, das heißt, Logik, Metaphysik und Moral, oder über den Grundtext der Bibel: und dis thut er, wenn er etwan dereinst Professor Theologiä zu werden wünschte. Gesetzt, er ist nun der beste, und reussirt so, daß er alle Erwartung übertrift, so ist ein Pro-

fessor der Logik und Metaphysik, oder der morgenländischen Sprachen zubereitet, aber vor der Hand noch kein Professor der Theologie. Freilich hat man in der Theologie, Philosophie und Sprachen nöthig, und zwar beide zusammen, da er vermuthlich nur eins von beiden treibt: allein beide zusammen sind denn doch noch nicht Theologie selbst, sondern nur die Augen, mit denen sie sieht. Was beide lehren, muß in ein System zusammengetragen seyn, wenn es Theologie heissen soll: und noch über das muß, nach der jetzigen Einrichtung, der Lehrer der Dogmatik auch die Schultheologie und Terminologie der Vorfahren, und, die beiden ihr Licht giebt, die Kirchenhistorie kennen. Eigentliche theologica darf der Magister nicht lesen, nicht Bibel, wie er sie durch Hülfe der Sprachen verstehet, und Philosophie, in Dogmatik oder theologische Moral zusammensetzen: ist es nun Wunder, daß der nicht zubereitet wird, den man nicht zubereitet haben will? Wahrhaftig nicht viel mehr, als wenn etliche in der mediciniſchen Facultät promoviren und lehren, und über einige Jahre macht man die unangenehme Entdeckung, daß keiner von ihnen im Stande ist, eine juristische Profession zu füllen.

Der Professor Philosophiä ist gleichfalls an den meisten Orten vom Lesen theologischer Collegien ausge-

ausgeschlossen. Je mehr er sich seiner eigenen Disciplin widmet, desto mehr muß er sich von den übrigen Hülfs- oder Hauptdisciplinen der Theologie entfernen, und von Jahren zu Jahren die Anlage, die er zu einem Professor der Theologie gehabt haben könnte, mehr verlieren. Wollte man ihm denn nach vielen Jahren eine theologische Profession auftragen, und sie soll nicht blos ein Titel seyn, so wird er, wenn er ja Lust hat sie anzunehmen, in vielen Dingen wieder von vorn anfangen müssen, und dazu ist man in einem gewissen Alter nicht mehr geschickt. Ist er aber ein berühmter Mann, so wird er, wenigstens auf den Universitäten, auf denen die Professores aller Facultäten gleich sind, und nicht jede Facultät oder Profession ihre eigenen Stiftungen hat, nicht einmahl Lust zur Veränderung bekommen. Ist die theologische Facultät in Range und Einkünften höher, so könnte ihn dis freilich bewegen, um eine Zeit, da es nicht mehr gut ist, ein Theologus zu werden. Göttlichen Ruf nennet man dis im strengeren Verstande nicht: und mehr wahre Ehre bleibt es, in der Wissenschaft, die man lange getrieben hat, berühmt, als in der neuen ein Beygänger zu seyn.

Man wird sagen, die Professores Philosophiä, die Lust hätten, theologische Collegia zu lesen, sollten

promo-

promoviren. Wenn sie das thun wollten, so können sie es freilich thun: allein es wäre doch eine Art von Verleugnung, und diese noch mit einer Gefahr verknüpft. Die Ehre eines Professors, der Doctor Theologiä werden will, steht völlig in seiner Collegen Gewalt: denn den Gelehrten wird man nicht leicht finden, der sich auf alle Theile der Theologie so gelegt hätte, auf jedwede Frage unvorbereitet antworten zu können. Hier ist weiter nichts nöthig, als etwas böser Wille, um ihn unter einem Vorwand, über den allein die Facultät Richter ist, abzuweisen: und ist er ihr zum Unglück zu gelehrt, so darf sie nur an seiner Orthodoxie etwas auszusetzen finden. Keins von beiden wird sie bey einem, der schon Professor Theologiä ist, oder bey einem Auswärtigen thun: allein wenn sie es eben nicht rathsam fände, den Professor Philosophiä theologica lesen zu lassen, so - - - wird sie es freilich nicht thun, das versteht sich von selbst, aber er möchte es doch befürchten. Und dabey wäre vielleicht auf mancher Universität, wenn ein Professor Philosophiä, der noch keine theologische Profession hat, die summos honores theologicos annähme, dis nicht viel weniger, als wenn er in die Zeitungen setzen liesse: ich erkenne und bekenne, daß meine Obern mich nicht für tüchtig halten, eine theologische Profession,

fession, die ich gern haben wollte, zu verwalten, sonst hätten sie sie mir vorhin gegeben: ich aber will mich bestreben, mich dazu tüchtig zu machen, und darum habe ich den Doctortitel gesucht, und, nach einem demüthigenden Examine von solchen, die meine Collegen sind, erhalten. -- Wenn aber auch alles dis nicht wäre, so bekommt doch ein Gelehrter seine Wissenschaft mit der Zeit lieb, und will sie nicht gern mit einer andern vertauschen: sonderlich wenn in der einen mehr Freyheit zu denken ist, als in der andern.

Wo der Fehler liegt, das wird man nun wohl erkennen, und es müßte ein wahres Wunderwerk seyn, wenn bey dieser Einrichtung die theologische Facultät eben so glücklich in Zuziehung künftiger Lehrer seyn sollte, als die juristische und philosophische. Allein wie soll er gebessert werden? Soll sie ihre Doctorwürde etwas niedriger halten? und an gelehrte Studenten, die noch kein Amt haben, an solche, die in der Dogmatik und nach Einem Theil der Theologie hinlänglich bestehen, vergeben? --- Ich sehe freilich nicht, warum dis nicht geschehen könnte, da doch die juristische Facultät, die ihre Doctorwürde eben so hoch hält, und die medicinische, von deren höchster Würde noch dazu Leben und Tod abhängt, es thut. Gesetzt, diese Facultäten

täten sind bisweilen zu freygebig, könnte denn aber nicht zwischen zu viel Güte und zu viel Strenge eine Mittelstrasse getroffen werden? Man tadelt sie doch nicht, wenn sie Candidaten, die eben ihre Universitätsjahre geendiget haben, den Doctorhut ertheilt, falls sie nur im Examine wohl bestanden sind: man rühmt es vielmehr, und erzählt, daß er würdig vergeben sey, und lobt den jungen Doctor. Könnte denn das die theologische Facultät nicht auch thun? oder giebt es keine Studiosos Theologiä, die eben so würdig sind? Das wäre doch ein schlechtes Lob für die Lehrer! Doch nein, das ist gewiß der Fall nicht, und nach der gewöhnlichen Art zu studiren, sollte man ehe erwarten, daß es unter den Theologen noch mehr des Doctortitels würdige geben müßte. Daß Einer in allen Theilen der Theologie bewandert seyn, und im Examine von ihnen Rede und Antwort geben sollte, würde ohnehin eine zu weit getriebene Foderung seyn: die meisten Professores Theologiä sind doch Magistri, wollten sie sich aber wol in allen den Disciplinen, die zur philosophischen Facultät gehören, scharf examiniren lassen?

Doch ich glaube selbst, daß nach der jetzigen Einrichtung der Universitäten dis nicht das nächste Mittel ist, durch welches geholfen werden soll: denn

denn da es einmahl so eingeführet ist, den theologischen Doctortitel selten zu halten, und dis doch auch seine gute Seite hat, und wenigstens die Facultät, die davon abginge, machen würde, daß man ihren Doctortitel für geringer hielte als einen auswärtigen, so würde eine Aenderung schwer werden. Selbst die niedrigern academischen Würden, von Licentiat und Baccalaureus, wird manche theologische Facultät ungern an Studenten, die noch kein Amt haben, geben, und die Nahmen lauten auch schon an einigen Orten so sonderbar, daß man nicht sehr begierig seyn wird, sie zu suchen. Ein leichteres Mittel ist nöthig, und das nicht in der Gewalt der Facultät, sondern der Obern stehen muß, so lange die theologische Facultät nicht gleiche Willfertigkeit als die übrigen drey gezeigt hat, jungen Leuten zu erlauben, daß sie sich zu eigentlichen theologischen Professionen zubereiten: (denn wo sie dis thut, da hat man die Sache schon, die wir suchen, und es ist kein neues Mittel nöthig.)

Es bestehet darin. Solchen Studiosis Theologiä, die eine hinlängliche Zeit, ich will gern aus Ehrerbietung gegen die Theologie und aus gutem Herzen für Gründliche Gelehrsamkeit sagen, fünf Jahre, auf Universitäten studirt haben, fleißig gewesen sind, und Lust bezeigen, ihr Glück mit Lesen

theologischer Collegien zu versuchen, werde die Erlaubniß ertheilt, es zu thun, nachdem man von ihrer Geschicklichkeit in einem oder dem andern Theil der Theologie durch ein Examen oder durch Schriften überzeugt ist. Ob sie vorher Magistri sind, das thut nichts zur Sache, da dis doch keine theologische Würde ist: man kann es zur Bedingung machen, man kann es auch unterlassen, und ihnen, wenn sie ja einen Titel nöthig haben, einen andern geben, der sich leicht wird ausfindig machen lassen. Nur muß, wenn der Zweck erreicht werden soll, die Erlaubniß nicht blos auf Repetition fremder, sondern auf das Lesen eigener theologischer Collegien gehen: jenes ist, wenn es im Discours geschehen soll, schwerer, und überaus wenigen Genies gegeben, die geschickt sind, sich in eine fremde Denkungsart einzuwerfen, es bildet auch den Docenten nicht aus, weil es ihm nicht Gelegenheit giebt, selbst für sich zu denken, es macht ihm nicht die Lust, die man nöthig hat, um alle Kräfte anzuwenden. Alles dis thut die Erlaubniß, eigene Collegia zu lesen, so, wie sie in allen andern Facultäten üblich ist: und der Beyfall, den der angehende Docent darin erhält, oder nicht erhält, wird zeigen, ob man ihn künftig mit Nutzen zum Professor der Theologie brauchen könne. Freyheit ist es, die sonst auf Universitäten so viel

den Wissenschaften nützliches zuwege bringet: durch sie, freilich durch gemäßigte Freyheit, wird auch hier alles am leichtesten gerathen, und sich von selbst geben.

Ich weiß wohl, was man hierbey erinnern wird: der Vorschlag gehe nicht an, weil man besorgen müsse, daß der Magister oder Candidate etwas wider die Orthodoxie und symbolische Bücher vorbringen möchte. -- -- Diese Furcht ist doch wirklich nicht sehr wahrscheinlich, und man darf es vielleicht von ihm weniger besorgen, als von dem Professor der Theologie selbst: denn wenn er es thut, so stört er natürlicher Weise auf einmal sein noch zukünftiges Glück, und die Erlaubniß, theologica zu lesen, hört vermuthlich so gleich auf. In der That ist auch rathsam, sie immer dergestalt zu geben, daß sie von den Obern nach Belieben wieder zurück genommen werden kann: und sie auch wirklich zurück zu nehmen, so bald er gegen die symbolischen Bücher lehret. Denn ob man gleich niemanden zwingen soll, zu glauben, was in ihnen stehet, so ist doch billig, daß niemand es unternehme auf einer Universität, auf welche die Jugend geschickt wird, um die Lehrsätze der Luthrischen oder Reformirten Kirche zu lernen, die Theologie zu dociren, wenn er selbst diese Lehre in Hauptsachen für unrichtig hält, gehet er aber in minder wichtigen Lehrpuncten von ihnen ab, so

kann er sich die Bedingung mit gutem Gewissen gefallen lassen, davon in den Collegiis, die ihm erlaubt werden, zu schweigen, sonderlich ein Anfänger, dem es nicht schaden wird, wenn er seine besondern Meinungen noch erst einige Jahre genauer untersucht. -- -- -- Ich will aber hier blos von symbolischen Büchern verstanden seyn, und nicht von Lehren der Theologen, die in ihren Compendien stehen: denn die sind weder Orthodoxie, noch Kirchengesetze, und wol so veränderlich, daß jetzt orthodox ist, was im Anfange dieses Jahrhunderts heterodox war. Man denke nur an die Lehren von Tanzen, Spielen, und Comödien, so hat man ein Beyspiel: und ich vermuthe, in der Dogmatik werden sich auch welche finden. Von diesen mag der Magister oder Candidate, dem das Dociren erlaubt ist, abgehen, so viel er will, so haben ihn die Obern desfalls nicht für heterodox zu halten, und sind gar nicht in ihrem Gewissen verpflichtet, ihm die gegebene Freyheit wieder zu nehmen: nur muß er auch seine Meinung mit Bescheidenheit, und ohne Beleidigung der vielleicht anders lehrenden Professoren vortragen.

Aber, ein Professor oder Doctor Theologiä hat auf die symbolischen Bücher einen Eid geschworen, und der Candidate oder Magister hat es nicht gethan:

thun: man hat also die nöthige Sicherheit nicht bey ihm, daß er nicht heimlich irrige Lehren ausbreite! -- -- Dis ist ein neuer Einwurf, der mir gemacht werden wird. Nun glaube ich zwar wirklich nicht, daß ein junger Mensch leicht heimlich seine Lehren ausbreiten wird: dis ist die Sache der Alten, und er sagt der Welt und den Zuhörern lieber von neuen Erfindungen. Ich weiß auch nicht, ob man bey dem Eide auf die symbolischen Bücher so völlig sicher ist: viel schöne Anmerkungen von der Auslegung der Eide, aus denen sich eine ganz bequeme Casuistik zusammensetzen liesse, habe ich selbst von Theologen gehört. Allein wenn man ja einen Eid haben will, so kann ihn ja der Candidat, der die Freyheit erhält zu dociren, eben so gut leisten. Rathen wollte ich zwar nicht dazu, weil die Vervielfältigung der Eide, sonderlich der Religionseide, etwas bedenkliches ist: und es liesse sich noch wol ein Vorschlag thun, bey dem man sicherer stände, als bey allen Eiden auf symbolische Bücher. Diese schwört mancher, ohne je die symbolischen Bücher gelesen zu haben, und widerspricht ihnen, ohne meineidig zu werden, täglich. -- -- -- Man fodere also ohne Eid von denen, welchen die Erlaubniß gegeben werden soll, eine mündliche und schriftliche Erklärung, daß sie, 1) die symbolischen Bücher

wirklich gelesen haben, 2) so lange, als sie sich der ihnen gegebenen Erlaubniß, Collegia theologica zu halten, bedienen, in den Collegiis nichts vortragen, oder ihren Zuhörern heimlich beybringen wollen, das den symbolischen Büchern zuwider sey. Man lasse sie, wenn es beliebig ist, diese Erklärung alle Jahr wiederholen, und will man noch sicherer gehen, so trage man der Facultät auf, sie ihnen abzunehmen. Dis wird auch deswegen mehr ausrichten, als mancher strenge Religionseid, weil man das Versprechen halten kann: wer aber gar zu viel versprechen muß, der chicanirt über den Sinn der Zusage, und hält nichts.

§. 81.

Will man die Professores von auswärtigen Universitäten berufen, und nicht gern eine abschlägige Antwort erhalten, so kommt es, ausser einer ansehnlichen Besoldung, grössestentheils auf die vier Stücke an: Ruhm der Universität, (nach welchem die Professores mannigmahl ihre Ehre und gleichsam einen Rang abmessen) Anzahl der Studirenden, (denn von dem hängen ihre Einkünfte ab) Güte der Obern gegen die Professores, und Gewißheit, daß ein Professor, wenn er will, seinen Abschied und Erlaubniß, in andere Dienste zu gehen, erhal-

erhalten kann. Wo diese Dinge mangeln, wird vielleicht die stärkste Besoldung nicht reitzen.

Schlagen auswärtige Professores den an sie ergangenen Ruf aus, so haben die Rufenden nicht Ursache, es für ein Unglück oder Beleidigung anzusehen, wenn nur keiner der vorigen Mängel zum Grunde liegt, oder es mit Verachtung geschiehet. Sie haben die Vocation an ihrem Orte genutzet, und sind dafür im Herzen Freunde. -- -- Will man aber doch bey einem vorzüglich berühmten Manne, den man für sehr unentbehrlich zum Ruhm der Universität hält, gewiß seyn, daß er den Ruf nicht zur Verbesserung auf seiner eigenen Universität anwende, so ist auch dazu ein Mittel möglich, das aber selten gebraucht wird: ihm gleich die höchsten Bedingungen, die man geben will, anzutragen, und zu verlangen, daß er sie ohne Correspondenz und Rücksprache mit seinen Obern entweder ausschlage, oder, so viel bey ihm stehet, annehme, mit einem Revers, nicht wieder zurück zu gehen. Ich hoffe, er wird den Revers halten: wenn er das nicht thut, so weiß ich freilich kein weiteres Mittel, ihn dazu anzuhalten. Es ist nicht der Revers eines Officiers, von dessen Bruch mehr Ungelegenheiten entstehen.

§. 82.

Noch Ein Wort, von dem Abschied, der den Professoren nicht mit Gewalt verweigert werden muß, wenn eine Universität blühend bleiben soll.

Es scheint zwar eine Ungleichheit zu seyn, wenn der Landesherr das Recht entweder nicht hat, oder doch nie übet, einem Professor ohne sein Verschulden den Abschied zu geben, so bald er ihn nicht weiter nöthig hat, oder einen bessern bekommen kann; und der Professor berechtiget seyn soll, seinen Abschied zu fodern, wenn er sich einer bessern Stelle auf einer andern Universität versichert hat. Ohne viel davon zu sagen, wie billig doch diese Ungleichheit seyn möchte, ist es genug, daß sie nothwendig ist, und wenn der Landesherr auch ordentlich in der Bestallung das Gegentheil ausbedünge, er es doch nicht wagen könnte, von seinem sorgfältig ausbedungenen Recht Gebrauch zu machen, ohne die Universität durch ein paar Beyspiele ausser Stand zu setzen, künftig einen auswärtigen Gelehrten, der sich seiner Verdienste bewußt ist, zu erhalten.

Auf einigen Universitäten ist es wirklich gewöhnlich, in die Bestallung die Bedingung einer halbjährigen Lose von der einen oder andern Seite einzurücken, so daß auch der Landesherr das Recht

hat,

hat, dem Professor den Dienst aufzukündigen. Und gerade auf den Universitäten wird so wenig Gebrauch von dem Rechte gemacht, daß die Auslassung beynahe als Ersparung des Papiers angegeben werden könnte. Es dürfte auch nur ein oder zweimahl geschehen, so würde der Landesherr sicher seyn, daß kein Auswärtiger von einigen Verdiensten einen Ruf auf seine Universität annehmen, und jeder auf ihr erzogene, der Geschicklichkeit bey sich fühlet, auswärtige Vocationen suchen würde. Er müßte also das Ueberbleibsel behalten, das ihm alle auswärtige Universitäten gönnen wollen: oder sich seines Rechts, die Dimission zu ertheilen, eben so förmlich, oder noch förmlicher, wieder begeben, als er es sich vorhin ausbedungen hat. Denn freilich ein Gelehrter, der unvermuthet seine Dimission erhielte, wäre zu übel daran, als daß sich einer, der es nicht schlechterdings nöthig hat, in diese Gefahr setzen wird: und es sind noch immer genug Universitäten in Deutschland, wo ohne sein Verschulden kein Professor dimittirt werden kann.

Eben so bedenklich ist es, wenn Professores den Abschied suchen, ihnen denselben schlechterdings, und durch ein Gebot, zu verweigern. Ihn auf gute Weise schwer machen, -- -- -- das geht an, und das nehmen sie selbst so wenig übel, daß die Hälfte

derer, die ihren Abschied fodern, nichts weiter, als eine abschlägige Antwort, mit einer Zulage, oder Verbesserung des Ranges, wünschen. Wie vergnügt ist mancher über das, Nein, und wie betreten über das, Ja? -- -- -- Allein wenn einem Professor, der auswärtig vortheilhaftere Anträge hat, die Dimission durch ein Machtwort, und ohne proportionirte Verbesserung, versaget wird; so rede ich nicht von Härte, sondern ich sehe nur diese einzelne Verweigerung als den Anfang an, daß die Universität in Verfall kommt. Es geschieht langsam, aber desto gewisser, und die Folge wird erst alsdenn merklich, wenn es schwer oder unmöglich ist, ihr abzuhelfen. Sollte sich keine Universität in Deutschland finden, die dis mit ihrem Beyspiel bestätigte? Ich glaube es, daß ich von einer blos nützlichen Erscheinung rede: ich will aber doch erzählen, wie es ohngefähr zugehen würde.

Die Sache bleibt nicht verschwiegen, und wenn die Gelehrten sonst nichts können, so reden und schreiben sie, fast wie das eine unterirdische Volk, das den Grund zu allem Unglück des Kayfers Nicolaus Klimmius legte. Das einzige Beyspiel des verweigerten Abschieds wird in ganz Deutschland bekannt: Misvergnügen und Eitelkeit desjenigen, dem er verweigert ist, tragen gemeinschaftlich das

Ihrige

Ihrige dazu bey. Giebt gar der Landesherr einen Befehl, keine auswärtige Vocationen anzunehmen, so kann es noch weniger verborgen bleiben. Doch wenn er auch das nicht thäte, wenn er dem Professor, der wirklich einen Revers von sich gestellet hätte, seine Dienste nie zu verlassen, die Dimission mit dem besten Recht versagte, so wird doch geklagt, und auswärtig geglaubet werden, weil der Landesherr sich nicht zur Erörterung der besondern Umstände herablassen kann. Nunmehr heißt es, auf der Universität könne niemand den Abschied erhalten, ein jeder sey glebae adscriptus; und wenn die ganze Sache wol schon zehn oder zwanzig Jahre vorbey ist, und sich alle diese harten Grundsätze längstens geändert haben, fällt es doch noch wol einem etwas windigen Professor ein, die alte Historie in unsere Zeit überzutragen, und auszusprengen, daß ihm die Annehmung fremder Vocationen, die er nie hatte oder nie annehmen wollte, ich weiß nicht bey welcher schrecklichen Strafe, untersagt ist. Seine Wahrhaftigkeit muß im Publico sehr verdächtig seyn, wenn er nicht Glauben findet, und den Vorwurf, der längstens aufgehöret hatte wahr zu seyn, verewiget. (Verewigen ist zwar wirklich ein zu figürlicher Ausdruck: allein ich streiche ihn nicht aus. Bey Gelehrten stehet er an der rechten

Stelle,

Stelle, gleich bey dem ewigen Nachruhm, den Gellert so richtig in einer Fabel beschrieben hat.)

Nunmehr ist es schon unmöglich, einen Auswärtigen, der wahre Verdienste hat, auf die Universität zu bekommen, oder der Landesherr müßte so viel bieten, daß der Gelehrte nie hoffen kann, in seinem Leben mehr zu erhalten: und doch verkauft auch dafür nicht jeder seine Freyheit. Hat also die Universität nicht schon alles in sich, zieht sie nicht in allen Facultäten Professores in der größten Verschiedenheit und Vortrefflichkeit zu, so daß sie, ein wahres Gegengewicht gegen das übrige gelehrte Deutschland, alles fremde entbehren kann: so sinkt sie, erst in Mittelmäßigkeit, und denn langsam und sanfte noch tiefer, bis einmahl die schädlichen Grundsätze öffentlich genug desavouirt werden. Doch dis ist nur noch der erträgliche Schade: vielleicht bilden sich auf ihr selbst, wenn sie zahlreich und blühend ist, künftige Lehrer. Allein selbst unter diesen hüten sich die besten nunmehr sorgfältig vor dem Professortitel, der sie binden würde: sie machen auf ihr als Privatdocenten den Versuch des Universitätslebens, und haben keinen andern Zweck, als, auswärtig anzukommen. Dis glücket ihnen vermuthlich: die den Abschied verweigernde Universität wird wirklich das beste Seminarium der auswärtigen

wärtigen Universitäten, denen sie keine Professores gönnet, und den Ueberrest von Privatdocenten behält sie. Dis, und die Unmöglichkeit, berühmte Männer von auswärtigen Orten zu erhalten, muß doch wol am Ende eine Auszehrung werden. Und dabey ist noch beyläufig das Unglück, daß nicht einmahl ein auswärtiger Mäcenas es waget, der den Abschied verweigernden Universität ihre unnützen Professores abzunehmen, weil er glaubt, sie werden nicht zu erhalten seyn: denn wo nur dis Vorurtheil nicht ist, werden bey Stiftung neuer, oder Verbesserung alter Universitäten immer einige von dieser Art abgehen. Sie behält also ihre schlechten Professores gewiß, und ein sonderbarer Glücksfall muß es seyn, der ihr gute giebt.

Die Universität hat den meisten Vortheil, die den grössesten Ruf der Freyheit vor sich hat, und selbst der unschuldige Schein des Gegentheils ist schädlich. Bisweilen verlangen die Obern von einzelnen Professoren bey Verbesserung ihres Salarii Reverse, daß sie keinen auswärtigen Ruf annehmen wollen. Allein wozu soll dis helfen? denn wenn denn doch nun künftig der Gelehrte sein Wort nicht gern halten will, würde es doch bedenklich seyn, auf dem Revers zu bestehen: die Sache, daß man ihm den Abschied verweigerte,

würde

würde auskommen, und der besondere Grund dazu bliebe dem Publico unbekannt, also bekäme die Universität den bösen Nahmen, daß die Professores ihre Dimission nicht erhalten könnten. Ich weiß Exempel, wo wirklich Professores einen solchen Revers von sich gestellet hatten, bald darauf den Abschied suchten, und ihn erhielten, weil es bedenklich schien, ihnen Gelegenheit zu lassen, irgendswo vorzugeben, daß ihnen der Abschied verweigert sey. Das einzige, was die Professores auf allen Universitäten gleichsam durch eine gemeinschaftliche Uebereinstimmung dem Landesherrn einzugestehen scheinen, ist, daß er berechtiget sey, ihnen den Abschied zu verweigern, wenn er sie eben so vortheilhaft setzt, als sie bey dem neuen Ruf auf einer andern Universität stehen würden. Doch, wer hat ihre Stimmen auch darüber eingeholt? Und der Fall ist so selten, daß er nicht verdient, noch mehr von ihm zu reden.

Staatliche Bibliothek Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Michaelis, Johann David,

Raisonnement über die protestantischen Universitäten in Deutschland

Bd.: 2

Frankfurt und Leipzig (1770)
Bamberg, Staatsbibliothek -- H.l.o.594(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11688280-4
VD18 80367836-001